



ISBN 978-3-7541-5097-9
www.epubli.de

Manfred Wasner

Das soziale Leben rund um unbewegliche Sachen

Erinnerungen zum Werden des „Wohnen und Arbeiten“ sowie der „Sockelsanierung“ in Wien“

neobooks

neobooks – ein Service der Neopubli GmbH, Berlin

© 2021 Copyright by Manfred Wasner

In der Wirklichkeit entwickeln sich die Dinge meist ganz anders, als unsere Schulweisheit das voraussetzt. In 80 kurzen chronologisch geordneten Erinnerungen auf 264 Seiten berichtet der Verfasser vom Menschlichen, - oft Erheiternden, - ohne das es zu den geschilderten sozial bedeutenden Entwicklungen nicht gekommen wäre, - wie zur geförderten "Sockelsanierung" bewohnter Häuser und zu den vielen "Wohnparks" des "Wohnen und Arbeiten" in Wien. Dies soll dazu beitragen, sich den täglichen Aufgaben mit einer gewissen Lockerheit zu stellen, - im Privaten ebenso wie im Beruflichen der unterschiedlichen Sparten.

Über Manfred Wasner

Beim Studium der Architektur wünscht sich der Verfasser, womöglich sachkundiger Auftraggeber zu werden und nicht der dienstleistende Architekt - am besten für soziale und öffentlich geförderte Projekte. Tatsächlich darf er genau das dann auch sein ganzes Berufsleben lang tun, unter anderem als Geschäftsführer der MIGRA Gemeinnützige Wohnungsges.m.b.H., der ARWAG Bauträger GmbH und der >kabelwerk< bauträger gmbh. Als Rentier gibt er nun seine Erinnerungen zur Immobilien-Entwicklung weiter, besonders zum „Menschlichen“ dabei.

Die Abbildungen auf dem Umschlag des Buches

Die 14 Fotos und 4 Zeichnungen am Umschlag sind eigene Bilder des Verfassers. Die Fotos erläutern jeweils das Prinzip des „Wohnen und Arbeiten“ und sind alle im Jahr 2021 aufgenommen. Die Zeichnungen geben das Soziale wieder: Vordere Seite links oben „Kabelwerk“, rechts oben Hochhaus „Neue Donau“. Mitte oben von links Wolfgang Gräsel als Sonnenschirm von Verfasser, Hans Friedler und Werner Scharf; Mitte „Liesinger Brauerei“ mit dem Einkaufszentrum „Riverside“; rechts Gebietsbetreuungs- Kolleginnen und Kollegen: Johnny Winter, Wolfgang Gräsel, Angelika Meier, Roswitha Kornhofer, Timo Huber, August Fröhlich, Hans Friedler und der Verfasser. Mitte unten „Wohnpark Kornhäusl“ und „Wohnpark Rennweg“. Unten links Franz Hauberl beim Melken. Rechts unten „Meiselmarkt“.

Rückseite: Links oben „Wohnpark Sandleiten“. Darunter „Wohnpark Erdberg“. Darunter „Kabelwerk“ und die beiden Betriebsratsobleute von Stadt-projekt (der Große ist Fritz Hof) und ARWAG. Darunter „Trillerpark“ und „Wohnpark Kreuzgasse“. Die Spalte rechts von Oben: Zwei Bilder der „Millennium City“, unten „Wohnpark Alt-Erlaa“.

Ergänzende Tagebuchnotizen, die zwar die Zeit und meinen Lebenslauf, jedoch nicht direkt „unbewegliche Sachen“, - „Immobilien“, - wiedergeben, sowie die in die Ich-Form gebrachten und überarbeiteten Erinnerungen des Buches auf den folgenden Seiten!

Tagebuchnotizen

Jene Erinnerungen, die im Buch „Das soziale Leben rund um unbewegliche Sachen“, neobooks 2021, enthalten sind, ergänzt durch weitere Erinnerungen ohne „unbewegliche Sachen“, zusammen das Interessante eines ganzen Lebens, - aufgeteilt in die vier Lebensabschnitte „Hineinfinden“, „Einrütteln“, „Durchziehen“ und „Ernten“.

Inhalt

Die Abbildungen auf dem Umschlag des Buches	2
„HINEINFINDEN“	7
1918 – Vier Kriegswaisen	7
1939 – Wer weiß denn, wer die nächsten sind?	8
1940 – Ein Dauerurlaub am Meer!	9
1941 – Noch ein Dauerurlaub am Meer und ein böses Ende	10
1949 – Erste Erinnerungen	11
1950 – Gender und ich	11
1952 – Hören und Verstehen	12
1952 - Tagesablauf	13
1953 – Das Wohnhaus	14
1954 – Des kleinen Manfreds Farbenlehre	16
1954 – Die schönsten Mädchen und Andere	16
1954 – Die Sommerfrische und ihr Ende	17
1955 – Schlagbaum am Semmering	18
1956 – „Es wird kundgemacht ...“	19
1958 – Musik und ich	19
1960 – Nicht wichtigmachen!	21
1962 – Ein Fahrrad für das Einzelkind!	21
1963 – Klostersuppe	22
1965 - „Wieder ein Nudist gewonnen!“	22
1966 – „Der Ausbruch“	23
1969 - Mit dem Kurt am Karlsplatz	27
1970 – Austropop	28
1971 – Wahlkampf und Selbstsicherheit	29
1971 – „-ocker-“ ist leider nicht „-adl-“	30
1971 – Autostopp	30
1972 - Noch weniger!	31
1973 – Wohngemeinschaften	32
1973 – Des Landeshauptmann´s Vorstellung vom Sozialismus	33
1974 – Vorsätze	34
1974 – Warum ausgerechnet Architektur?	35

„EINRÜTTELN“	37
1974 – Kinder	37
1975 – Religionsgemeinschaft	38
1976 - Wie Kinder trocken werden	39
1976 – Kinderladen	39
1976 - Bettenhäuser-Umplanung an einem einzigen Vormittag	40
1976 - „Können Sie Krankenhausplanung?“	41
1976 - Stahl statt Beton	42
1976 - Gebäudetechnik-Planung binnen zweier Wochen	42
1977 – Am Vormittag Gärtnereihilfe – am Nachmittag Projektleiter	43
1977 - Stufenpyramide	44
1977 – Produktivität statt Wehrdienst	44
1978 - Der Anruf im Allgemeinen Krankenhaus	46
1978 - Farbe für die Hegergasse	47
1979 - Die drei Musketiere	47
1979 - Der Herr im lila Anzug	49
1979 - Der Idi und sein Mini	49
1980 – Entdeckungsreise in die Sozialdemokratie	50
1981 - Eine Watsch´n für den Johnny	51
1981 - Fünfhundert Schilling für den Werner?	52
1981 - Wohnungen und Vanillekipferl	53
1981 - Willi 's Diskussionsrunde	53
1981 - Der "kleine" Hofmann und die Beistriche	55
1981 - Karikatur und Magistrats- Umbildung	55
1981 - Als Betriebsrat bei der Staatssekretärin	56
1982 - Schwarze Weißwäscher für den Günther	57
1982 - Schallschutz gegen Kinderlärm	58
1982 - Fahrrad sticht Auto	59
1982 – Der Tod und meine Verwandtschaft	60
1984 - “Dann mach ich´s halt mit meinem Zuwanderer- Fonds“	61
1984 - „Das mach´ schon ich“	62
1985 - Johnny auf der Bühne	62
1985 - Wie der Hermann Leopoldi zu einem Park kommt	63
1985 - Die dritte Reihe	64
1985 - Der Idi und die zu-en Türen	66
1985 - Eine fünfzehn Meter hohe Mauer für den Veitschi	66
1985 - Erst die Antwort, dann die Frage	68
1985 - Herbert Ludl hat keine Zeit	69
1986 - Die endlose Betriebsversammlung	70
1986 - Ein "Nein", das es nicht geben darf	73

1986 - Der Platz mit der Wasserader	74
1987 - Susanne bleibt über.....	75
1987 - Wie der Betriebsrat einen Auftrag akquiriert	76
1987 - Der Saisonarbeiter	77
1988 – „Sterbehilfe“ abgewendet	78
1988 - Wie ein neuer Beruf entsteht	78
1988 - Feldversuch für die Superblöcke.....	79
1988 – An der Kreuzung	80
1988 – Wie die Dummheit schaden kann	81
1989 – Scheriff von Mariahilf.....	82
1989 - Prüfungen.....	83
1989 – Selbständig oder angestellt?	84
1989 – Flaktürme.....	85
1989 - Vom Aufguss-Wart zum Immobilien- Chef.....	85
1989 - Was verbirgt sich hinter dem Gräsel?	87
1990 - Casting für Manager	88
1990 - Ist etwas anders?	89
1991 - Zwei Jahre brauchen wir ihn mindestens noch!.....	90
1991 - Team ohne Namen	91
1991 - Sex und Immobilien	92
1991 - Wasserwerke statt Dächern	93
1991 - Warum das Zimmer so schön ist.....	94
1991 - Unsichtbare Barrieren	95
1992 - Mach´s noch mal, Hans!.....	96
1992 - Das verflixte siebte Jahr.....	97
1993 - Vogelhochzeit	99
1993 - „Kanadier“– Freistilringen	100
1993 - Der Lohn der Angst	100
1993 - Die Geographie des Affenlandes	102
1993 – Der dritte Lebensabschnitt.....	103
„DURCHZIEHEN“	105
1993 - Was alles schiefgehen kann	105
1994 - Die „Wohnparks“ des „Wohnen und Arbeiten“	106
1994 - Aufdecken!	107
1994 - Fliegender Wechsel	109
1994 - Gratis- Werbung und Blitz- Novelle	110
1994 - Ein Hauberl auf dem-Dach	111
1995 - Im ersten Jahr nach Hans Mayr	112
1996 - Projekt- Entwicklung als „Mensch ärgere Dich nicht“	113
1997 - Die ARWAG hoch!.....	114

1997 – Wie das so ist mit Bewerbungen	115
1997 - Prospekte für Brüssel.....	116
1997 - Drei Affen	118
1998 - Go To Hell!	118
1998 – Doch noch Koch!	120
1998 – Wie viele Waggon's?	120
1998 - Totengebein	121
1999 - Klausuren, Bahnen, Segel und weite Fernen.....	121
2001 – Verborgene Wirte	122
2002 - Bürokratie in Wien und in Antigua	123
2002 - Es geht zwar schon, - doch nur ganz anders!	124
2002 - Eine unfreiwillige Delegation	126
2003 - Vorläufer städtebaulicher Verträge	127
2004 - "Ist es ganz schwierig, haben wir das Monopol!"	128
2005 - Ein Spalt in der Planke	130
2006 – Völlig unterschiedliche Belegschaften.....	131
2007 - Abnehmen und wie das geht	132
2008 - Ein Bild aus einem Wellental!	133
2008 - Des Meeres wilde Weiber	134
2009 - Rangordnungen	136
2010 – Am Bezirksgericht.....	137
2010 - Gewinnen ohne Teilnehmen	138
2011 - „Ich geb´ so lang nach, bis ich mich durchgesetzt hab´!“	139
2012 - Drei mal Verblüffendes rund um das „Citygate“	140
2014 – Das Rauchen	141
2014 – Hilfsbereitschaft.....	142
2015 - Unbestechlich	143
2016 - Anneliese Schütz 30.8.1941 bis 9.3.2016.....	143
2016 - „HLKSE“	144
2017 - Vom Selbstbewusstsein der 68er zum heutigen Selbstbewusstsein.....	145
2019 - Johanna Rengelshausen–Wasner 16.8.1945 bis 9.10.2019.....	147
„ERNTEN“	149
2021 – Bücher	149
2022 – Pandemie.....	149
2023 - Tanz und ich.....	150
2023 – ... als wäre das Leben ewig.....	151
2024 – Als wollte jemand beweisen, dass es Wunder gibt	152
2024 - Kleidung	154

„HINEINFINDEN“

1918 – Vier Kriegswaisen

Am 10. März 1900 kommt Rosa zur Welt, meine „Tante Rosi“. Sie ist das Erstgeborene der vier die Geburt überlebenden von acht Kindern des Johann Wasner, geboren am 26. Dezember 1872 im Weinviertler Wischathal 2, und der Sofie Eder, geboren am 19. Jänner 1873 in der Landstraßer Barichgasse 7, die am 16. November 1898 in 1030 St.

Rochus geheiratet hatten (Bilder rechts). Sofies Vater stammt aus Hainfeld, die Mutter aus Kovcin in Böhmen. Im Februar 1902 folgt die Geburt von Leopold, des „Onkel Leo“. Am 22. November 1904 kommt Anna zur Welt, die „Tante Anni“, und am 14. Mai 1906 Ludwig, der „Wickerl“, mein Vater. Sie leben im Miethaus Barichgasse 23 und haben



ein Klavier, auf dem Rosi spielen lernt. Johann Wasner ist ja Zahlkellner im Restaurant eines renommierten Innenstadthotels, - erzählt wurde vom „Imperial“. Da gibt es eben Wohlstand! Dann: Herzschuss am 5. Juli 1916 in Michajlowka im russischen Bezirk Wolhynien. Zwei Jahre später ist auch die Mutter Sofie tot. Die anderen Kinder des Josef Wasner, geboren am 1. November 1852 im Weinviertler Eitzersthal 5 und der Anna geb. Hohenecker, geboren am 10. Juli 1850 in Ringendorf bei Großmugl, nämlich Josef, Leopold, Lorenz, Karl, Katharina und Maria, kümmern sich nicht um ihre Nichten und Neffen, die Waisenkinder. Sie sollen sie sogar um ihr Erbe gebracht haben, - so wurde es stets erzählt und so führt es auch zu einem bis heute nachhaltigen Verzicht aller vier Waisen und deren Nachfahren auf jeden weiteren Kontakt mit der aus der Wirtschaft Eizersthal 5, - Hauerei, - stammenden und teilweise auch im benachbarten Wischathal lebenden Wasner- Familie. Gesprochen wird vor allem vom „Lorenz-Onkel“, der eine besondere Rolle unter den Wasner's gespielt haben dürfte. Die kleine Anni wird in den Kanton St Gallen verschickt, wo es genug zu essen gibt. Leo kommt ins Ruhrgebiet. Rosi, die ja beim Tod der Mutter schon 18 Jahre alt ist, heiratet am 1. Juli 1921 in Mariazell den Beamten Adolf Svejda und wohnt bei der Hausgeburt ihrer Tochter Gertrud, der „Tante Gerti“ am 8. Dezember 1922 immer noch in der Barichgasse 23. Offenbar bezahlt Adolf Svejda die Miete. Sogar als Gerti am 11. Dezember 1943 in Koblenz den Viktor Piping heiratet, ist ihre Adresse noch die Barichgasse 23. Was mit dem kleinen Wickerl geschieht, wird nie erzählt. Jedenfalls geht er in die Volksschule Strohgasse, - wie ebenso seine spätere Gattin und sodann ich, sein Sohn. Wir sehen ihn fotografiert als Verteidiger im Dress des Fußballvereins WAC Wiener Athletiksport Club und hören seine Erzählungen vom Radrennfahren. Am 26. März 1931, mit 24 Jahren, ist er jedenfalls Gärtnergehilfe am Zentralfriedhof als Magistrats-Bediensteter. Offenbar wohnt er ebenfalls in der Barichgasse 23, - bis zum Umzug in die eheliche Zimmer-Küche-Kabinett- Mietwohnung Tür 6 im fünfhundert Meter von der Barichgasse 23 entfernten Gründerzeithaus Krummgasse 3 im Jahr 1939.

1939 – Wer weiß denn, wer die nächsten sind?

Die Mutter Aurelia „Relly“ Barta, geboren 1911, spricht als Kind zu Hause tschechisch, in der Landstraßer Klimschgasse 18, dreihundert Meter von der Barichgasse 23 entfernt, wo ihr späterer Gatte wohnt. Der Vater, Tischlergehilfe aus Dobrochau, Mähren, hatte ja 1906 in Wien eine Böhmin aus Tochowitz geheiratet. Später verlernt die Mutter die tschechische Sprache. Ihr Aussehen mit ihren dünnen hellblonden Haaren, ihren blauen Augen und ihrem hellen Teint wirkt eher ungarisch. Auch sie wird als Kind in der Notzeit nach dem Krieg ins Ausland verschickt: Nach Dänemark. Sie wird nur 1,59 groß. Ursache ist wohl der Hunger, ebenso, wie beim 1,58 großen Vater und der 1,56 großen Tante Anni. Nach der Hauptschule ist Relly bei Blumenfeld, in der Firma „Erid“ in der Rotenturmstraße 14 erst Lehrling, dann Verkäuferin von Damenmode und mehr oder weniger Familienmitglied, - ihre Mutter ist ja früh gestorben. Die Blumenfelds müssen vor den Nazis flüchten. Einige von ihnen werden umgebracht. Die Mutter ist bis 27. April 1945 kommissarische Leiterin der Firma Erid. Sie spricht eine Art Prager Deutsch mit jüdelndem Einschlag. Ich schnappe das auf, - ebenso wie des Vaters Wiener Dialekt. Wenn ich mich um Hochdeutsch bemühe, werde ich bis zu meinem vierzigsten Lebensjahr stets gefragt, woher ich stamme, - Wiener könne ich ja hörbar nicht sein! Auch der als Ehemann der Mutter ursprünglich wohl vorgesehene Alfred Weiss, Geschäftsinhaber in der Czerningasse 7, flüchtet. Nach Venezuela. Sein Geschäft soll die Mutter übernehmen, samt der Firma und dem Gewerbeschein. Dies wird allerdings von den Nationalsozialisten nicht anerkannt. Dieser Umstand ist dann ein Grund, nach dem Krieg die Mutter mit dem Elf-Quadratmeter- Mietlokal eines geflüchteten Nationalsozialisten in der Wipplingerstraße 13 zu entschädigen, obwohl sie selbst ja gar keine Israelin ist. Der Nazi hatte das Mietlokal „arisiert“ gehabt, doch der ursprüngliche Mieter, ein Trafikant, war nicht zurückgekehrt. Er hat den Holocaust wohl nicht überlebt oder er hat in der Ferne eine neue Existenzgrundlage. Da Alfred Weiss ja auf Dauer in Venezuela ist, heiratet die Mutter am 12. August 1939, zwanzig Tage vor Kriegsbeginn, meinen Vater, den in der Nähe wohnenden aus dem Weinviertel stammenden und Waisenknabe gewordenen Gärtnereiarbeiter der Stadt Wien am Zentralfriedhof Ludwig „Wickerl“ Wasner (Bild rechts). Gleich nach der Hochzeitsreise nach Grein an der Donau muss er zur Wehrmacht. Er wird in Deutschland stationiert. Die Eltern fragen sich stets, warum gerade die Juden? Aus Furcht, nach den Juden könnten auch andere Gruppierungen der Gesellschaft verfolgt werden, ist der Vater als Magistrats-Bediensteter nach dem Krieg zwar Mitglied der Sozialistischen Partei, fürchtet sich jedoch, beim Maiaufmarsch mitzugehen. Wir stehen daher im Spalier am Ring. Die Eltern geben mir auf den Lebensweg mit, ja nirgends dabei zu sein. Weder bei den Pfadfindern, noch bei der Jungschar, noch bei den Roten Falken! Wer weiß denn, wer die nächsten sind, die verfolgt werden?



1940 – Ein Dauerurlaub am Meer!

Wir sehen den Vater Ludwig „Wickerl“ Wasner auf Kurrent- beschrifteten Fotos, die er mit seiner 6x9 Denger-Box gemacht hat oder jemand gebeten hat abzudrücken, um selbst drauf zu sein: Im Februar 1940 in Wiesbaden. Im April 1940 unter dem Stahlhelm (im Bild der Kleine, der Zweite von links) in Neunkirchen, - wohl Neunkirchen im Saarland und nicht im Steinfeld, - im Mai 1940 in Trier an der Porta Nigra und sodann auf Vormarsch in Belgien. Er fährt durch das belgische Bastogne und ist in Charleville in den Ardennen in Frankreich. Im Juni ist er in Reims. Ab Juli 1940 ist er als Fernmeldemonteur der Luftwaffe auf Masten zu sehen, in der Normandie, in Vierville-sur-



Mer an der Ärmelkanalküste, - wo am 6. Juni 1944 die Alliierten landen werden, - und in Barneville, ebenfalls nahe der Küste. Wir sehen Ferienfotos mit Badehosen, mit Liegestühlen und mit viel Meer. Vaters geringe Körpergröße von 1,58 führt dazu, dass er weniger gefährliche Tätigkeiten überhat, als andere Soldaten. Als er bei einer Parade als der Kleinste seiner Kompanie neben dem Größten der Nachbarkompanie steht, wird viel geschimpft. Allerdings verletzt ihn ein umstürzender Mast am Kopf, sodass er bis zum Lebensende von wiederkehrenden Kopfschmerzen gequält wird. Sowohl die Bilder, als auch Vaters Erzählungen machen deutlich, dass an der Küste der Normandie das schönste und unproblematischste Jahr begonnen hat, verglichen mit seinem ganzen bisherigen Leben. Der Krieg findet ja in anderen Ländern statt. Vater erzählt, sie warten eigentlich darauf, in England einzumarschieren. Die Zeit vergeht und es kommt zu keinem Einmarsch. Es ist ja gerade die einen Einmarsch vorbereiten sollende Luftschlacht über England im Gang. Ab Oktober ist klar, diese Schlacht ist verloren. Vater sehen wir mit Kameraden mit Boxhandschuhen boxen (Bild rechts) und wir sehen ihn mit einem Hund. Aus Andeutungen und aus einem Foto ist zu entnehmen, er hat wohl auch eine fixe Freundin, - obwohl er ja verheiratet ist. Vater ist zwar klein, hat jedoch ausgeprägte Muskeln und ein ausnehmend hübsches Gesicht. Er schwärmt vom Mount Saint Michel und vom Watt, wenn die Flut kommt und alle zu laufen beginnen. Es ist wie Urlaub! Zehn Monate kostenfreier Dauerurlaub am Meer!



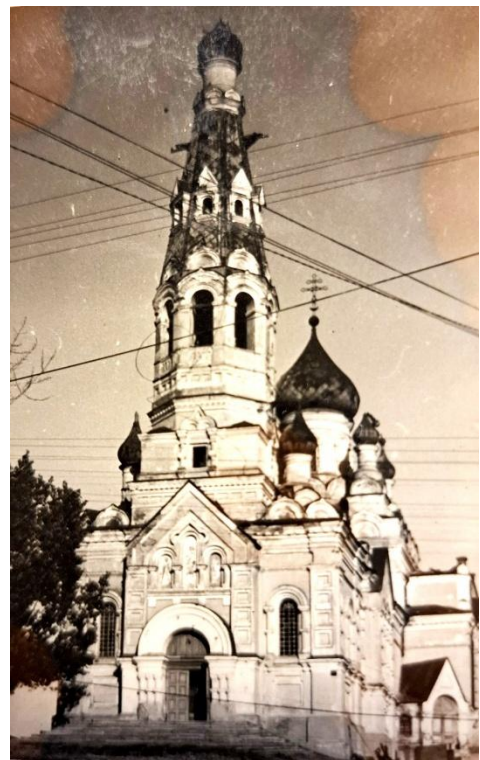
1941 – Noch ein Dauerurlaub am Meer und ein böses Ende

Im Mai 1941 geht Vaters Normandie- Einsatz nach fast einem Jahr zu Ende. Es ist nun klar, dass es keine Invasion in England geben wird. Die Fotos zeigen ihn in Krakau, im Juni erneut in Wiesbaden, im Juli in Lemberg und im September am moldawischen Dnjestr und in Cherson am Dnjepr. Es wird nicht schlechter! Der neue Einsatzort für mehr als ein Jahr ist Kitaj bei Kertsch am Krimkanal! Nicht nur Meeresstrand, sondern



nun zusätzlich auch mediterranes Klima, mit Kuraufenthalt in Alushta! Wir sehen Zelte und die nackten Oberkörper der Kameraden (Bild links, der Vater ganz links). Und es gibt viel Kultur! Der Krieg ist auch in Kitaj weit weg. Der Schuldirektor aus Mariahilf Richard Petricek ist begeistert, im Vater einen interessierten Zuhörer zu finden, dem er die Kulturschätze in Sewastopol, Simferopol und Jalta

zeigen und erklären kann. Vaters Kriegsfotos scheinen die Bilder einer Kulturrundreise zu sein (Bild rechts Jalta)! Zwischendurch sind natürlich auch Bilder von kaputtem Kriegsgerät und zerstörten Häusern zu sehen. Offenbar können sich die Wehrmachts- Soldaten relativ frei auf der Krim bewegen und sogar dann und wann Militärfahrzeuge zu ihren kulturellen Besichtigungen des besetzten Landes benutzen. Nach Sewastopol sind es ja volle 300 Kilometer von Kertsch! Kurz bevor es Ende 1942 im Osten, in Stalingrad, gefährlich wird, ist der Vater nach Ostböhmen zurückbeordert, nach Deutsch- oder Havlickuv Brod. Von dort aus geht es nun auch zu Schikursen nach Obertauern! Einfach Glück gehabt! Vaters Talent, was Hunde betrifft, wird erkannt. Er ist Hundeführer und erhält den Schäfer „Rigo“, den er sogar zu den Heimaturlauben in Wien mitnehmen darf. Erst zu Ende des Kriegs wird es für den Vater Ernst: Er gerät nach Ungarn. Es gibt Splitter in der Brust. Als ein Scharfschütze einen Kameraden mitten im Singen von des Robert Stolz „Auf der Heide blüh’n die letzten Rosen“ erschießt, erleidet er ein Trauma, das zeitlebens Weinkrämpfe auslösen wird. Dann wird er von den Russen gefangen! Er kommt ihnen aus! Ein russischer Soldat tritt ihm gegenüber. Es gelingt ihm ein Kolbenstoß. Zeitlebens fragt sich Vater, wie es diesem Soldaten wohl geht und ob er ihn nicht vielleicht umgebracht hat. Er wird erneut gefangen! Erneut kommt er den Russen aus und schlägt sich bis nach Kärnten durch. Dort fangen ihn die Engländer. Doch der Krieg ist aus. Er kommt frei und heim nach Wien.



1949 – Erste Erinnerungen

Meine erste Erinnerung ist: Es schneit! Ich liege im weißen Kinderwagen. Er ist über den Füßen geschlossen, hinter dem Kopf ist ein Hochzug und ich kann durch die Öffnung zwischen Hochzug und Vorbau wie durch eine Windschutzscheibe ein Stück vom Himmel und den Häusern der Neulinggasse sehen. Ich bin nicht einmal ein Jahr alt. Darum ja auch der geschlossene Kinderwagen und nicht der „Sportwagen“. Aber ich kann mich definitiv erinnern! Sicherlich erinnere ich mich dabei an die jeweils letzte Erinnerung und nicht an das Ereignis selbst. Doch es ist das Ereignis selbst, der erste Schneefall meines Lebens, der die Erinnerungen ausgelöst hat! Die nächsten Erinnerungen sind jene an die für mich riesige Kegelkugel und an eine Schlange im



Sommer 1949 bei Libadi in der Hinterbrühl (Bild oben. Ich bin am Wort, auf dem Schoß meiner Mutter sitzend, der Vater links daneben). Da war ich knapp eineinhalb. Ich soll wegen der Schlange „Tanga, Tanga!“ gerufen haben, weil ich ein „Sche“ noch nicht sprechen konnte. Das Innere des modernen blauen und nicht städtisch-roten Autobusses, der uns auf der Triesterstraße, - damals noch eine Baumallee, - in die Hinterbrühl bringt, macht mir Angst. Ich versteh damals selbst nicht, warum, aber ich fürchte mich und kann das Weinen trotz Bemühens nicht zurückhalten. Die nächste Erinnerung stammt vom Sommer darauf von der Burg Liechtenstein. Ich versuche dort, einen Ball hoch zu werfen und rufe dabei: „Sprungball hoch in die Luft!“ Dann bin ich enttäuscht, dass das die fünf Jahre ältere Hedy Schöpf und die Tante Anni viel besser können.

1950 – Gender und ich

Meine Mutter ist zwar mit 159 nur einen einzigen Zentimeter größer als der Vater, doch es ist zu jeder Zeit klar, wer das Sagen hat: Natürlich sie, die Geschäftsfrau, die allgemein bewundert wird! Nicht er, der Friedhofsarbeiter, der im Lauf der Jahre zum pragmatisierten Beamten wird! Und der Vater hat auch gar nichts dagegen, sondern reiht sich gern ein, weil ja auch ihr Vorsprung in Denken, Sprechen, Sozialkontakten und Umgangsformen evident ist! Er ist heilfroh, dass er ihr Ehemann sein kann und der Vater ihres Kindes, - was mehr ist, als je von ihm erträumt, selbst wenn sie sich für ihn schämt und ihn versteckt, wo immer es möglich ist. Er hatte das Glück, kurz vor Kriegsbeginn der verbliebene Kandidat zu sein, - jener, der nicht flüchten musste oder verhaftet wurde als Jude. Und meine Mutter erledigt nach meiner Geburt auch keineswegs Haushalt und Kindererziehung „unmerklich“ im Hintergrund, wie andere. Nein, dazu stellt die des Vaters Schwester in Vollzeit an, die Tante Anni, eine

Widerstandskämpfer-Witwe. Angemeldet ist die Tante im Geschäft, - das hilft Steuer sparen und sie ist tatsächlich auch stets da, wenn im Geschäft Hilfe gebraucht wird wegen Urlaub oder Erkrankung (im Bild unten ganz rechts die Mutter vor ihrem Geschäft zur Zeit der Eröffnung im August 1945). Wie Annis Tätigkeit vor sich geht, steht im Detail in der Erinnerung „1952 - Tagesablauf“.

Und wie ist es sonst in der Familie? Des Vaters andere Schwester Rosi, - Witwe eines Philipphof-Opfers, - betreibt mit ihrer geschiedenen Tochter Gerti einen Zwei-Frauen-Haushalt. Und bei der Mutter Bruder „Mundl“ und seiner Gattin Mitzi, - ein kinderloses Paar, - sehe ich auch nicht, dass es ER wäre, der das Sagen hat, auch wenn er manchmal im breiten Dialekt poltert, als wäre er der leibhaftige „Mundl“ Ernst Hinterbergers. Auch Im Kindergarten und in der Volksschule habe ich stets nur mit Frauen als Autoritätspersonen zu tun. Auf die Idee, es könne in der Gesellschaft ein „Patriarchat“ geben, kann ich deshalb als Kind aus eigener Anschauung gar nicht kommen. Nein! Erst im Älterwerden komme ich drauf, dass da draußen in der Gesellschaft andere Verhältnisse herrschen, als in meinem direkten Umfeld.

In der Familie meiner Gattin Johanna, mit der ich ab meinem zwanzigsten Lebensjahr zusammen bin, sehe ich keine anderen Verhältnisse, als in der meinen: Sie selbst ist ältere Schwester ihrer beiden Brüder. Ihre Mutter Martha ist Prokuristin und der weit ältere Ehegatte Hans-Hugo, - stets der „Uhu“ geheißen, - darf nicht viel mehr, als in ihrem Umfeld schwerhörig herumtapsen. Den Haushalt macht auch in dieser Familie nicht die Mutter, sondern die Großmutter Anna Pfister, - allerdings ohne formelle Entlohnung. Die Schwester Marthas, Erna, ist zwar Absolventin des Reinhardseminars -, übt den Schauspiel-Beruf aber nie aus, sondern managt ihren Gatten, den Linzer Moderator Ralph Koller. Sie hat die Zügel in der Hand. Er ist froh, der von ihr gemanagte Künstler zu sein, dem alle Sorgen im Unternehmen und im kinderlosen Haushalt abgenommen sind.

Das Patriarchat in der Gesellschaft bleibt für mich, auch als ich schon weiß und akzeptiere, wie die Verhältnisse für die große Mehrheit der Menschen wirklich sind, immer etwas Absurdes. Aus eigener Anschauung habe ich es ja nur genau umgekehrt kennen gelernt und mein Unbewusstes hat es auch so verinnerlicht. Ich bin auch später dann in immerhin 18 meiner 30 Prokuristen- und Geschäftsführer-Jahre zwischen 1990 und 2020 zusammen mit einer Frau in der Vieraugen-Funktion und das fühlt sich für mich stets gut und gewohnt an.



1952 – Hören und Verstehen

Zwischen Hören und Verstehen gibt es Differenzen, besonders für Kinder, die nicht einmal noch ihre Erst- oder Muttersprache einigermaßen vollständig gelernt haben. Im Folgenden drei Beispiele dazu:

Etwa vier Jahre alt muss ich gewesen sein (wie auch auf dem Bild mit den Eltern rechts), als ich den Ausdruck „Gott der Schöpfer“ zum ersten Mal bewusst höre. Was mit „Gott“ gemeint ist, ist mir damals schon bekannt. Einen „Schöpfer“ kenne ich auch. Natürlich! So wird ja der Schöpflöffel genannt, mit dem täglich die Suppe aus dem Topf auf die Teller geschöpft wird. Wieso heißt es aber „Gott der Schöpfer“? Vielleicht, ja, vielleicht wegen der Vorstellung, Gott könnte optisch wie ein Schöpflöffel aussehen? Auf einen Comic-Titelblatt sehe ich Weltraumwesen gezeichnet, die nur aus Gehirn und Wirbelsäule bestehen. Die sehen tatsächlich so ähnlich aus, wie Schöpflöffel. Das Gehirn wie die Löffelschale und die Wirbelsäule wie der Löffelstiel. Und Gott wird ja ohnehin als Weltraumwesen verstanden. Also ist es gar nicht unlogisch, sich Gott wie einen Schöpflöffel vorzustellen. Viel logischer jedenfalls, als wie einen alten Mann mit einem weißen Bart, - so, wie ich es ja auch schon gesehen hatte. Der Ausdruck „Schöpfer“ in der Bedeutung von „Urheber“ oder „Erschaffer“ kommt mir erst später zum ersten Mal unter. Ein „Aha“-Erlebnis! Doch die Vorstellung eines riesigen Gehirns mit einem Rückenmark-Strang hinten dran werde ich bis heute nicht los, wenn ich das Wort „Gott“ höre oder lese.



Etwa zur selben Zeit höre ich zum ersten Mal bewusst im Radio das Schubert-Lied „Am Brunnen vor dem Tore“. Ich zweifle nicht daran, den Text korrekt zu verstehen, auch wenn er gesungen wird. Doch ich verstehe die Worte „seine Zweige rauschten“ als das phonetisch Gleiche und wegen des Taktes Naheliegendere: „seine zwei Gerauschten“. Für mich ist es klar! Da sind zwei Betrunkene unter dem Lindenbaum! Wie offenbar häufig, weil es sind ja „seine“. Zwei, die die Ich-Person des Liedes offenbar gut kennt. Und es ist so, als riefen sie: „Komm her zu mir Geselle!“. Eine heimelige Szene des einander Zutrinkens in freier Natur! Heimelig trotz der kindlichen Scheu vor der Unberechenbarkeit betrunkenen Erwachsener! Ein josefinisch-euphemistischer Verständnis-Fehler, der den Bruch zum „die „kalten Winde bliesen mir grad ins Angesicht“ noch heftiger macht, als hätten bloß die Zweige gerauscht! Auch dieser unbewusste Ersteindruck wirkt bis heute nach!

Als ich etwa vier Jahre alt bin, ist das Essen Nachkriegszeit- bedingt ein Einfaches. Der Kukuruz ist mir aber schon bekannt. Auch den Ausdruck „Mais“ kenne ich, ohne zu wissen, was damit gemeint ist. Zu Hause und in meiner Bekanntschaft sagt niemand „Mais“ zum Kukuruz. Das Wort „Mais“ kommt für mich in den späteren Jahren hauptsächlich in der Schule vor. Im Geographie-Unterricht. Da müssen wir ja für die Prüfungen auswendig lernen, was in den Ländern der Welt alles wächst. Also: „Weizen, Mais, Wein“, etc.. Ja, ich kann das auswendig aufsagen! „Mais“ ist allerdings für mich ein genauso unbekanntes Pflanzenprodukt, wie etwa „Kopra“, bei dem ich selbst heute noch jedes Mal googeln muss, welcher Teil der Kokosnuss es genau ist. Und ich bin längst schon Student, als es mir wie Schuppen von den Augen fällt: Mais und Kukuruz sind ja ein und dasselbe! „Kukuruz“ ist bloß das Wiener Wort für den Begriff „Mais“.

1952 - Tagesablauf

Mein Vater steht um fünf Uhr früh auf, - zwei Stunden früher, als meine Mutter und ich, - um mit der Straßenbahn pünktlich um sieben Uhr bei der Arbeit in der Friedhofsgärtnerei der Stadt Wien zu sein. Die ist stets weit weg von daheim: Einige Jahre lang am Ottakringer Friedhof nach neun Kilometern mit der Linie „J“, sodann am Zentralfriedhof nach sieben Kilometern mit der Linie „71“. Soweit ich mich erinnere, ist täglich um drei Uhr oder halb Vier am Nachmittag Dienstschluss, - sechs Tage die

Woche. Die 48- Stunden-Woche eben! Möglich, es ist Samstag um zwölf Dienstschluss und die restlichen Stunden werden an den anderen fünf Tagen eingebracht. 1958 oder 1959 kommt dann die 45 Stunden Woche bei der Stadt Wien und dann auch der freie Samstag. Um etwa fünf Uhr Nachmittag kommt Vater nach Hause. Es erwartet ihn bereits das von seiner Schwester, - der Tante Anni, - bereitete Abendessen.

Meine Mutter öffnet ihr elf-Quadratmeter-Damenmoden-Geschäft in der Wipplinger Straße 13 soweit mir erinnerlich um zehn Uhr. Zwischen Geschäft und Wohnung liegen drei Kilometer. Mutter selbst ist aber erst gegen zwölf Uhr Mittag im Geschäft, wenn wegen der Büro-Mittagspausen der Kundinnen-Ansturm größer wird, und Berta alleine nicht ausreicht. Nachdem Berta von ihrem Gatten Richard mit dem Auto abgeholt ist, sperrt Mutter um sechs Uhr Nachmittag das Geschäft. Sie macht bis etwa sieben Uhr Kassa und Buchhaltung und ist je nach Menge der Kassabelege nach einer Autobusfahrt zwischen Sieben und halb acht zu Hause. Da geht sich kaum mehr als ein Gute-Nacht-Kuss aus, weil Vater gerade schlafen geht. In den sechziger Jahren wird dann ein abendlich ohne eigenen Aufwand unterhaltendes Fernsehgerät zusammen mit dem für späteres morgendliches Aufstehen Vaters sorgendem Volkswagen ein bisschen an abendlicher Gemeinsamkeit ins Eheleben bringen.

Tante Anni, die bis zum Jahr 1958 in der Löwengasse in einer Zimmer-Küche Wohnung bloß mit Gangfenster wohnt, bringt wenige Minuten nach sieben Uhr früh frisches Gebäck zum Frühstück, bleibt bis zu Vaters Abendessen und macht den Haushalt. Wie im Kinderreim der Missis Grundy: Sie wäscht am Montag, bügelt am Dienstag, stopft am Mittwoch, bäckt am Donnerstag, putzt am Freitag. Tante Anni bringt mich um acht Uhr früh die tausend Meter in den Kindergarten, später die 500 Meter in die Schule, und holt mich ab, solange, bis ich alleine gehen darf. Natürlich muss ich als kleines Kind immer mit der Tante Anni mitgehen: Wäsche aufhängen auf dem Dachboden oder im Hof, Wäsche abnehmen, im Keller Erdäpfel oder Koks holen, Einkaufen. Sie hat ja die Verantwortung, und würde mich nie aus den Augen lassen. Tante Anni macht das alles nicht unentgeltlich, sondern wird für die Haushaltsführung sehr diskret bezahlt

Während meiner gesamten Kindergarten- und Schulzeit gilt ja in diesen Einrichtungen die Sechs-Tage-Woche! Der Fünf-Tage-Woche begegne ich erst auf der Hochschule. Ich bin auf diese Weise die ersten zehn oder gar vierzehn Jahre meines Lebens einen strikt einzuhaltenden Zeitablauf gewohnt und lerne den Wert einzelner Minuten ganz selbstverständlich kennen, einfach als Gegebenheit, zu der es keine Alternative gibt. Wenn mein Unbewusstes mich heute, im Ruhestand, - obwohl mein Bewusstes so etwas eigentlich ablehnt, - zu einem strikt getakteten Tagesablauf zwischen dreiviertel sechs Uhr morgens und dreiviertel elf Uhr abends drängt, dann weiß ich nach den hier dargelegten Erinnerungen, warum es das tut!

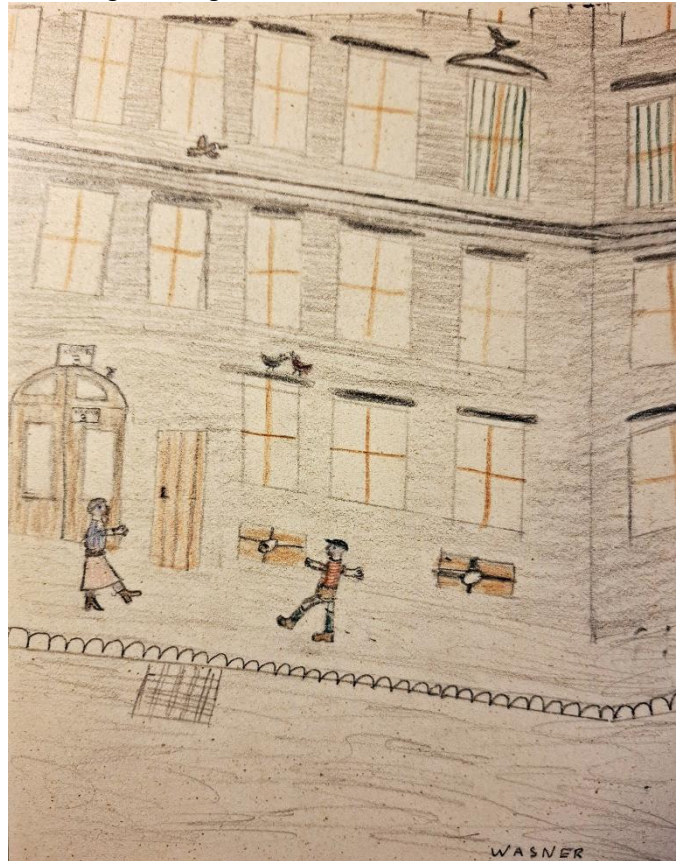
1953 – Das Wohnhaus

In „Krummgasse 3“ im dritten Bezirk „Landstraße“ wachse ich auf, in einem vierstöckigen Miet-Eckhaus aus der Zeit um 1900. Zuerst in der von der früheren Hausherrenwohnung in der „Beletage“ erster Stock abgeteilten Zimmer-Küche-Kabinett- Wohnung Tür 6 mit wohl fast 50 Quadratmetern. Die Küche ist zugleich das Vorzimmer. Ab dem Jahr 1953 dann einen Stock höher in der 78 Quadratmeter großen Eck- Zweizimmerwohnung Tür 10. Im ersten Stock hatten wir das WC und eine Kaltwasser- Bassena in der Wohnung gehabt. Baden im Waschtrog einmal pro Woche. Im zweiten Stock lässt die Mutter vor dem Umzug das dort vorhandene Klo in das dortige Vorzimmer hinein vergrößern. So entsteht ein Badezimmer mit Stufenwanne und Durchlauferhitzer. Es gibt jetzt auch in der Küche warmes Wasser und einen

Kanalanschluss. Die früheren Einzelöfen ersetzt nun ein Meller- „Kamin“, der so konstruiert ist, dass er alle beiden Zimmer beheizt. Die Eltern sind stolz auf die 3,25 Meter hohen 25-Quadratmeter-Räume und auf die fünf ein mal zwei Meter großen Doppelfenster, die viel größer sind, als jene in einem Gemeindebau. Außer den Eckwohnungen haben die Wohnungen des Hauses alle Gemeinschafts-WC's und die Wasser-„Bassena“ am Gang, von der die Bewohnenden mit den üblichen weißen Blechkannen ihr Wasser holen.

Das Bild unten hat habe ich in der dritten Volksschulklasse im Herbst 1956 gezeichnet. Ja, ich kann schon die Isometrie! Auf dem Gehsteig: Ich selbst mit der Tante Anni. Die grünen Fenstergitter unseres Schlafzimmers im zweiten Stock sollen mich vor dem Hinunterfallen schützen. Die Fassadenschmuck wird bald darauf abgeschlagen.

Im Haus gibt es eine Hausgemeinschaft. Die zwanzig Parteien kennen einander und ihre Kinder spielen miteinander und gehen frei von Wohnung zu Wohnung. Im Souterrain und im Hochparterre gibt es eine Druckerei. Die Parteienkeller für Erdäpfel und Koks liegen daher unter dem Hopfpflaster. Im ersten Stock im größeren Teil der früheren Hausherrn-Wohnung wohnt der katholische Pfarrer Professor Dr. Junger, der zusammen mit seiner Haushälterin Hochfilzer eine Tochter hat, und diese wiederum eine Tochter, etwas jünger als ich. Außerdem im ersten Stock Frau Emminger mit heranwachsender behinderter dicklicher Tochter, von der es heißt, sie sei vergewaltigt worden. Nach uns ziehen die Wohlfart's in die Wohnung Nummer 6 ein, mit ihrem Sohn, etwas älter als ich. Zur letzten der Wohnungen im ersten Stock warte ich auf eine Erinnerung. Hat sie nicht auch damals schon zur Druckerei gehört? Im zweiten Stock



dann neben uns die Wachtler's mit Sohn Georg, gleichaltriger Spielgefährte. Sie haben das Wirtshaus am „Gasweg“ praterseitig am Donaukanal, das beim Bau der Tangente an den Rennweg umgesiedelt wird. Irene Eckart in der anderen Nachbarwohnung hat zwei erwachsene Söhne, die fallweise da sind. Dann Familie Klein mit ihrer Friedl, zwei Jahre älteres hübsches zurückhaltendes Mädel und mit der noch älteren Elfi. Wer die fünfte Wohnung damals bewohnt, ist mir entfallen. Im dritten Stock über uns die Familie Moucka, die alle „Motzker“ nennen. Mit dem etwas jüngeren Sohn Franzi habe ich relativ wenig Kontakt. Er erbt jedoch viele Hefte meiner Micky-Maus Sammlung. Die Moucka's haben, - nobel, nobel, - einen Eiskasten und zwei Mal pro Woche kommen mit dem Pferdewagen die „Eismänner“, liefern mit ihren Pickeln die Eisblöcke für die „Eislade“ und machen dabei das ganze Stiegenhaus nass. Gegenüber die Schöpf's mit fünf Jahre älterer hübscher Tochter Hedy, die mich ins Herz geschlossen hat und die fast täglich mit mir spielt. Frau Schöpf verfertigt in Heimarbeit Puppenaugen. Daher habe ich stets bunte Glaskugeln, - meine liebsten Spielsachen. Da gibt es auch zwei herangewachsene Töchter. An die Inge erinnere ich mich. Wie aber hieß die weitere Tochter mit dem geflochtenen braunen Haarkranz?

Weiters gibt es den alleistehenden zurückgezogenen Herrn Brosch und noch eine mir nicht mehr erinnerliche Partei. Oben im vierten Stock dann die Steffek's, die entfernt mit den Wasner's verwandten Anna und Lucki mit sechs Jahre älterem Sohn Gerhard, damals Zögling der Schulbrüder in Strebersdorf und später TV-bekannter Sandler geworden. Sie haben ein kleines Grabeland am Krieauer Golfplatz und erhalten bei dessen Auffassung von der Stadt ein Grundstück am Laaer Berg, wo „Onkel Lucki“ in jahrelanger Arbeit höchstpersönlich ein Eigenheim baut. Zu den restlichen vier Wohnungen im vierten Stock habe ich keine Erinnerung mehr.

Da die „Hausfrau“ im ebenfalls ihr gehörenden Nachbarhaus wohnt, ist keine Mauer zwischen den Höfen. Wir Kinder haben dort Platz zum Spielen. Es kommen auch Hausierer in diesen Hof und singen: „Leut' kauft's a Büsch'l Lavend'l! Drei Groschen a Büsch'l Lavend'l! Lavend'l hab'm'ma da- ha!“ Mit einem stark betonten synkopischen Auslaut! So ähnlich, wie ich es viele Jahre später in George Gershwin's „Porgy and Bess“ gehört habe: „Strawbe-e-e-e-e-e-ri-i-i- ies“, oder in der tschechischen Hymne: „zemje czeska, domov muj- ij“. Somit original-slavischer Jazz!

1954 – Des kleinen Manfreds Farbenlehre

Als Kind im Kindergarten-Alter, bis zur ersten Volksschulklasse, ist meine Lieblingsspeise eine, die „Tante Anni“ und „Mutti“ „Spinat, Kartoffeln und Wursti“ nennen. Grob faschierter Spinat, gekochte Erdäpfel und eine halbe eingeschnittene gebratene Augsburger Wurst. Das ist in der Nachkriegszeit der Hit! Es schmeckt mir auch besser, als Sonntagsspeisen wie Wiener Schnitzel vom Schwein, gebackener „Seefisch“ genannter Kabeljau, gefüllte Kalbsbrust oder Fleischladerl. Das Wochentags-Essen ist damals etwa Bröselnudeln, Krautfleckerl, Erdäpfelschmarrn, Topfen-Nudeln mit Selchspeck, Kohl oder Kochsalat mit Spiegelei und am Freitag ein Grießkoch. Tischler Aschauer nennt mich „Krebsenspeck“, weil ich so dünn bin.

In der ersten Volksschulklasse gefragt nach meinen Lieblingsfarben, sage ich und zeichne es auch mit den Buntstiften: Grün, Gelb und Rot. Für mich ist das damals ein untrennbarer Zusammenhang: Der Dreiklang der Farben von „Spinat, Kartoffeln und Wursti“. Soweit ich mich erinnere, habe ich ab der zweiten Volksschulklasse genug davon. Der Farben-Dreiklang Grün – Gelb – Rot sagt mir im weiteren Leben dann auch zu meiner Verwunderung nichts mehr!

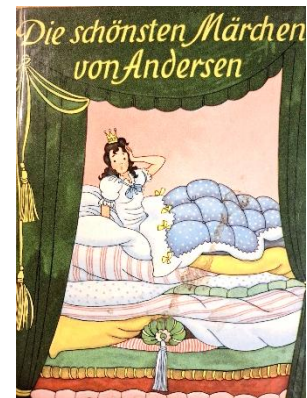
1954 – Die schönsten Mädchen und Andere

Ich bekomme von den Eltern ein Buch geschenkt, - soviel ich mich erinnere, entweder zu Weihnachten 1954 oder zum siebenten Geburtstag im März 1955, - in der Zeit, in der ich die erste Klasse Volksschule besuche. Vorn auf dem Buch ist eine Zeichnung: Ein Mädchen, kaum älter, als ich, lehnt im Nachthemd auf einem Bett mit vielen Steppdecken und schaut die Betrachtenden an. Der Buchtitel ist fast in Lateinschrift geschrieben, in jener Schrift, die ich in der Schule gerade lerne. Das sollte ich ja schon lesen können. Ich versuche es und bemühe mich, die erkannten Buchstaben zu Worten zusammen zu ziehen. Das Ergebnis: Da steht „*Die schönsten Mädchen und Andere*“! Ich bin befremdet! Woher wissen denn meine Eltern, dass ich mich für Mädchen interessiere und überdies dafür, wie hübsch sie sind? Natürlich interessiere ich mich für Mädchen! Natürlich interessiert mich daher auch ein Buch über die schönsten Mädchen und über die anderen Mädchen. Aber das brauchen meine Eltern nicht wissen! Das ist eine Sache allein unter uns Kindern! Da sollen sich Erwachsene nicht hineindrängen! Sie brauchen nicht zu wissen, was ich für das schlanke Hannerl aus Anneliese Umlauf-Lamatsch's Pilzstadt-Buch empfinde, das kletternd in der nassen Unterwäsche gezeichnet ist, - nach der mutigen Rettung des kleinen Pilzknaben aus dem Wasserfall. Oder was ich für die mit weißen Hemdchen ohne

Unterhöschen gezeichneten „Wassertröpfchen“ in einem anderen Kinderbuch empfinde.

Zum Glück sind die Eltern abgelenkt von den anderen Geschenken und von meinen Reaktionen auf diese anderen Geschenke. Daher merken sie nichts von meiner Verlegenheit. Ich öffne später das Buch mit der verlockenden Zeichnung. Da sind aber gar keine schönen Mädchen drin abgebildet! Warum? Irgendwie komme ich dann doch drauf, aus welchem Grund: Der Buchtitel lautet nämlich nicht, wie gedacht, *„Die schönsten Mädchen und Andere“*, sondern er lautet in Wirklichkeit *„Die schönsten Märchen von Andersen“*! Da wird mir klar: Die Zeichnung stellt die „Prinzessin auf der Erbse“ dar! Das ist die Erklärung! Darum auch die vielen Steppdecken! Ich bin einerseits enttäuscht, weil statt den aufregenden hübschen Mädchen nur ohnehin schon bekannte Märchen im Buch sind, - andererseits bin ich aber erleichtert, dass meine Eltern von meiner Vorliebe für hübsche Mädchen offenbar doch nichts ahnen.

Und sie merken auch nichts davon, dass ich damals ausgehungert bin, was Mädchen betrifft. Es gibt ja in dieser Zeit noch die Trennung der Schulen nach Geschlechtern, - aller Schulen zwischen dem Kindergarten einerseits und der Universität andererseits! Im Gebäudeteil mit Eingang an der Strohgasse ist die Volksschule für Buben, - in die auch schon mein Vater gegangen ist. Im Gebäudeteil mit Eingang ums Eck in der Reiserstraße ist die Volksschule für Mädchen, - in die auch schon meine Mutter gegangen ist. Die Verbindungstüren in der hölzernen Trennung der beiden Teile des Gebäudes sind in allen Stockwerken stets versperrt. Schulfreundschaften über die Geschlechter-Grenzen hinweg gibt es daher alle vier Jahre Volksschule hindurch keine! Leider sind zu dieser Zeit auch im Wohnhaus die annähernd Gleichaltrigen alles Buben. Freundin Hedy ist ja schon Zwölf, - eine andere Generation!



1954 – Die Sommerfrische und ihr Ende

Dobrochau in Mähren, wo mein Großvater mütterlicherseits herkommt und Eizersthal im Weinviertel, wo mein Großvater väterlicherseits herkommt, haben Vieles gemeinsam: Beide sind kleine ländliche Orte in hügeliger, offener Landschaft, jeweils beidseits eines breiten Angers angeordnet in dessen Mitte eine kapellenartige Kirche steht. Auch die Großmütter stammen aus ländlichen Orten, hier Tochowitz in Böhmen, da zwar Wien, mit jedoch zugezogenen Eltern aus Kovcin in Böhmen und aus Hainfeld am Ende des Triestingtals. Meine Mutter erinnert sich an den Schrebergarten ihres Vaters im Schweizergarten zwischen den Kriegen, nicht einmal einen Kilometer von der Zimmer– Küche– Kabinett– Wohnung in der Klimschgasse entfernt. Daher fragen sich auch noch meine Eltern, obwohl beide bereits in Wien geboren, mit Anton Wildgans, ob „so ein Stadtkind keine Heimat hat“. Gerade in der Nachkriegszeit, umgeben von den Bombenruinen der zerstörten Stadt, muss daher eine Sommerfrische her! Auch wenn es gar kein Geld dafür gibt. Also sind wir im Sommer 1949, als ich ein Jahr alt bin, mit dem Autobus bei Libadi, einem Wirt in der Hinterbrühl nicht weit vom Stadtrand. 1950 fahren wir mit der Wiener Straßenbahn 360, die damals dort eine Station hat, zu einem Privatzimmer bei Familie Leschanz, mit Obstgarten am Maria Enzersdorfer Gaswerk. Die meiste Zeit bin ich mit meiner Tante Anni dort. Die Eltern müssen wohl arbeiten. Die Sommer 1951 und 1952 bringt der Tischlermeister Aschauer, der die frühere Trafik in Mutters Damenmodengeschäft ummöbliert hatte, die Familie mit seinem Lastwagen in die Sommerfrische nach Untersievering. Wir ersparen uns die Straßenbahn-Fahrscheine! Nahe der unverkennbar riechenden

Bensdorf-Schokolade-Fabrik haben wir dort ein Privatzimmer im Erdgeschoß eines Eigenheims mit Hühnern hinter dem Haus. Der Stadtrand nahe dem Wienerwald ist der Luxus der Nachkriegszeit! Wir meinen, wir sind dort auf dem Land! Beengt fühlt sich niemand, weil ja auch zu Hause alle in einem Zimmer schlafen. 1953 bringt es beginnender bescheidener Wohlstand mit sich, dass wir uns Roseggers steirische Waldheimat leisten können und Sommertage in einem Zimmer im Ort Waldbach verbringen. 1954, gerade vor dem Eintritt in die Schule, folgt ein Zimmer in einem der Mönichkirchner Waldhäusel, auf der steirischen Seite des Ortes. Merke: Die russische Besatzungszone wird ziemlich konsequent gemieden. 1955, zehn Jahre nach dem Krieg, hat es die Familie offensichtlich wirtschaftlich geschafft, genauso wie die Republik politisch! Bereits zu Ostern darf ich mit meiner Tante Anni Priggwitz bei Gloggnitz kennenlernen, wo wir weitere elf Urlaube verbringen werden. In der Pension Kürner sammeln sich in dieser Zeit Familien mit Kindern. Spielkameradinnen und -Kameraden für mich (Bild rechts)! Und es gibt die ersten Vorzeichen des kommenden Wirtschaftswunders! Im Juli dieses Jahres bin ich nämlich mit der Tante Anni in St. Corona am Wechsel, im August mit den Eltern in Bad Ischl und Ende des Monats noch vier weitere Tage in Priggwitz. Aus der Sommerfrische ist der Tourismus geworden! Auch das Wort „Sommerfrische“ wird nicht mehr gebraucht und kommt zusehends ab. Fünf Jahre später, 1960, bin ich sogar zum ersten Mal im Ausland, in Lignano, erneut mit Tante Anni. Die Eltern wollen, dass ich beim Eintritt ins Gymnasium erzählen kann, bereits einmal in Italien gewesen zu sein und im Meer gebadet zu haben. In einem Flugzeug geflogen bin ich das erste Mal erst 1971, mit 23 Jahren.



1955 – Schlagbaum am Semmering

Ja, meine Tante Anni nimmt mich kleinen Buben auf einen Ausflug auf den Semmering mit! Jedenfalls in der Zeit um den Staatsvertrag, der am 15. Mai 1955 unterzeichnet wird. An diesem Tag hörten wir die für ein Kind furchtbar langweiligen und endlos scheinenden fremdsprachigen Reden im Radio bei den Celio's in der Sievinger Straße. Spielsachen für mich gibt es dort nicht. Wir müssen ohne Simultanübersetzung Pinay, Macmillan, Dulles und Molotow hören. Leopold Figl bringt die Erlösung. Er spricht deutsch! Zum ersten Mal also am Semmering! Von einem Urlaubsort. Ist es Priggwitz? Ist es St. Corona? Ist es Anfang 1955? Oder doch noch 1954? Jedenfalls ist es kühl, verhangen und düster. Erst mit dem Bus nach Gloggnitz und dann mit dem Zug die heutige Weltkulturerbe-Strecke entlang! Natürlich höre ich des Peter Roseggers Geschichte, wie fremd und furchterregend diese Bahn für die Bauern gewesen sein soll. Tante Anni geht mit mir vom Bahnhof zuerst die vielen Stiegen hinauf zum Hotel Panhans und dann von dort hinunter zur Passhöhe. Soweit ich mich erinnere, gibt es dort zwei Schlagbäume. Auf unserer niederösterreichischen Seite jenen mit den russischen Soldaten. Haben sie nicht Pelzkappen auf? In einiger Entfernung auf der steirischen Seite die Briten. Wir haben Scheu, gehen nicht zu nahe heran und reden auch nicht mit ihnen. Straßenverkehr über die Grenze hinweg gibt es gar keinen, als wir dort sind. Der Anblick der Grenze mit den Schlagbäumen auf der Passhöhe und den Soldaten beeindruckt mich tief. Ich versuche, mir die italienische Grenze vorzustellen. In Italien sei es wärmer, als bei uns, - das sagen alle. Also stelle ich mir vor, dass hinter dem Schlagbaum die Palmen stehen, die Sonne strahlt und es mit einem Schlag so warm wird, als würden wir ein Hallenbad betreten. So wirklich glaubhaft scheint mir damals so etwas aber doch nicht. Aber wieso gibt es dann

Grenzen, wenn dem gar nicht so ist? Bei meinem nächsten Besuch am Semmering gibt es die Schlagbäume dann nicht mehr.

1956 – „Es wird kundgemacht ...“

Es wird wohl für mich das erste Mal im Frühjahr 1956 gewesen sein, vielleicht auch früher, aber ich kann mich an russische Soldaten nicht erinnern. Infolge der Kitsee´er zweiten Frau des Großvaters mütterlicherseits, der bereits verstorbenen Maria Barta, geborene Holicek, sind wir Teil einer burgenländischen Großfamilie, nun hauptsächlich ansässig in Gattendorf. Da mein Vater ja Friedhofsgärtner ist, kommt es ihm zu, jährlich an einem Frühlingssonntag das Familiengrab auf dem Friedhof in Gattendorf zu pflegen und zu bepflanzen. Wir fahren also samt dem Gärtnerwerkzeug mit dem Zug nach Gattendorf. Einmal müssen wir die Heide von Parndorf aus zu Fuß queren, weil ein Zug ausgefallen war. Neun Kilometer! Ab dem Jahr 1958 fahren wir mit dem VW-„Käfer“. Eindrucksvoll: Zu Mittag nach dem Segen im Hochamt trommelt der Gemeindediener auf einer umgehängten Trommel mitten auf dem angerartigen Platz vor der Kirche. Er schreit: „Es wird kundgemacht!“ Sodann trägt er mit lauter Stimme die Verlautbarungen der Gemeinde vor. Zum Schluss wieder Trommeln. Offenbar gibt es hinreichend viele Analphabetische im Ort, die diese urtümliche Art der Verlautbarung notwendig machen.

Unsere hauptsächliche Kontaktperson zur Holicek-Familie ist Mutters gleichaltrige Freundin Maria Brandl, die „Brandl-Mizzi“. Sie bewohnt alleine einen ebenerdigen Streckhof mit dem Hintergarten direkt am Fluss Leitha. Uns zu Ehren wird stets ein Huhn geköpft, - für ein Stadtkind ein ganz neuer Eindruck! Den Nachmittag verbringen wir in einem größeren Hof im Ortszentrum. Da gibt es den Kettenhund, das stoppelbärtige Familienoberhaupt und die schwarz gekleidete Mama. Dann die nächste Generation, Paare wie meine Eltern, - und die übernächste, ein paar Kinder wie ich. Die jungen Frauen müssen auf Anordnung der schwarzen Mama die ganze Arbeit machen. Da gibt es durchaus auch Tränen, aber keinen wirklichen Widerspruch. Es wird erzählt. Alljährlich dieselben schrecklichen Geschichten: Vom Verwandten, der in einer Druckerei gearbeitet hatte und mit dem Arbeitsmantel in die Druckerwalze gekommen war. Tot! Vom Verwandten mit dem Motorradsturz. Vom Autobus, der in den Graben gefahren ist. Aus diesen Erzählungen entsteht bei mir ein eher eigentümliches Bild des Burgenlands und seiner Menschen. Vom Krieg, der ja erst zehn Jahre vorbei ist, wird nicht oder kaum gesprochen. Die jungen Paare wohnen nicht mehr in den alten Streckhöfen. Sie sind stolz auf ihre neuen, zu Teil selbst gebauten Eigenheime in den neu aufgeschlossenen Siedlungen an den Ortsrändern. Nach 1960 hören die jährlichen Besuche in Gattendorf auf und wir sind immer weniger Teil einer burgenländischen Großfamilie, in den Achtzigern nach dem Ableben der „Brandl-Mizzi“ gar nicht mehr.

1958 – Musik und ich

Tante Anni, eine der beiden Schwestern meines Vaters, macht meinen Eltern über deren Pensionierung hinaus ganztags den Haushalt. Montag Waschen, Dienstag Bügeln, Mittwoch Stopfen, Donnerstag Backen, Freitag „Gründlichmachen“, - genau wie im Kinderreim die „Mrs. Grundy“! Angestellt ist sie in Mutters winzigem Damenmodenladen, wo sie auch tatsächlich in Urlaubs- und Krankheitszeiten aushilft. Tante Anni hört bei der Hausarbeit Radio und ich höre des Nachmittags natürlich mit. Wunschkonzert! Vico Torriani! Freddy Quinn! Nicht das Meine! Mir gefällt allerdings die warme Stimme der Maria Andergast. Auch der Hermann Leopoldi mit seinen lustigen Texten. Jazz, Rock n´ Roll und klassische Musik hört Tante Anni nicht.

Was gibt es aber zu Hause an eigener Musik? Niemand hat ein Instrument gelernt. Die Zither des Barta-Großvaters habe ich geerbt, - mit ihren wenigen verbliebenen Saiten. Gesungen wird aber manchmal schon. Weihnachtslieder alljährlich im Chor: „Stille Nacht“, „Oh du Fröhliche“, „Ihr Kinderlein kommet“. In der Sommerfrische werden Wanderlieder gesungen, hauptsächlich „das Wandern ist des Müllers Lust“, - nicht die Schubert-Melodie. Mein Vater war zwischen den Kriegen Claqueur, bezahlter Einklatscher für Operetten. Er schwärmt von Maria Cebotari, Jan Kiepura, Richard Tauber und Joseph Schmidt. Manchmal singt er uns aus Operetten vor. Meine Mutter singt auf Tschechisch auswendig gelernte Lieder aus ihrer Kindheit. Zum Beispiel phonetisch wiedergegeben: „Slana linga dosely, doselitschka ...“. Sie kann den Text aber selbst kaum mehr verstehen. Mutter hört besonders gern Mozart's „Kleine Nachtmusik“. Kinderlieder, wie „Hänschen klein“, werden mir als Kleinkind zu Hause vorgesungen. Bei der Stelle in „Guten Abend, gute Nacht“ „Morgen früh, wenn Gott will...“ fürchte ich mich davor, was wäre, wenn er einmal nicht will.

An Lieder im Kindergarten habe ich keine Erinnerung. In der Volksschule ist das Singen eher gezwungen. Zum Schrecken der Klassenlehrerin verlangt der Direktor, uns im Chor die „Reblaus“ singen zu lassen, - wo wir doch bisher nur vom „Teufelchen im Alkohol“ gelernt hatten. Der Religionsunterricht legt die sonntägliche Kindermesse nahe. Schrecklich, diese langweiligen Kirchenlieder! Wann sind die endlich zu Ende? Die Eltern nehmen mich zwar früh ins Theater mit, - sie haben ein Abonnement für Burg- und Akademietheater, - und sie schickten mich ins „Theater der Jugend“, doch „Konzert“ und „Musiktheater“ ist nie dabei. Mit etwa Fünf nehmen sie mich zum „Amerikaner in Paris“- Film ins Gartenbaukino mit. Die langen Musik- und Tanznummern erlebe ich als furchtbar langweilig! George Gershwins Musik sagt mir damals noch gar nichts. Doch selbst heute gefällt mir Gene Kelly's damalige Version von „I Got Rhythm“ nicht. Als ich die Nummer dreizehn Jahre später im „Amerikahaus“ am Friedrich Schmidt-Platz höre, mit George Gershwin selbst am Klavier, wird das ein „Aha-Erlebnis“. Ganz etwas Neues! Da bin ich fasziniert! Gershwin-Musik begleitet mich seither.

Mit Zehn, 1958, sehe ich Peter Kraus und Cornelia Froebes im Kino. „Sugar Baby“ und „Ich möcht mit dir träumen“. Gerhard Stefek vom vierten Stock schenkt mir die Single „King Creole“ mit Elvis Presley. Eigentlich sind das die ersten wirklichen Kontakte mit einer Musik, die mir gefällt, - ganz im Gegensatz zu jener im Musikunterricht in der Schule, von der ich aus dem dicken Schulbuch „Lieder fürs Leben“ nur „Auld Lang Syne“ mag. 1963, mit Fünfzehn, sehe ich Roman Polansky's Film „Das Messer im Wasser“ und Komeda's jazziger Soundtrack ist seit dem ersten Hören in meiner Erinnerung fixiert. Nun mache ich, nur für mich selbst, auch Lieder, die ich mich allerdings bis heute noch niemandem vorsingen traue. Mit dem wachsenden Interesse an Film und Theater beginne ich auch, Musiktheater zu besuchen. Stehplatz in der Staatsoper! In der Schauspielschul-Zeit sehe womöglich alles an Musical und Oper in Wien. Mit dem Verlassenen der Schauspielschule Ende 1972 kommt das allerdings abrupt zu einem Ende. Bis heute, - es sei denn im Fernsehen oder bei beruflichen Konzert- und Theater- Einladungen, - meist von Banken! Damals denke ich, ohnehin bereits alles Interessante gehört und gesehen zu haben und mich der Mühe eines Konzert-, Theater- oder Kinobesuchs ein Leben lang nicht mehr unterziehen zu müssen, - und der Gefahr, gelangweilt zu werden. Dafür beginne ich 1973, mir mit „Peter Bursch's Gitarrenschule“ selber das Begleiten beizubringen und die Lieder daraus dazu zu singen, - sowie sonstige von Bob Dylan, Janis Joplin, Rolling Stones, Beatles, Degenhart und Anderen, von denen ich fremdsprachige auch gleich ins Deutsche übersetze, um sie besser zu verstehen. Ich freue mich heute, täglich vor dem Einschlafen zur Gitarre zu singen, - höre aber mein Leben lang nie alleine

Musikkonserven oder Musik im Radio, - nicht einmal beim Autofahren, wo ich Sender suche, wo gesprochen wird und nicht musiziert.

1960 – Nicht wichtigmachen!

Erinnerungen zu meiner gefühlsmäßigen Haltung zum „ich“: Fragen der drei Lehrer Seyer, Klassenvorstand und Deutschunterricht, Semrad, Pfarrer und Religionslehrer, und Pinsker, nach Seyer ebenfalls Klassenvorstand und Deutschunterricht, an die Klasse In der Unterstufe: „Wie heißt der Mount Everest auf Nepalesisch?“, „Wer ist Venedig’s Schutzheiliger?“, „Wie hieß die Frau des Tutanchamun?“. Ich weiß das damals alles: „Tschomolungma“ hatte ich mir selbst so lang laut vorgelesen, bis ich das Wort auswendig konnte, ich glaube aus der „Micky Maus“. „Markus“ als Venedig’s Schutzheiligen kenne ich aus dem „WIF“-Wochenschaukino beim Rochusmarkt. „Anchesenamun“ ist mir aus Karl Bruckner’s Jugendbuch „der goldene Pharao“ ein Begriff. Doch ich melde mich nicht und sage nichts, - wenn sich auch von den Mitschülerinnen und Mitschülern niemand meldet, die oder der es weiß. Mir reicht es, dass es die drei Lehrer ohnehin wissen. Daher brauche ich ihnen nicht behilflich zu sein und muss mich nicht wichtigmachen.

Zehn Jahre später meint Hans Lechner auf der Technischen Hochschule, das besondere an mir sei, dass ich mir im Gegensatz zu allen anderen kein „Image“ aufbaue und daher ganz offenbar auch keines habe. Aber gerade das sei mein ganz besonderes Image! Nun ja, an ein „Ich“, das wir selbst in der Lage sind, zu erkennen, glaube ich bis heute nicht!

1962 – Ein Fahrrad für das Einzelkind!

Hans Ernst Pinsker ist unser Klassenvorstand 1960 bis 1962 in der Dritten und Vierten, bevor er Universitätsprofessor für Altenglisch wird. Ich besuche ihn später auf der Universität Wien. Er kann mit „Altenglisch“ das Auditorium Maximum füllen! Er fühlt sich gemäß seinen eigenen Worten als „Schebergärtner“ und seine Muttersprache im Rahmen der sechzehn Sprachen, die er kann, sei der Wiener Dialekt. Er steht in der Knickerbocker- Hose in der Pause am Gang der „Stubenbastei“ und raucht „Dreier“ ohne Filter. Immerhin wird er trotzdem 78 Jahre alt und stirbt 1987. Obwohl er selbst dünne, stets zerraupte weißblonde Haare hat, legt er Wert darauf, dass wir Schüler Kämme auf den Pulten liegen haben. Er ist es gewohnt, die Klasse mit folgenden Worten zu betreten: „Ös Saudeppen füreinander, seit’s scho´ wieder net ´kamp´lt!“. Ein Vorhippie eben! Der Zeit weit voraus! Wenn ich zurückblicke, von welchen Personen ich das Gefühl habe, das Denken gelernt zu haben, fällt mir der Hans Ernst Pinsker vor allen anderen Mittelschul-Lehrerinnen und -Lehrern ein!



„Kaufen’s eam a Rad!“ sagt er anlässlich eines Sprechtags zu meiner Mutter, die deshalb ihre Angst um ihr Einzelkind überwindet und dies tatsächlich tut (im Bild aus 1963 mit der Mutter und dem Volkswagen). Daher brauche ich mit vierzehn nicht mehr auf dem Kinder-Fahrradroller über die Gehsteige Wiens fahren, sondern habe ein richtiges „Jubi 25“, mit dem ich mit meinen Schulfreunden mithalten kann.

1963 – Klostersuppe

Mit fünfzehn Jahren machen meine Schulfreunde Kurt Strenitz und Robert Steiner sowie auch ich zum ersten Mal Ferialpraxis. Irgendjemand hat herausgefunden, dass „Rauscher Watte“ in der Schottenfeldgasse Ferialpraxis anbietet. Wir sind dort Hilfsarbeiter für gleichförmige Arbeiten der einfachsten Art, wie Etiketten aufkleben und Einsackeln. Täglich acht Stunden lang! Da wird ohne Nachdenken unmittelbar klar, warum Arbeit in der Bibel als die Strafe Gottes für die Erbsünde gilt! Über die Erwerbsarbeit und über meine Eignung dafür mache ich mir damals schon lange Gedanken. Im Schlafzimmer, in dem vom Bezug der Wohnung 1953 an bis zur Zeit dieser Erinnerung meine Eltern und ich gemeinsam schlafen, ist ein Fenstergitter montiert. Für mich! Ich sollte schon als kleines Kind bei warmem Wetter auf der Fensterbank des geöffneten Kastenfensters sitzen können und hinaus auf die Straße schauen können, ohne Gefahr, hinunter zu fallen. Inzwischen bin ich zwar schon größer als meine Eltern, aber die Fensterbank ist noch immer breit genug für mich. Gegenüber dem Fenster war früher eine weitläufige einstöckige Anlage aus dem Biedermeier gestanden, ein Teil davon auch an der Ungargasse. Das Gebäude an der Krummgasse sprang vor die Straßenflucht vor. Oben drauf hatte es ein hohes rotes Ziegeldach mit eindrucksvollen riesigen schiefbaren Kaminen, zum Teil mit schrägen Verziehungen. Ende der fünfziger Jahre wird die Anlage abgebrochen, - ebenso wie etwa auch das bekannte ähnlich gestaltete „Metzger-Haus“ am Rochusmarkt. Das ist zu dieser Zeit so üblich. Thema ist sozialer Aufstieg, nicht Denkmalschutz! Vom Fenster aus kann ich beim Abbruch die hölzernen Ziegelrutschen sehen und es gibt sie tatsächlich noch, die „Ziegelweiber“! Sie reinigen die Ziegel des altösterreichischen Formats mit Hämmern vom Mörtel, damit sie wieder verwendet werden können. Anstelle der Biedermeier-Häuser wird im typischen eckigen Sechziger-Jahre-Stil ein Wohnheim für katholische Priester errichtet. Seit 2022 ist es in das integrative „Magdas-Hotel“ mit Adresse Ungargasse 38 umgebaut. Vorgelagert in Richtung der Krummgasse ist im Jahr 1963 ein Straßenhof, damals genutzt als Parkplatz. Im Eck dieses Parkplatzes an der Feuermauer des Nachbarhauses wird täglich um die Mittagszeit Essen an Obdachlose und andere Bedürftige ausgegeben. Sozusagen Klostersuppe. Diskret hinter einer Hecke. Vom Fenster im zweiten Stock aus kann ich aber alles gut überblicken. Einige der Leute stehen bereits lange vor der Öffnungszeit der Ausgabestelle Schlange. Stets ruhig. Kaum ein lautes Wort ist zu hören. Sitzgelegenheiten gibt es nicht. Ganz im Gegensatz zur Trostlosigkeit der Szenerie ist für mich diese Einrichtung tröstlich. Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, dass mir jemand jemals freiwillig Geld dafür zahlen könnte, dass ich etwas arbeite. Ich traue mir das nicht zu. Das Selbstbewusstsein, ich könne künftig etwas tun, das für irgendjemand von Wert ist, das habe ich noch nicht. Nun weiß ich aber, wo ich mich in meiner Not hinwenden kann, wenn mich meine Eltern nicht mehr erhalten. Verhungern müsste ich jedenfalls nicht. Und einen Unterschlupf für die Nacht würde ich schon finden. Eine gesicherte Basis für das mir noch schwer vorstellbare Leben als Erwachsener ist somit vorhanden. Das beruhigt mich. Ich fürchte mich dadurch nicht mehr vor der kommenden Eigenständigkeit als Erwachsener. Meine Erwartungen an das künftige Leben können von nun ab nur besser werden!

1965 - „Wieder ein Nudist gewonnen!“

Nun besitzt der Vater meines später zum Rechtsanwalt gewordenen und früh verstorbenen Schulkollegen Wolfgang Taussig während meiner Mittelschulzeit das „Schäffer-Kino“, - damals spezialisiert auf „Nudistenfilme“, die Vorläufer der Softpornos. Damit er diese für das Publikum attraktiven Filme von den Verleihern

bekommen kann, muss er auch Filme nehmen, die sonst kein Kinobetreiber will, weil sie kein Publikum finden: Cineasten-Streifen von Jean Luc Goddard und anderen „Nouvelle Vague“- Regisseuren, die als Filmkunst gelten, doch keine erkennbare Spielhandlung haben! Der die Ferialarbeit von „Rauscher Warte“ bereits gewohnte Mitschüler-Freundeskreis des Wolfgang, - Robert Steiner, Kurt Strenitz und ich, - wir sind ausersehen, während der Sommerferien in Urlaub befindliche Billeteure zu ersetzen. Daher bin ich in den Jahren 1965 und 1966 jeweils einige Wochen lang Kinobilleteur. Solche Billeteure haben alle zwei Stunden je eine halbe Stunde lang viel zu tun. Den Kinosaal reinigen, die Karten abreißen und zu spät Kommende an ihre Plätze geleiten. Dann ist eineinhalb Stunden lang gar nichts zu tun. Die täglich ausgebrannten Glühbirnen sind ersetzt, die Stehkader des nächsten Films bei den Verleihern in der nahen Neubaugasse ausgewählt und in den Schaukästen ausgehängt, - gemäß den Regeln der Präsentation von Totalaufnahmen auf den Seiten und Großaufnahmen in der Mitte. Was also tun? Meine Antwort darauf: Weltliteratur-Rally! Alles das lesen, von dem zwar alle gehört haben, das jedoch kaum jemand tatsächlich gelesen hat: Dantes „Göttliche Komödie“, Cervantes „Don Quichotte“, fünf der sechs Bände von Platon's Gesamtwerk, Theaterstücke von Goethes „Faust“ über Schiller, Lope de Vega, Raimund, Nestroy, Hauptmann, Aischylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes bis Plautus, Romane von Tolstoi's „Krieg und Frieden“ über Dostojewski, Graham Greene, Steinbeck, Kafka und so weiter. Meine literarische und kulturelle Bildung, die bis heute hin und wieder Erstaunen auslöst, stammt zum Teil vom Gegenstand „Literatur“ in der späteren Schauspielschule, hauptsächlich jedoch aus den vielen Stunden im winzigen Billeteurkammerl, während im Kinosaal Eddy Constantine oder Fritz Lang unbedarft durch einen Goddard-Film taumeln oder die Nackten ihre Pseudo-Handlungen abspulen. Da gibt es zum Beispiel einen Film, dessen Handlung darin besteht, dass die Kerngruppe eines Nudisten-Vereins Mitglieder zu werben hat, weil der Verpächter ein Grundstück am Wasser in Südfrankreich nur dann verpachtet, wenn es gelänge, hundert Vereinsmitglieder zu gewinnen. Stehender Satz: „Wieder ein Nudist gewonnen!“ Dieser Satz kommt mir heute noch stets in den Sinn, wenn eines von vielen Dingen erledigt ist, die zum Erreichen eines Ziels notwendig sind.

1966 – „Der Ausbruch“

Meine Schulklasse im Realgymnasium „Stubenbastei“ hat im Freigegegenstand „Literaturpflege“ den damals bekannten Literaturkritiker Neumayer als Lehrer. Soweit ich mich erinnere, schreibt er damals viel in der „Presse“. Das Thema „Literatur“ interessiert mich sehr und ich schreibe auch vieles zu Hause. Auf den Bond-Film „Goldfinger“ von 1965 verfasse ich ein Travestie-Drehbuch, von dem meine damaligen Freunde und ich sogar ein Viertel im Schmalfilm- Format 8 Millimeter drehen, - in der Geisterbahn „Roter Adler“ im Prater und in zwei Wohnungen. Ich bin dabei der Regisseur. Außerdem schreibe ich eine Kurzgeschichte und ebenfalls ein Drehbuch dazu: „Der Ausbruch“. Eine „Werther“- oder „Tod in Venedig“- Geschichte. Die Ich-Person, - die im Film die Kamera ist und daher nicht zu sehen ist, - möchte eine junge Frau ansprechen, die ihr oftmals am Arbeits- oder Schulweg begegnet. Doch sie traut sich das nicht. Nun nimmt sie sich vor, dies gerade heute unbedingt zu tun. Sie schwänzt dafür ihre Arbeit oder ihre Schule. Daher „Ausbruch“! Dann begegnet ihr die junge Frau tatsächlich. Und trotz aller Vorbereitungen getraut sich die Ich-Person erneut nicht, sie anzusprechen. Kurzgeschichte und Film klingen damit aus. Ich zeige den Text dem Neumayer. Er sagt: „Ja, solche Sachen sind jetzt der Trend.“ Aber er lobt den Text weder, noch tadelt er ihn. Er scheint gleichgültig diesbezüglich. Von einer Veröffentlichung spricht er schon gar nicht. Die Lehre, die ich daraus ziehe: Als

Schriftsteller bin ich offenbar nicht geeignet. Mehr, als dass ich gern schreibe, ist da wohl nicht! Also andere Berufe ins Auge fassen!

Allerdings! Ich selbst entwickle mich aufgrund der Geschichte. Kurz darauf, im Juli, getraue ich mich während eines Urlaubs mit den Eltern nach einigem Zögern, zwei Mädchen oberhalb des Kapruner Stausees „Moserboden“ anzusprechen und eine der beiden, eine blonde Deutsche Ulrike aus dem Ruhrgebiet, wird zu meiner Urlaubs-Freundin. Wir donnern mit dem Käfer und meinem nagelneuen Führerschein über die Großglockner-Hochalpenstraße, baden in der eiskalten „Margaritze“ und kugeln im Bett herum. Irgendwie war der „Ausbruch“ daher für mich der Durchbruch!

Auch das eigentliche „Ausbruch“-Thema lässt mich nicht los. Das Hergebrachte in Frage stellen! Etwas Besseres suchen! Sozusagen „ausbrechen“! Wie uns das von der aufkommenden englischsprachigen Popmusik suggeriert wird! Zwei Jahre später, 1968, kommt auch die gesellschaftliche Bestätigung dafür!

1967 – Wofür der Bundesländerproporz gut ist

Im Jahr 1966 ist die Matura vorbei. Keine Turnstunden mehr. Der Bauch wächst. 85 Kilo sagt die Waage. Was tun? Da sind doch diese Schilangläufer! Damals noch exotisch-faszinierend. Sie sind mir bekannt geworden bei den Olympischen Winterspielen 1964 in Innsbruck. Da durfte ich zusehen als einer der dafür angemeldeten Schüler einer der sechsten Klassen des Realgymnasiums Stubenbastei. In Igls! Der Sixten Jernberg! Der Harald Grønningen! Kaum fünf Meter Distanz zu den Stars! Eindrucksvoll!

Anruf im „Haus des Sports“: Tatsächlich! Es gibt in Wien den „ÖWSC Österreichischen Wintersportclub“, der Schilanglauf betreibt. Clubabend jeden Mittwoch im „Pfeilheim“. Hurra, der Verein hat jetzt auch einen Jugendlichen! Nicht nur die zwei Junioren, - einer ebenfalls Student, - die eine Dame und die Drei aus der allgemeinen Klasse!

Ausrüstung aus Preßburg. So eine lebendige Stadt vor dem russischen Einmarsch im Jahr 1968! 250 Schilling kostet alles zusammen! Jener Junior, der ebenfalls Student ist, heißt Erich und zeigt mir im ersten Schnee auf der Wiener Sofienalm, wie das Schilanglaufen geht: 200 Meter vor, 200 Meter zurück.

Als nächstes: Die Wiener Meisterschaften auf dem Semmering. Natürlich gewinnt der Jugendliche die Jugend-Klasse. Er ist ja der einzige Starter. Die eine Dame ist allerdings weit schneller! Der Erich gewinnt gegen den anderen die Junioren-Klasse!

In der Universitäts-Turnanstalt bricht Freude aus. Es gibt in Wien jetzt zwei Studenten, die den Schilanglauf betreiben! Und beide sind sie Sieger der Wiener Meisterschaften! Das Bundesland Wien ist nun in der Lage, sein „Kontingent“ von zwei Startplätzen im Universiade-Kader in Anspruch zu nehmen! In den anderen Bundesländern hatte es Ausscheidungs-Wettkämpfe gegeben!

Es kommt das erste von sechs je einwöchigen Trainingslagern: Alles natürlich kostenfrei und mit Fahrkostenersatz. Auf der Tauplitz! Anfahrt mit Vaters „Käfer“ bei Nacht und Nebel. Kurz vor Mitternacht mit Koffer und Schi keuchend die 200 Meter vom Parkplatz zum noblen Hotel hinauf. Der Bundestrainer öffnet: „Bist du da jetzt aufi 'kommen?“ „Ja, natürlich!“ Der Trainer glaubt, nicht vom Parkplatz, sondern von ganz unten, von Bad Mitterndorf! Er meint daher, der späte Ankömmling sei der größte „Bär“. Er kann auch nicht enttäuscht werden. Es gibt nämlich keinen Schnee!

Fünf Mahlzeiten am Tag. Dazwischen Sauna. Außer dem Universiade-Kader sind die Nationalmannschaften der Schilangläufer und der Nordischen Kombinierer da. Ich sitze am Tisch mit den Größen aus Zeitung und Fernsehen! Der Anderl Janc, der Voggenberger! „Auf und Nieder“ in der Hotelbar, da es keinen Turnsaal gibt.

Am dritten Tag: Ein Schneeloch! Der Bundestrainer merkt es jetzt: Der jüngere der beiden Wiener kann ja gar nicht Schilanglaufen. Er steht ja erst zum dritten Mal im

Leben auf Langlaufschiern! „Macht nix“, sagt der Trainer, „jetzt bist´ da, jetzt machst´ mit! Schau, SO mach`s! Wie ein Bauer!“. Er zeigt es vor. Ich tu, was ich kann. Ein Gefühl, als wäre ich Goofy als Universiade-Athlet!

Da ist die Einladung zu den weiteren fünf Trainingslagern! Ich verweigere. Ich soll ja auch studieren! Wegen meines Bauchs schließe ich mich nun dem Leichtathletik-Verein „Cricket“ an. Da braucht es keinen Schnee. Und der Bauch ist auch bald weg!

1967 – Die Welt öffnet sich

Anfang 1967, dem letzten Jahr in der elterlichen Wohnung, ist mein Kalender voll mit Lehrveranstaltungen auf der Technischen Hochschule, die heute „Technische Universität“ heißt. Gegenüber dem überraschenden Erfolgserlebnis der besten plastischen Gestaltung des Jahrgangs in „Gestaltungslehre“ überwiegt leider Negatives. Der „Baukunst“- Professor Koepf vermeint, mir eine negative Note zu geben, doch er irrt sich glücklicher Weise und ich komme bei ihm gerade noch durch. Der eigentliche Eignungstest für „Architektur“ soll jedoch das damals neue „Grundseminar“ sein. Die ja sehr engagierte Renate Schweitzer von des Rudolf Wurzer´s Städtebau-Institut hat die unangenehme Aufgabe, uns einen ganzen Hektar dicht besiedeltes Altbau-Viertel zwischen Karmelitergasse und Kleine Sperlgasse mit der Karmeliterkirche von 1639 neu gestalten zu lassen. Damals war es ja in Wien noch immer zulässig, daran zu denken, die Bewohnenden in Gemeindewohnungen auszusiedeln, die historischen Häuser abzubrechen und durch Plattenbauten zu ersetzen. Ich denke dazu, „das kann ich nicht“ und gebe daher auf. Im nächsten Semester habe ich beim wohlmeinenden Götz Hagmüller eine Kinderspielplatz-Aufgabe, - ausgerechnet vor dem Liechtenstein- Palais, dem damaligen Bauzentrum, - der ich mich ebenfalls nicht gewachsen sehe. Tatsächlich mache ich das „Grundseminar“ erst im letzten Jahr meines Studiums Anfang 1974, als ich so etwas schon kann, - mit der Umgestaltung der Stallburggasse bei Ralph Gälzer. Da nun im Jahr 1967 ein Studium in Mindestzeit nicht mehr möglich scheint, sehe ich mich auch anderweitig um. Im April trete ich auf Empfehlung von Conny Hannes Mayer und Ilse Scheer in die Schauspielschule Lamberg-Offen ein, wo ich gleich zu Anfang die japanischen No-Spiele zu recherchieren habe. Günther Schneider Siemssen nimmt mich in seine Bühnenbild- Meisterklasse auf der Akademie auf, - was ich allerdings bald wieder aufgebe. Ich besuche auch die Abende des Klubs der Kinoamateure Österreich. Ich habe, - wie in der vorhergehenden Erinnerung berichtet, - mit dem Schilanglauf begonnen. Ich laufe bei der Universitäts- Turnanstalt mit Rudi Klaban des Samstags durch den Wienerwald, mache Orientierungslauf bei Sobotka und Laufbahntraining beim Verein „Cricket“ im Prater. Ich betreibe Joga mit Wilhelmine und Arnold Kayserling in der Reisnerstraße und bin vom Swami Satyananda Saraswati beeindruckt, als er persönlich in Wien ist. Die Welt öffnet sich!

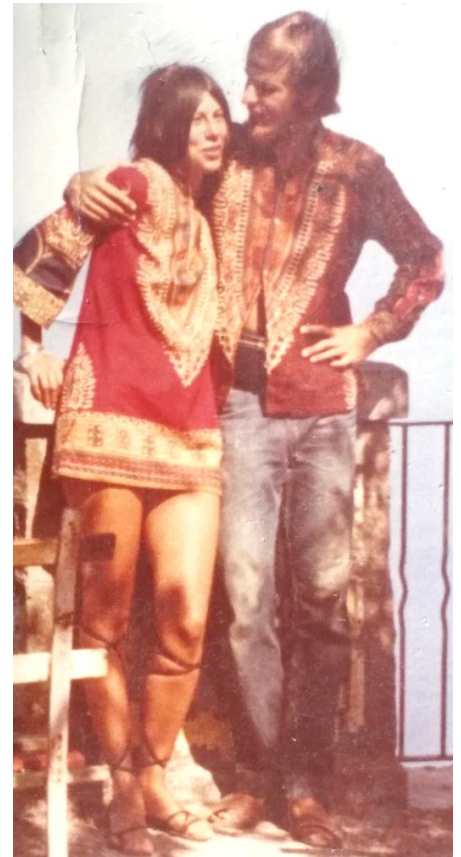
Ich bringe meine Gedanken mit Bleistift zu Papier und finde mich dadurch immer besser zurecht in der von Weltanschauungen geprägten Gesellschaft. Am 11. Mai schreibe ich: „... der Geist kann nicht lachen. Lachen kann nur der Körper“, und am 22. Mai: „... es ist immer besser, man lässt die Notwendigkeit regieren, als die Einsicht, denn die Notwendigkeit wird jederzeit vorhanden sein. Ob die Einsicht?“. Ich frage mich in den Notizen, „was soll ich werden?“ und „... noch bin ich nicht geeignet, Vertrauen ... einzuflößen. Werde ich es je können?“ In einer der Notizen entschuldige ich mich für diese bei dem, der ich „selbst sein werde in späterer Zeit“.

JETZT hätte ich gern ein Jahr bezahlter Pension gehabt, jetzt mit Neunzehn, - und dafür im Gegenzug mit Fünfundsechzig weitergearbeitet. Als ich dann wirklich Fünfundsechzig bin, sehe ich es immer noch so! Ohne den Verzicht auf den studienplanmäßigen Fortschritt anno 1967 jedoch, - und ohne die dadurch

ermöglichten Erkenntnisse und Erfahrungen, - wäre mein weiteres Leben mit Sicherheit anders und weit weniger eigenständig verlaufen!

1968 - Lebenspartnerschaft

Im Vorzimmer der Schauspielschule Lamberg-Offen der Mathilde „Muschi“ Back in der Alserstraße plaudere ich mit der ebenfalls am Anfang ihrer Ausbildung stehenden Kollegin Johanna Rengelhausen. Sie ist heiter, talentiert und gefällt mir auch optisch. Ob sie nicht mitfahren möchte in den Süden, per Käfer mit Kollegin Herta Meldt, und Studentenvertreter Bernhard Frankfurter? Johanna sagt zu und ein paar Tage später wieder ab. Also fahren wir ohne sie. Bernhard bleibt in Venedig und ich fahre mit Herta im Jahr der Studenten-Revolution, - von der wir allerdings vor Ort nichts merken, - durch Südfrankreich nach Barcelona. Gerade Johanna's Absage beeindruckt mich. Sie weiß offenbar, was sie will und hat keine Scheu, es auch zu ändern, auch wenn drei andere fix mit ihr gerechnet haben. Einige Wochen später ziehen wir gemeinsam in das Dachgeschoß 1040 Karolinengasse 9, wo Johanna herausgefunden hat, dass ein aufgelassenes Bügelzimmer zwischen Dachboden und Waschküche als Wohnung vermietet wird. Sie arbeitet als Instituts-Sekretärin auf der Technischen Hochschule, an der ich ja studiere. Während ich ja bloß aus Bewunderung für Kino-Regisseure damit begonnen habe, das „Handwerk“ zu lernen, ist das bei Johanna anders. Ihr Onkel Ralph Koller ist ein bekannter Unterhalter in Oberösterreich, dessen Gattin Erna hatte sogar das Reinhard-Seminar absolviert. Die Familie ihrer Großmutter Anna Pfister bringt nach wie vor eine Menge darstellende Künstlerinnen in der Schweiz, Deutschland und Österreich hervor, die den Namen „Pfister“ hochhalten. Also ist der Schauspiel- Beruf für Johanna keineswegs abwegig. Sie gelangt auch in Mindestzeit zur „Schauspielerischen Reife“ und besteht die Abschlussprüfung mit „sehr gut“, - während ich vor dem Antreten bei der zweiten Kontrollprüfung aufbeuge. Für meinen Bedarf habe ich ja auch genug gelernt, kann jeden auch noch so verwinkelten Raum ohne Mikro aussprechen, bin für die Darstellung von Rollen nicht wirklich begabt und möchte ohnehin auf der Basis des Architekturstudiums Geschäftsführer einer gemeinnützigen Bauvereinigung werden. Auch Johanna wird nicht Schauspielerin. Sie scheut die Intrigen an den Theatern, kann jedoch ihre Ausbildung nach der Babypause als Kursleiterin für Wirbelsäulengymnastik brauchen. Ihr moderiertes Musikprogramm beeindruckt unter anderem den späteren Bürgermeister Michael Ludwig sehr, - der damals die Wiener Volkshochschulen leitet und den ich durch Johanna auch persönlich kennen lerne. Auch Johanna's Bruder Bernd bleibt der Kunst treu. Erst jeden Trend kennender Schallplatten-Verkäufer, entwickelt er sich zu einem bekannten österreichischen Musikmanager für Pop- und Unterhaltungsmusik. Und mit Johanna selbst bin ich 51 Jahre lang zusammen, davon 46 Jahre lang verheiratet, vom 4. Juli 1973 bis zu ihrem Ableben am 9. Oktober 2019. Bild vom Sommer 1970 in Castelabate, Südtirol.



1969 - Mit dem Kurt am Karlsplatz

Vielleicht hat das spätere nachhaltige Berufsleben nicht 1977, '78 oder '79 angefangen, sondern schon viel früher. 1969 ist es, soweit erinnerlich in der frühherbstlichen Inskriptionszeit, als mich am Karlsplatz ein nur vom Sehen bekannter Architektur- Student, - zwei Semester jünger, - anspricht und fragt: "Kommst Du mit zur Demonstration gegen den Abbruch der Otto Wagner Stadtbahn- Station? Das ist wichtig!". Sie stehen unter den Demonstrierenden, ohne von der Sache selbst, zwei Stadtbahn- Stations- Gebäude funktionslos zu erhalten, tatsächlich überzeugt zu sein. Sie meinen aber beide, am Architekturstudium selbst müsse sich Einiges ändern. Beide sind sie froh, einen Gesinnungs- Genossen gefunden zu haben. Kurt Smetana, - so heißt der Student, - sagt, er kenne Jemand, der auch so denkt, einen gewissen Reinhard Morawecz. Wir treffen uns also mit dem Reinhard und fahren sodann gemeinsam mit unseren Freundinnen in den Wienerwald.

Bald sind wir uns einig, die nach der Auseinandersetzung um die Kündigung des Lehrauftrags für Gegenwartsarchitektur des Günther Feuerstein eingeschlafenen Aktivitäten des "Aktionskomitees der Architekturstudenten" aufleben zu lassen. Dieses Komitee hatte Mitglieder wie den „Brumi“ Wolfgang Brunbauer, wie Bertram Mayer, Günter Matschiner und die Kooperative Himmelblau, - damals noch zu viert, - sowie als "Jungstudenten" Herbert Binder und mich.

Der Herbert macht auch jetzt wieder mit, auch ältere, von den Mitgliedern der neuen Gruppe fast bewunderte Studenten aus der Kultur- und Wohngemeinschafts- Szene wie August Fröhlich, Timo Huber und Hermann Simböck.

Es gibt eine Reihe von Treffen in der Waschküche neben dem ausgedienten Bügelzimmer am Dachboden, das ich damals zusammen mit Johanna Rengelshausen bewohne. Gut dreißig Leute sitzen auf dem Asphalt neben dem Waschkessel und auf improvisierten Sitzgelegenheiten. Bald ist klar, das vornehmliche Ziel ist eine Reform des 1966 eingeführten Kompromiss- Studienplanes, durch den das Architekturstudium in Wien nach Helsinki das zweit-längste der Welt geworden war. Ein weiteres Ziel: Die Einrichtung eines "Kontaktraumes" auf der Technischen Hochschule (heute: Technische Universität), da die Waschküche keine Dauerlösung sein kann.

Den Kontaktraum gibt es einige Monate später wirklich. Herbert Binder, August Fröhlich und Kurt Smetana sowie als Ersatz Hans Lechner, Nikolaus Steinböck und ich sind in die Studienkommission gewählt. Als parteifreie Namensliste! Die damaligen Studierenden- Parteien erringen kein einziges Mandat, - die christlich-soziale ÖSU, der sozialdemokratische VSSTÖ und der freiheitliche RFS. Wir sind nicht, wie damals modern, „APO“, außerparlamentarische „Opposition“, wir sind ja im Besitz der absoluten Mehrheit!

Es gelingt uns durch beharrliches Sperrveto, den zwar in Gebrauch befindlichen, aber noch nicht rechtskräftig beschlossenen Studienplan von 1966 wesentlich zu verändern und zu verkürzen. Dies kommt auch meinem eigenem Studienabschluss zugute.

Wir alle haben aber das Bedürfnis, uns nicht nur mit Protest zu beschäftigen, sondern vorzuführen, wie es unsrer Ansicht nach besser zu machen sei.

August Fröhlich hatte viel gelesen und überzeugt zuerst unser Team und später mit dessen Hilfe auch unsere Lehrer davon; einen Versuch mit einem Fächer- übergreifenden „Projektstudium“ zu starten.

Zu dem Versuch melden sich insgesamt dreizehn Leute, nämlich August Fröhlich, Kurt Smetana, Peter Mlczoch, Timo Huber, Herbert Binder, Maria Auböck, Ursula Haslinger (später Brunbauer), Rüdiger Reichel, Wolfgang Kaitna, Reinhard Morawecz, Hans Lechner, Nikolaus Steinböck und ich.

Betreut werden wir, etwas widerwillig, von Professor Rudolf Wurzer, dem späteren Planungsstadtrat, - und, - nicht widerwillig, - von Leuten wie Egon Matzner, Ernst Gehmacher, Ralph Gälzer, Alois Machatschek, Horst Hausa, Jürgen Messelhäuser und Wilhelm Kainrath. Es geht um die Stadterneuerung im Bezirk Favoriten.

Die Arbeit wird im Juni 1973 von Rudolf Wurzer nach einigem hin und her bei einigen vom Team, - auch beim Verfasser, - als gerade noch positiv anerkannt, - bei anderen, - etwa bei Maria Auböck, - nicht bewertet.

Eine strukturell gleichartige Arbeit, im Herbst desselben Jahres von mir als Leiter des Städtebaubüros der Arbeitsgemeinschaft der Architekten Erwin Christoph und Hannes Lintl, - nicht auf Favoriten, sondern auf den Donaubereich Wien angewendet, - führt 1974 zum Gewinn eines der gleichrangigen Hauptpreise, - samt Planungsaufträgen, - des Wettbewerbs „Donaubereich Wien“, ausgewählt von einer internationalen Jury mit Vorsitz Jakob Maurer aus der Schweiz. Ein und Dasselbe kann so unglaublich unterschiedlich beurteilt werden!

Das Team macht dann noch als "Projektgruppe" eine Arbeit für die Stadt Wien: Grundlagen für ein Stadterneuerungs- Programm. Bei dieser Arbeit fungierten Harry Glück und Willi Kainrath als Auftragnehmer der Stadt und die Mitglieder des Teams gleichsam als freie Mitarbeiter.

Einige aus der Projektgruppe machen dann noch gemeinsam weitere Auftrags-Arbeiten über Hochschuldidaktik und Stadterneuerung. Ich jedoch, - inzwischen Alleinverdiener einer Familie mit kleinem Kind, - muss mich in dieser Zeit um einträglichere Arbeiten umsehen. Ich mache, wie für 1976 berichtet, auf Hannes Lintl's

Empfehlung für die Architekten - ARGE als Projektleiter die Umplanung der Bettenhäuser des Neubaus des Allgemeinen Krankenhauses, sowie nach Wehersatzdienst-Pause die Planung der dortigen Technik – Geschosse, - bis im Jahr 1978 Wolfgang Gräsel mich anrufen wird.

Auf dem Bild rechts die „Projektgruppe Favoriten“ mit Freundinnen und Freunden am Reumannplatz. Maria Auböck, Kurt Smetana mit Freundin und Freund, links meine spätere Gattin Johanna († 2019), rechts Nikolaus Steinböck.

Das Bild gibt die Atmosphäre wieder und zeigt, dass diese Erinnerungen unter anderem auch die Frage beantworten, „was ist aus den „68ern“ geworden?



1970 – Austropop

Die Schülerinnen und Schüler der Schauspielschule „Lamberg Offer“ sitzen nach einem abendlichen Bühnentechnik- Seminar in einem nahen Lokal und rätseln. Hanno Pöschl fragt, warum der Dialekt in Liedtexten und Theaterstücken immer mehr aufkommt. Seit 1968 gibt es ja Wolfgang Bauers „Magic Afternoon“ und Anfang 1970 singen die „Worried Men“ Konrad Bayer's „Glaubst i bin bled“. Den „Hofa“ von Wolfgang Ambros und Joesi Prokopetz und Peter Turrinis „Rozznjogd“ wird es erst im nächsten Jahr geben. Die Antwort auf des Hanno's Frage: Die Distanz zum Establishment wird immer mehr durch die volkstümliche, nicht durch die Regeln von Rechtschreibung und Grammatik eingeschränkte Sprache gezeigt.

Damit wird bei uns an die seit der frühen Mitte der Sechziger immer mehr aus der englischsprachigen Welt kommende alternative Popmusik angeschlossen, die eine ganze Generation eint. Der Austropop wird sogar in Deutschland einigermaßen funktionieren. Das mit dem Dialekt, das ist auch das Meine! Allerdings finde ich nicht, dass der Austropop mit jenem Pop mithalten kann, den es seit Bob Dylan und Joan Baez in der englischsprachigen Welt gibt. Am meisten angesprochen bin ich beim Austropop vom „Haussamariter“ der „Worried Men“ von 1975, von „Fürstenfeld“ der STS von 1984 und von „Küss die Hand schöne Frau“ der EAV von 1987. Der hektisch singende „Falco“ Hans Hölzl fand nie den Weg in mein Ohr. Obwohl ja auch wirklich viel Gutes dabei ist, hätt ich mir wirklich für mich selbst und für die Welt Eindrücklicheres gewünscht, als von Wolfgang Ambros, Reinhard Fendrich, Marianne Mendt, Willi Resetarits, Arik Brauer, Andre Heller, Erika Pluhar, Georg Danzer, Stefanie Werger und Ludwig Hirsch gekommen ist! Eine Rolle, wie sie seit mehr als zweihundert Jahren Josef Haydn, Wolfgang Amadeus Mozart und Franz Schubert für die ganze Welt einnehmen, erreichen sie leider nicht annähernd! Selbst probiert hab ich´s bei einem Fest des Timo Huber 1989 oder 1990 mit einem Auftritt mit meiner Ballade vom „Sheriff von Mariahilf“ zur Gitarre. Es blieb aber beim „einmal und nie wieder“.

1971 – Wahlkampf und Selbstsicherheit

Da treffen sie sich also öfters in der Waschküche neben dem Dachboden und dem früheren Bügelzimmer, das Johanna und mir als Wohnung dient, - jene etwa dreißig Architekturstudentinnen und -Studenten, die mit dem Studium auf der Technischen Hochschule nicht einverstanden sind, - ebenso, wie mit der Gesellschaft als ganzer. Hochschülerschafts- Wahlen stehen an. Auch für die paritätisch von Ordinarien, Assistenten und Studierenden zu besetzende „Studienkommission“ der Architektur-Fakultät ist zu wählen. Jede der Gruppen hat ein Sperrveto beim Beschluss des neuen Studienplans. Also kommen wir überein, als Namensliste anzutreten. Sechs Personen sind zu wählen. Drei stimmberechtigte Kommissions- Mitglieder und drei Ersatz-Mitglieder, die ebenfalls an den Sitzungen teilnehmen dürfen. Die sechs Kandidaten, alle männlichen Geschlechts, werden im allgemeinen Einverständnis ausgewählt, darunter auch ich als Ersatzmitglied. Wir malen Wahlplakate. Und wir präsentieren uns persönlich im Haupt-Hörsaal der Fakultät. Wer soll reden? Die Wahl fällt auf mich. Ich habe ja aus der abendlich besuchten Schauspielschule Sprechausbildung. Wir betreten den Hörsaal. Ich, in der Mitte, trete ans Pult, schaue in den voll besetzten Saal und warte, was kommt. Es vergehen zehn Sekunden, es vergehen zwanzig. Es wird geschwätzt im Saal, doch wird es zusehend leiser. Was will denn der Kollege? Warum sagt er nichts? Traut er sich vielleicht nicht, zu uns zu sprechen?

Natürlich habe ich Angst! Ich habe ja noch nie vor einem voll besetzten Saal gesprochen. Natürlich frage ich mich selbst, ob ich mich überhaupt trauen werde, zu sprechen. Doch ich zwingen mich zu nichts, sondern warte, bis es mich überkommt. Nach einer gefühlten dreiviertel Minute überkommt es mich tatsächlich. Ich beginne mit der grob vorbereiteten freien Rede und habe dabei das Gefühl, zustimmend verstanden zu werden. Ja, alle wollen Vertretende in der Studienkommission, die so lange auf Sperrveto spielen, bis ein für uns Studierende zuträglicher Studienplan beschlossen ist! Und der soll viel weniger Wochenstunden umfassen, als der zwar bereits in Kraft getretene, aber noch nicht beschlossene Studienplan!

Herbert Binder meint nachher, auch er habe gefürchtet, ich würde kein Wort herausbringen und wir sechs hätten uns wortlos zu schleichen gehabt.

Aber nein! Bei der Wahl erhält unsere Namensliste alle Mandate! Die damaligen Studierenden-Parteien haben zusammen nicht einmal genügend Stimmen für ein

einziges Mandat, - die christlich-soziale ÖSU, der sozialistische VSSÖ und der freiheitliche RFS. Wir haben also nun ein Sperrveto, und das führt tatsächlich zu einer wesentlichen Studienverkürzung. Und ich habe seitdem die Sicherheit: Ja! Ich bin in der Lage, in einem voll besetzten Raum eine Rede zu halten.

1971 – „-ocker-“ ist leider nicht „-adl-“

Im Sportverein „Cricket“ berichten sie mir von einem 3000 Meter Hindernislauf am ÖMV-Platz im Rahmen einer großen Veranstaltung mit vielen Besuchenden und mit einem riesigen Siegespokal. Sie nennen mir Datum und Uhrzeit. „Trete dort an! Das gewinnst du sicher! Du bist ja der Wiener Meister und soweit bekannt ist, nehmen keine besseren Läufer teil, als du einer bist.“ Fein! Diesen Pokal hole ich mir! Ich batike also originelle Worte auf meine Laufhose und bereite es auch organisatorisch vor: Johanna, damals Lebensgefährtin und noch nicht Gattin, solle mich begleiten. Sie nimmt Freundin Rosi mit. Nachher wollen wir ins Grüne gehen. Also zeitgerecht mit dem „Käfer“ nach Stockerau fahren. Der Sportplatz ist leer. Laut Straßenkarte gibt es einen zweiten Sportplatz. Auch dort ist niemand. Was ist los? Da fällt es mir wie Schuppen von den Augen! Nicht Stockerau, sondern Stadlau! Natürlich! Der Verein heißt ja auch „ÖMV Stadlau“! Die je ersten und letzten beiden Buchstaben sind ja dieselben, doch dazwischen ist einmal „ocker“ und einmal „adl“. So eine Verwechslung! Da hat mich mein Unbewusstes aber völlig falsch geführt und das Bewusstsein hat nicht aufgepasst!

Wie spät ist es denn? Das geht sich doch noch aus bis zum Start! So weit sind Stockerau und Stadlau voneinander ja auch nicht entfernt! Doch jetzt streiken die Damen! Sie wollen ja ins Grüne, sie sind geduldig mit mir von Sportplatz zu Sportplatz gefahren und sie sind eigentlich schon fast in der Stockerauer Au.

Schade! Wie ich später die Siegerzeit höre, weiß ich, die letzten Runden wäre ich ganz alleine vorne weg gelaufen. Bis heute tut´s mir um den schönen Pokal leid!

1971 – Autostopp

1970, bevor Jochen Rindt stirbt und trotzdem Weltmeister wird, sind Johanna und ich per Autostopp beim Rennen in Zeltweg und sodann in München (Bild rechts). Aber eine richtig weite Autostopp-Reise? Jetzt bin ich schon dreiundzwanzig und hab noch nie so etwas gemacht! Mit Erlaubnis von Johanna gehe ich im August ´71 um drei Uhr Nachmittag mit Rucksack und Schlafsack zur „Spinnerin am Kreuz“, wo die Stoppenden alle stehen. Ich übernachtete im Freien auf einer Wiese in Kärnten und nass vom Morgentau. Die nächste Nacht lädt mich eine Familie in Agram ein. Nacht im Kinderzimmer mit dem heranwachsenden Sohn. Nächste Nacht neben einem deutschen Camping-VW-Bus eines Paares südlich von Belgrad. Ich quere Skopje zu Fuß. Dann komme ich drauf, dass ich den ganzen Weg wieder zurückmuss, da der „Autoput“ die Stadt bloß tangiert. Am Abend in Thessaloniki entscheide ich mich für den überfüllten Nachtzug nach Athen und schlafe auf dem Boden des Gangs.

Hurra! Athen! Das Café beim American Express beim Syntagma-Platz, wo sich die internationalen Strandschlafenden treffen! Dann das hölzerne Deck der Nacht-Fähre ab Piräus. In der „Deck-Klasse“ sitzen wir alle zusammen. Gitarrenklänge. Ist das kretische Heraklion nicht die hässlichste Stadt der Welt? All die verfallenden Fabriken! Damals



ja, - heute längst nicht mehr! Die leeren unversperrten venezianischen Lagerhallen am alten Hafen: Das Quartier der Strandschlafenden! Die minoischen Bilder im Museum sind alle so fröhlich! Ist der Palast von Knossos das Labyrinth? Ich bemühe mich, in der labyrinthischen Palastruine einer wunderhübschen Gleichaltrigen zu begegnen. Schau! Sie legt es ebenfalls drauf an! Dieses spannende Irrgarten-Spiel endet nicht beim Minotaurus, sondern bei Magdalena aus Schweden! Gemeinsam zurück nach Heraklion. Küsse. Sie hat ein Fähre-Ticket nach Santorin. Soll ich auch? Nein, ich will mit dem Bus nach Matala, zu den Hippies in ihren Höhlen aus der Zeitung. Diese Höhlen sind aber heuer gesperrt! Es habe eine Messerstecherei gegeben und der Denkmalschutz erlaube das Übernachten drin nicht mehr. Wo sind die Leute jetzt hin? Über zwölf Kilometer Bucht hinweg ein schemenhaftes Etwas. Es sieht aus wie die „Cinque Terre“ aus den Kulturfilmen im Wochenschaukino. Also zu Fuß den Strand entlang! Übernachten bei einer griechischen Familie am Strand von Kalamaki. Gastfreundschaft! Erste griechische Worte. Quer über den NATO-Flughafen von Timbaki. Er ist gar nicht eingezäunt. Dann: Auf jeder erdenklichen Mauer die blauen Parolen der Militärjunta. Im Ort Timbaki eine griechische Hochzeit. Wir internationalen Strandschlafenden feiern am Rande mit. Mit dem Bus zum nahen angestrebten Ziel, da ich den Fußweg entlang der Steilküste erst später kennenlerne. Der Ort heißt Aghia Gallini. Tatsächlich! Da hat sich früheres Matala-Publikum in einem Olivengarten jenseits des Platis-Bachs niedergelassen! Da sind auch Esel, die brüllen des Nachts. Ich werde freundlich aufgenommen. Im Zentrum: Der „Livingstone“, ein englischer Lehrer, offenbar weniger Aussteiger, als Feriengast wie ich. Doch er unterhält mit seiner sprühenden Art auch die echten Ausgestiegenen und scharft sie um sich. Einige Tage hindurch bin ich Mitglied der Gruppe. Ich höre von Vai: Palmen und damals nur zu Fuß über sechs Kilometer Naturweg zugänglich. Ich stoppe Autos, verbringe die Nacht unter einer Brücke nahe Aghios Nikolaos, wo ich lerne, mich gegenüber Ratten zu verhalten, die auf die Kekse in meiner Tasche aus sind. In Vai versorgt uns Strandschlafende ein behelfsmäßiger Buffet-Wagen. Mit der Französin dort entwickelt sich ein eher distanziertes Verhältnis. Einige Tage später wieder in Athen. Schlafen erst am Areopag-Hügel im Wald und dann im Verschlag eines ägyptischen Freundes, den ich am Areopag kennenlerne. Mit dem ersten Flug des Lebens nach Istanbul. Das Honorar für einmal Blutspenden deckt die gesamten Kosten des Olympic-Flugs! Im „Coffee-Shop“ bei „Sultan Achmed“, der Blauen Moschee, treffen sich die internationalen Strandschlafenden. Einige kenne ich bereits aus Kreta. Ich werde mit einer kleinen, schlanken Ostfriesin bekannt gemacht. Wir haben ein einfaches Zimmer, machen Ausflüge und streifen durch die Stadt. Zwei Tage später: Ein deutscher VW-Bus fährt mit zehn Leuten über Sofia nach Deutschland. Ich entscheide mich prompt und steige ein. Wir, zwei Burschen und zwei Mädchen, steigen in Kärnten aus und bleiben dort noch einen Tag. Dann ab nach Haus! Auto-Stopp-Fahren bewährt sich! 1975 stoppe ich im Juli nach Amsterdam. Schlechtes Wetter! Nass und kalt im Vondelpark. Wir übernachten in einer Toilettenanlage und ziehen um in ein „sleep in“. Ich denke: „Nie mehr anderswo hin, als in den Süden!“

1972 - Noch weniger!

In der Studienkommission der Studienrichtung Architektur auf der damals noch „Technische Hochschule“ genannten Technischen Universität, sitzen der Gustl Fröhlich, der Kurti Semtana, der Herbert Binder, der Hansi Lechner, ich und der Nikolaus Steinböck, um den es hier geht, - den Professoren und Assistenten gegenüber.

Der damalige Universitäts- Professor und weltbekannte Architekt Karl Schwanzer, - inzwischen schon lange verstorben, - spricht vehement gegen die Studierenden-

Vorstellungen über einen kürzeren Studienplan: "Wir machen heute bereits viel zu wenig. Man kann das nicht noch weiter kürzen! Ich frage Sie: Was ist weniger als Nichts? Was ist weniger als Nichts!!!"

Stille im Raum. Alle sind betroffen. Hat er vielleicht recht? Die Pause wird immer länger. Die Gesichter der studentischen Vertreter auch. Da setzt der Nikolaus Steinböck an, etwas zu sagen. Das ist für ihn gar nicht so einfach. Er hat einen Sprachfehler, - er stottert.

Jetzt will er sichtlich etwas sagen. Er stößt zuerst einige unartikulierte Laute aus. Dies und die Gesprächspause bringen es mit sich, dass alle Augen auf den Niki gerichtet sind. Endlich bringt er zwei Worte heraus. Sie enthalten die Antwort darauf, was weniger sei, als Nichts: "Noch weniger!"

Alle müssen lachen, Professoren, Assistenten, Studenten - und sogar der Professor Schwanzer. Dessen Frage nach dem Grundprinzip des neuen Studienplans steht nicht mehr zur Debatte.

Die Worte "Noch weniger!" sind seitdem im Kopf des Verfassers fest verankert. Für ihn bedeuten sie, das Wesentliche einer Sache zu finden: die wesentlichen paar Sätze als Ergebnis eines Forschungs- Berichtes, die Besonderheit eines Bauvorhabens, die ohne prinzipielle Veränderung der Zielsetzung nicht weggelassen werden können. Später, wenn ich manchmal kiloweise Ausarbeitungen zum Durchsehen erhalte, sage ich oft, "noch weniger!" Es muss unsere Kunstfertigkeit sein, das jeweils Wesentliche auf einer einzigen Seite, in einer einzigen Zeichnung oder in wenigen Worten darzustellen.

1973 – Wohngemeinschaften

Es gibt Erfahrungen, die fördern die Übersicht über das Leben. Deshalb, meine Ich, sollten wir womöglich alle einmal ein Kind aufgezogen haben, Betriebsrat gewesen sein, per Autostop durch die Länder getrampt sein und in einer Wohngemeinschaft gelebt haben. Weil ich auch schon Anfang 1973 so denke, nehme ich die Gelegenheit des monatelangen Aufenthalts Johannas als Erzieherin bei den Schönborn-Buchheims in Kitzbühel und servierend in Klagenfurts Gastgewerbe zum Anlass, mich zu melden, als die Wohngemeinschaft der Bösel's in der Mariahilfer Hirschengasse nach weiteren Bewohnenden sucht. In einem Hinterhaus aus der Frühgründerzeit waren die Räume einer früheren Tanzschule und darüber jene einer früheren Schirmfabrik leer gestanden. Auf über 300m² ist viel Platz! Ich werde in die Gemeinschaft aufgenommen. Johanna und ich geben das bisher bewohnte Bügelzimmer im Dachgeschoss in der Karolinengasse auf. Das passt auch gut zum Leben im Kreis der anderen Mitglieder der „Projektgruppe Favoriten“, elf männlichen und zwei weiblichen, die ein damals als „alternativ“ geltendes selbst zusammengestelltes Projektstudium auf der „Technischen Hochschule“ betreibt. Die Gruppe trifft sich nicht nur in der Waschküche neben dem erwähnten Bügelzimmer, sondern hauptsächlich in der Wohngemeinschaft in der Wiedner Hauptstraße, wo August Fröhlich, Timo Huber und Ursula Brunbauer wohnen. Der ehemalige Tanzsaal in der Hirschengasse ist ein wunderbarer Rahmen für das Sommerfest mit dieser Gruppe! Maria Auböck dekoriert ihn mit Blattwerk aus der Lobau. Da alle jeweils viele andere einladen, ist die Location bum voll. Mit einiger Mühe kann ich die wegen der Musik gerufene sehr verständnisvolle Polizei von jenem Raum ablenken, in dem es süßlich riecht. Der Hauptmieter Bösel ist zur Zeit dieses Festes auf Urlaubsreise und nachher ungehalten. Die Bewohnenden des Vorderhauses glauben allerdings fälschlicher Weise, wir gehörten zur Hausinhabung und sehen daher zu uns eher hinauf als auf uns herab. Zwischen uns Bewohnenden der WG besteht nicht mehr als ein loses Verhältnis, - kein Familiengefühl. Bis zu acht Leute wohnen hier. Dann ist

unerwartet ein Kind unterwegs! Es wird also geheiratet, - im Juli. Johanna zieht zu mir in die Hirschengasse. Ab November 1973 ist dann ein Erdgeschoss in einem Eigenheim in Langenzersdorf gemietet. Wir ziehen aus der „Hirschengasse“ aus. Ich will nun rasch fertig studieren und bewohne auf Einladung von Peter und Dagmar Klopff ein Zimmer mit Erker in der Wohngemeinschaft Mariahilfer Straße mit acht Räumen und ~200m². In dieser Wohngemeinschaft mit fünf Erwachsenen und zwei Kindern gibt es viel familiäres Gemeinschaftsgefühl. Des Abends wird gemeinsam gegessen. Wer einkauft, kocht und abwäscht, ist jeweils eingeteilt. Das funktioniert. Auch mein Aufteilen des Aufenthalts auf Wohngemeinschaft und Langenzersdorf bewährt sich: Ich kann das Studium im Dezember 1974 nach Durcharbeiten durch zwei Nächte hindurch am Gebäudelehre-Entwerfen tatsächlich abschließen. Nun gebe ich auch die zweite Wohngemeinschaft auf. Die beschriebenen kaum mehr als eineinhalb Jahre sind zwar lediglich ein Hineinschnuppern in die Wohngemeinschafts-Szene. Doch ich weiß nun: Vorurteile wie Sex & Drugs & Rock 'n Roll sind alle falsch! Wohngemeinschafts-Leben ist ganz normales Leben! Feiern geht allerdings wegen dem mehr an Leuten und an Räumen in Wohngemeinschaften besser, als beim Familienwohnen. Und lüftungsresistenten Geruch nach kaltem Zigarettenrauch gab's damals in allen Wohngemeinschaften.

1973 – Des Landeshauptmann's Vorstellung vom Sozialismus

Mit den Aktionisten, wie Hermann Nitsch, Rudolf Schwarzkogler und Günter Brus hatte ich nie direkte Kontakte. Zur „Uniferkelei“ 1968 hatte mich Otmar Bauer auf der TU eingeladen, das Programm erschien mir jedoch zu langweilig, um hinzugehen. Mit Otto Muehl und den Seinen komme ich abseits des Aktionismus in Kontakt. Eine Bewohnerin der Wohngemeinschaft in der Hirschengasse, in der ich einige Monate lang lebe (auch 1973), braucht eine Nähmaschine. In Otto Muehl's „AA-Kommune“ im Polstererhaus am Nestroyplatz gibt es eine. Wir gehen hin und begegnen der Gruppe. Im „AA-Magazin“ in der Zirkusgasse (oder war es die Weintraubengasse?) kaufe ich gern ein. Als der Friedrichshof dann erworben wird, bin ich gern im „Schüttkasten“ zu Gast und finde die Selbstdarstellungs-Abende, das Kursprogramm, das gemeinsame Mittagessen mit dem Otto und das Strukturmachen in den Gästegruppen super. Toll! Selbstdarstellungs- Abende mit Simultanübersetzungen in mehrere Sprachen, mit Live Piano unglaublich gut improvisiert, mit Video-Aufzeichnung und mit der ständigen Spannung, was unsere Unterbewusstseins im nächsten Moment hervorbringen würden! Auch Johanna ist neugierig, besucht für sich allein den Friedrichshof und berichtet von ihrer Begegnung mit Otto Muehl. Natürlich habe ich seit 1976 auch das Buch „Das AA Modell Band 1“ zu dem es nie einen zweiten Band gibt. Ein ruhender Pol ist immer der Herbert Stumpf.

Das unbefangene Akzeptieren der Sexualität als ganz normaler Teil des Alltagslebens ohne Ausschließlichkeits- Konsequenzen zeichnet die AA-Gemeinschaft damals besonders aus. Vorbehalte habe ich nur, weil das Modell für die Kinder so oft geändert wird. Einmal Privatunterricht, einmal die öffentliche Schule, einmal Öffentlichkeitsrecht.... Und leben will ich auch nicht in einer der AA-Kommunen, die sind mir irgendwie zu eng und der Druck, nichts von der Gruppenmeinung Abweichendes zu äußern, ist zu unangenehm. Hat ja auch niemand in einer Kommune leben müssen!

Bein Vater von Walter Weißensteiner, dem ersten Ehemann Claudia Muehls, sind Johanna, Peter und ich von November 1973 bis Oktober 1975 zur Miete, in der Langenzersdorfer Hader Straße. Erneut ein Zufallskontakt! Die Kinder aus der AA-Kommune in der Praterstraße gegenüber dem Polstererhaus gehen 1978 bis 1980 in unseren Kinderladen „Tempelgasse“ (siehe die Erinnerung „1976 - Kinderladen“).

Vor der Übernahme der burgenländischen Genossenschaft als „Gemeinschaftsbau“ durch die Muehl-Kommune darf ich kostenfrei eine Woche am Friedrichshof verbringen, das Kursprogramm mitmachen, wenn ich mitarbeite und ihnen das von Wohnbauförderung erzähle, was ich berufsbedingt weiß. Da lerne ich für mein Leben, wie Arbeit am besten organisiert wird und wie Gemeinschaften in Leben und Arbeit aufgebaut werden müssen. Das ist die beste Schule dafür überhaupt! In meinem Umfeld bewährt bis heute! Es war nichts Besseres in keiner Literatur je zu finden! Auch die spontanen Einschätzungen von Reaganomics, Thatcherismus, Wechselkurs-Freigabe sowie die Anlageberatung, etwa durch Bernd Stein, sind bis heute gültige Leitbilder. Schade, dass sie dann aus Angst, von Medien mit einer Sekte verglichen zu werden, das Kursprogramm einstellen, dicht machten und sich selbst auf Zeit und Ewigkeit aus dem gesellschaftlichen Dialog ausschließen. Das und das damit verbundene Abgleiten wäre nicht nötig gewesen! Sie hatten ja die Anerkennung vom damaligen Wiener Stadtrat Helmut Zilk und vom damaligen Landeshauptmann Theodor Kery, der ja meinte, genau SO habe er sich den Sozialismus immer vorgestellt. Diese Tagebucheintragung ist Grundlage meines Vortrags am Di 10.10.2023 im Wiener Perinetkeller.

1974 – Vorsätze

Zu Ende der siebten Klasse im Frühling 1965 „hänge“ ich in den beiden Gegenständen „Latein“ und „Mathematik“ und habe das Wiederholen der Klasse zu befürchten, zumindest eine Nachprüfung. Zum Glück gelingt es, beim Juni- „Wandertag“ ins Gänsehäufel-Bad mit den beiden zuständigen Lehrern Rebholz und Arnold auf einem Bankerl zu plaudern, - abseits der Klassenkameraden und je bloß mit der Badehose bekleidet. Ergebnis: Ich verspreche, mehr zu lernen und bekomme in beiden Gegenständen schwache „genügend“- Noten. Im August büffle ich täglich. Mit der Uhr am Tisch, um meine Vorsätze einzuhalten. Erwin Ortner, - der spätere Dirigent, - erzählt mir beim Plaudern im Physiksaal, er strebe einen „Vorzug“ im Maturazeugnis an. Das sei realistisch. Ich sage, ich strebe das auch an. Es sei ja nötig, um im Studium „sub auspiziis praesidentis“ zu promovieren. Herablassend lächelt Erwin, bei mir sei das wegen meiner bisherigen Noten gar nicht möglich. Nun ist mein Ehrgeiz aufgestachelt. Ich lerne nun mehr für die ungeliebte Schule und habe tatsächlich im Maturazeugnis in Latein ein „gut“, in Mathematik sogar ein „sehr gut“ und keine einzige Note, die schlechter ist, als „gut“. Sogar im Turnen hab ich eine „Eins“, da ich mir das Seilklettern nur mir den Händen antrainiert hatte und die Rückwärts-Grätsche über 1,40 Meter Sprungkasten. In den Maturafächern habe ich zwei „sehr gut“ und ein „gut“, in „Darstellende Geometrie“, „Philosophie“ und „Englisch“. Die Voraussetzungen für einen „Vorzug“ sind also gegeben! Unsere Klasse ist als erste der drei Maturaklassen bei der Prüfung. Das enttäuschende Ergebnis: Es gibt drei „Vorzüge“. Erwin ist dabei. Walter Wurmitzer und ich bekommen jedoch beide je genau ein „gut“ zu viel für den „Vorzug“! In Geographie“ geben sie mir trotz Jahresnote „Eins“ eine „Zwei“, - was wohl formell zulässig ist, weil ich in den Jahren davor „Zweier“ hatte. Klassenvorstand Rebholz berichtet, die Konferenz habe von vornherein drei Vorzüge geben wollen und nicht fünf. Den anderen beiden Klassen sollte Raum gelassen werden. Zwei Wochen später die Entschuldigung: Die anderen beiden Klassen wären schlechter gewesen, als unsere. Es hätte daher Walter und mir ein „Vorzug“ gebührt. Dafür sei es nun aber leider zu spät. Ich lerne: Vorsätze und deren Einhaltung sind nicht Alles, weil der Erfolg trotzdem nicht sicher ist. Lehrer Rebholz fragt mich, ob ich vielleicht Graphiker werden wolle, - weil ich doch immer die Plakate für die Klasse mache. Ich sage, ich studiere Architektur und ernte dafür ein nachsichtiges Lächeln. Ja, - auch ich merke bald, dass meine Voraussetzungen für einen Erfolg im Architekturstudium nicht die besten sind. In meiner Familie hat nur Cousine Gerti Matura. Die Studien-Kollegenschaft ist vielfach

familiär vorbelastet. Da gibt es Eltern, die Architekt und Architektin sind. Das Erfordernis an Einzelprüfungen scheint mir auch viel zu hoch zu sein. Egal! Ich habe den sozialen Status als Student und die kostenfreie Netzkarte des öffentlichen Nahverkehrs! Auch finde ich ab dem achten Semester gut bezahlte einschlägige Arbeit in Architekturbüros und bestreite selbst meinen Lebensunterhalt. Ich plane daher gar keinen Studienabschluss. Doch 1971 gelingt es uns Studierenden unversehens, kraft „Studienkommission“ das Erfordernis wesentlich zu verringern (siehe die Erinnerung „1971 – Wahlkampf und Selbstsicherheit“). Außerdem ist 1973 ein Kind unterwegs. Das bedeutet für mich „jetzt oder nie“! Ohne eigentlichen Vorsatz treibt mich mein Unbewusstes, Zeugnis um Zeugnis in rascher Folge zu erlangen. Und dann bin ich tatsächlich Ende des Jahres 1974 Diplomingenieur! Wer hätte das gedacht? Ich jedenfalls nicht! Auf dem Bild rechts übergibt mir Karl Schwanzer das Diplom.



Auch meine berufliche Karriere im sozialen Wohnbau kam „einfach so“. Ich hätte mich nie getraut, mir so etwas vorzunehmen oder es auch nur für erreichbar zu halten. Selbst das Rauchen habe ich im Jahr 2014 ohne einen Vorsatz dazu aufgegeben.

1974 – Warum ausgerechnet Architektur?

Achte Klasse im Jahr 1966. Matura. Was kommt nachher? Zur Schule gehe ich nicht gern. Die Ferienpraxis bei Rauscher Wette und als Kino-Billeteur lockt auch nicht in ein Arbeitsleben. Pragmatisch gedacht: Pensionist werden! Ja! Aber was kommt vorher? Vielleicht Kino-Regisseur wie Federico Fellini, Ingmar Bergmann und Michelangelo Antonioni? Aber das wollen Tausende und es werden bloß ganz Wenige. Also nicht in Ernst Haeslermann's brandneue Akademie im nahen Konzerthaus! Vielleicht Koch? Der Koch sollte doch der letzte sein, der in einer Krise verhungert. Die Hotelfachschule wäre auch in der Nähe der elterlichen Wohnung. Was sagen berufskundliche Vorträge? Der Rektor der Technischen Hochschule Karl Kupsky ist Architektur-Professor. Er rät bei seinem Vortrag Allen von einem Architekturstudium ab. In der Krise nach dem Schwarzen Freitag 1927 seien jene Architekten froh gewesen, die Taxi fahren durften. Nur: Denen die Darstellende Geometrie besonders leichtfällt, die vielleicht doch! Oha! Während alle anderen in der Klasse stöhnen, fällt mir „DG“ in den Schoß! Ich brauche mich nie um Hauptlinien und Spurpunkte kümmern, weil ich von vornherein weiß, wie die darzustellenden Dinge im Raum aussehen und wie sie daher in Rissen und Perspektiven zu konstruieren sind. Und eine Volksschul-Supplier-Lehrerin hatte mich doch wirklich strafweise in die Ecke gestellt, weil die vorgelegte Zeichnung von meinen Eltern stammen müsse. Ein Siebenjähriger könne doch noch keine Perspektive zeichnen!

Also doch Architektur! Die Hochschule, heute „TU“, „Technische Universität“, liegt auch in der Nähe der elterlichen Wohnung. Im dritten Semester lese ich von Bauskandalen in der Zeitung und wundere mich. Jetzt studiere ich das schon das zweite Jahr und weiß immer noch nicht, was ein „Bauskandal“ ist! Das bedeutet: Womöglich selbst die Ausbildung in die Hand nehmen, außerdem nebenher in

Architekturbüros arbeiten und dort Erfahrungen sammeln. Auf die TU nur wegen der Zeugnisse gehen! Bald kenne ich mein Ziel: Nicht selbständiger Architekt werden, sondern der Leiter einer Bauvereinigung, der die beauftragten Architektinnen und Architekten anweist, was sie zeichnen sollen! So kann ich mich sowohl für Soziales einsetzen als auch bei Konflikten zwischen Bauherr und Architekt auf der stärkeren Seite sein! Und so ist es dann ja auch wirklich gekommen!

Am 4. Dezember 1974 ist Zweite Staatsprüfung. Der Vorsitzende Ernst Hiesmayr fragt, warum ich die Arme hochreiße. Antwort: „Bei der Tour de France fahren sie drei Wochen und reißen die Arme hoch. Bei mir sind es acht Jahre!“

Ich verlasse das Hochschulgebäude. Mein Unbewusstes treibt mich auf den Zentralfriedhof. Zum Familiengrab, wo mein nie gesehener zu Silvester 1936 verstorbener Großvater mütterlicherseits liegt. Ich beginne zu weinen und weiß nicht warum. Als ich mich beruhige, fällt es auch meinem Bewusstsein auf: Durch mich ist nun der mir von der Mutter übermittelte Traum des Großvaters erfüllt: Sein Sohn sollte „Baumeister“ werden! Da er ja böhmisch sprach, hat er wohl nicht bemerkt, dass er nicht „Baumeister“ meinte, sondern „Architekt“. Seine erhaltene Sammlung von Zeichnungen beweist das. Sein Sohn konnte den Wunsch nicht erfüllen. Er wurde Aufzugswärter im Großraumlift bei „Siemens & Halske“ in der Hainburgerstraße! Er hieß nicht nur „Mundl“, er war auch sprachlich und charakterlich exakt so, wie Ernst Hinterbergers Fernsehserien-Gestalt! Siemens bot ihm an, ihn anzustellen, - doch er wollte Arbeiter bleiben und blieb es bis zu seiner Pensionierung.

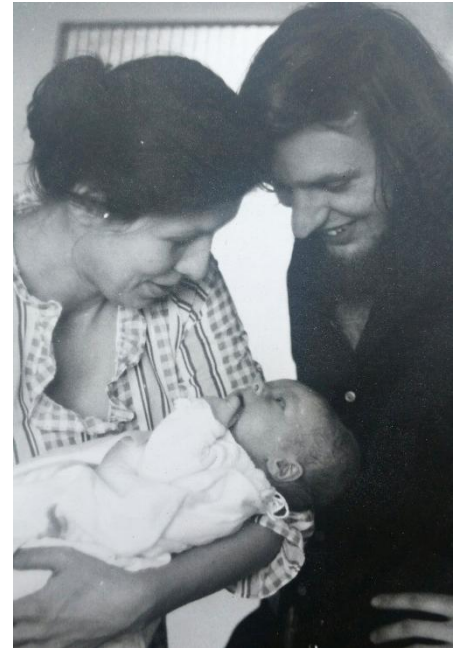
Der Mutter hatte der Großvater das Entwerfen weder zugetraut, noch waren Frauen im Architekturberuf in den Zwanzigern und Dreißigern üblich. Doch letztendlich war es doch sie, der es schließlich gelungen ist, den Wunsch ihres Vaters zu erfüllen, - vermittelt ihres Sohnes und 38 Jahre nach ihres Vaters Tod!

„EINRÜTTELN“

1974 – Kinder

Johann und Sofie Wasner haben acht Kinder, von denen nur vier die Zeit ihrer Geburt auch überleben. Rosi, 1900 geboren, wird 87 Jahre alt, Leo 1902 geboren, wird 72, Vater Ludwig, 1906 geboren, wird 76, Anni, 1904 geboren, wird 90. Ob Raimund sen. und Maria Barta ursprünglich mehr als zwei Kinder hatten, weiß ich gar nicht. Raimund jr., geboren 1908, wird 62, Mutter Relly, 1911 geboren, wird 82. Die vier Großeltern haben somit insgesamt sechs Kinder, die alle auch das Pensionsalter erreichen.

Nur die Älteste der Großeltern-Generation, Rosi, hat in der Zwischenkriegszeit ein Kind, - die Gerti. Sie kommt 1922 zur Welt, wird 62 Jahre alt und bleibt kinderlos, - nach bald nach der Hochzeit gescheiterter Ehe und nach ihrem weiteren Leben als offen hergezeigte Geliebte des auf das ganz Schwierige spezialisierten Baumeisters Ott. Nach dem schwarzen Freitag 13. Mai 1927 ist der Motivation, sich Kinder zu wünschen, bis Ende der vierziger Jahre stark reduziert. Die bekannten beiden Einschnitte in der Bevölkerungs-Pyramide in den Zeiten der



beiden Kriege betreffen ja in nahezu gleiche Weise beide Geschlechter und hängen daher vor allem mit Geburten-Ausfällen zusammen und weitaus weniger mit Kriegsoffern. Rosi's Gatte Alois war unter den Bombenopfern des Philipphofs. Annis Gatte Rudolf war im Gefängnis umgekommen, - als Widerstands-Kämpfer. Ein geeigneter Nachfolger für Anni findet sich unter mehreren auch mir noch bekannten Kandidaten leider nicht. Für Leo und Zissy in Recklinghausen und für Raimund und Mitzi in der Klimschgasse scheint es aus Gründen des Lebensalters schon zu spät für Kinder. Ebenso sehen es Mutters Geschäftskollegin und Freundin Berta Sramek und ihr Gatte Richard. Meine Eltern Relly und Wickerl sind immerhin auch schon 36 und 41 Jahre alt, als sie zur Meinung kommen, die wiederhergestellte Sicherheit und das Haushaltbudget würden es nun erlauben, Kinder zu bekommen. Nach meiner schwierigen Geburt im März 1948 raten die Ärzte der Mutter allerdings von weiteren Schwangerschaften dringend ab. Also bleibe ich ein Einzelkind. In der Verwandtschaft gibt es in meiner Generation ausschließlich nur die um 26 Jahre ältere Cousine Gerti. Naturgemäß hoffe ich damals darauf, später einmal wenigstens zwei Kinder zu haben, besser aber drei.

„Manfred, ich möchte ein Kindchen haben“ sagt Johanna im Frühling 1973 zu mir. Sie weiß jedenfalls, worum es geht, war sie doch ein Jahr lang Au-Pair bei der Ärzte-Familie Robinson mit drei Kindern in Cobham / Surrey gewesen und Kindermädchen bei den Schönborn-Buchheim's in Kitzbühel. Ihre Schwangerschaft spornt mich an, das Studium abzuschließen, was glücklicher Weise im Jahr von Sohn Peter's Geburt 1974 auch gelingt. Ein Studentenkredit erleichtert das Leben in dieser Zeit. Für ein zweites Kind, meint Johanna damals, sei zu wenig Geld da. Sie selbst unterbricht nach der Karenz ihr Arbeitsleben, um sich dem Peter ganz zu widmen. Mein Gehalt alleine scheint ihr für die Kosten eines zweiten Kinds nicht ausreichend. Ich bin zwar der Bestverdienende von allen mir bekannten Studienkolleginnen und -Kollegen. Doch mit einem einzigen Gehalt alleine ist es eben auch in dieser Zeit nicht leicht mit zwei oder drei Kindern, selbst wenn es sich um ein überdurchschnittliches Akademiker-Einkommen handelt. „Drum habe ich ja auch einen Akademiker geheiratet“ meint Johanna. In ihrer und meiner Verwandtschaft hat ja kaum jemand mehr Schulbildung,

als die Hauptschule, und daher wird ein Akademiker in solcher Gemeinschaft eben als mehr oder minder fremdartig empfunden. Also bleibt es bei einem Kind. Auch einige Jahre später, in finanziell entspannterer Lage, möchte Johanna kein weiteres Kind mehr. Paare mit Einzelkind sind in dieser Zeit ja auch ringsum üblich. Sohn Peter hat keine Kinder. Meine Familie wird daher bald ausgestorben sein. In der Familie von Johanna gibt es die Urgroßnichten Mia und Athena sowie den Urgroßneffen Benni. Darüber hinaus ist auch in Johanna's Familie niemand mit Kindern mehr über.

1975 – Religionsgemeinschaft

Als ich selbst noch ein Kind bin, sind sie alle Mitglieder der Katholischen Kirche: Mutter, Vater, die Tanten Anni, Rosi, Gerti und Mitzi und der Onkel Mundl. Es gibt die Putenengel-Köpfe über den Nachtkästchen und ein Schutzengelbild an der Wand, zum Glück jedoch keine Darstellungen der Folterexekution am Kreuz, wie in den „Marterln“ am Land. Natürlich bin auch ich getauft. Zur katholischen Sonntagsmesse geht allerdings niemand von allen Genannten. Solche Messen lerne ich bewusst erst in der Sommerfrische in Prigglitz kennen, weil es am Land üblich ist, dass alle hingehen und niemand sich ausschließt, ob einheimisch oder Pensionsgast. Der alte Pfarrer erzählt in der Predigt in der gotischen Kirche von einem seiner Schüler im Priesterseminar, von dem er glaubt, dass wir alle noch viel von ihm hören werden, einem Franz König, der später tatsächlich der österreichische Kardinal ist. Die Ortsansässigen haben reservierte Sitzplätze mit Namensschildchen an den Kirchenbänken. Im Religionsunterricht in der Volksschule werden wir aufgefordert, die sonntäglichen Kindermessen in unseren Pfarrkirchen zu besuchen. In meinem Fall ist dies St. Rochus an der Landstraßer Hauptstraße. Die Messe ist um 10 Uhr, nach dem „Was gibt es Neues“ mit Heinz Conrads im Radio und dem anschließenden „Watschenmann“, sowie vor des Onkel Mundl's allsonntäglichem Besuch. Mein Vater begleitet mich, da Mutter und oft auch Tante Anni ja kochen und Mutters Bruder Mundl empfangen. Der Kaplan Kammerer predigt mit kindgerechten Witzen. Wir Kinder, auf kleinen Bänken vor dem sonstigen Sitzgestühl platziert, wir lachen darüber laut. Wie bereits erwähnt, die Kirchenlieder sind schrecklich für mich ungeduldiges Kind. Mit Melodien und Inhalten kann ich nicht viel anfangen. Und es kommt immer noch eine Strophe und noch eine Strophe! Mitsingen traue ich mich auch nicht. Oft genug habe ich gehört, ich könne das nicht. Und das Niederknien! Es gibt grobe Kokosteppiche! Sicherlich leicht zu reinigen, aber für sommerlich bloße oder sonst nur durch eine Hose geschützte Knie sehr schmerzhaft. Dann kommt die Zeit der feierlichen „Ersten Kommunion“. Damit beginnt auch die Pflicht zum wöchentlichen Beichten im Beichtstuhl. Wie unangenehm! Angesichts all dieser Unannehmlichkeiten natürlich die Frage: Muss das sein? Ich bin in eine Gesellschaft hineingeboren, in der offenbar nur die Schulkinder die mit der familiär bestimmten Zugehörigkeit zum Katholizismus verbundene Pflicht zu Sonntagsmesse und Kommunion tatsächlich befolgen. Die mir familiär nahen Erwachsenen meinen übereinstimmend, sie hätten keine Zeit dazu. Alle in der Familie scheinen einander unausgesprochen einig zu sein, dass sie eben gar nicht wissen können, ob Menschen nach ihrem Tod in einem Jenseits weiterleben, oder nicht und ob dort die Guten belohnt und die Bösen bestraft würden. Diese sokratische Gewissheit, es nicht zu wissen, reicht ihnen völlig aus! Als Kind und Heranwachsender bin ich davon erschreckt. Da werden ewige Höllenqualen angedroht, - nicht für Mord, Raub und Betrug, - nein, für Schwänzen der Sonntagsmesse, für Fluchen und für Onanieren! Da es aber auch andere Gefahren und Unannehmlichkeiten unzweifelhaft gibt, warum sollte es die Hölle nicht auch geben? Während es gerade die mangelnde Gewissheit ist, die alle sonstigen Angehörigen der Familie beruhigt, beunruhigt sie mich. Erst als ich als angestellter

Akademiker und Alleinverdiener mit Kind im Jahr 1975 so nennenswerten Gehalt bekomme, dass die Höhe des errechneten anteiligen Kirchenbeitrags Sorgen bereitet, trete ich aus der Kirche aus. Das kann ich Gattin und Kind nicht antun! Wir haben Schulden und brauchen jeden Schilling selbst! Später gelange ich immer mehr zur Auffassung, dass sich Gutes Tun wegen der Mitfreude selbst lohnt und Böses Tun wegen des Mitleidens, - das wir „Gewissen“ nennen, - selbst bestraft. Hier auf der Erde! Ob nachher auch, das brauche ich heute nicht zu wissen, sofern und weil es bereits hier auf der Erde im Einklang ist!

1976 - Wie Kinder trocken werden

Vom 24. Juni bis zum 5. Juli bin ich mit dem zwei Jahre alten Sohn Peter, geboren am 9. Februar 1974, einige Nächte lang in Venedig. Gleich danach werden wir von der Erdgeschoß- Wohnung von Johanna's Großmutter in der Landstraßer Hauptstraße 16 in die Böcklinstraße 104 umziehen, ins Prater-Cottage. Also vorher noch die Welt erkunden! Am besten zum nächsten Meereshafen! Also nach Venedig! Sind wir mit meines Vater's roten Volkswagen hingefahren, per Flugzeug oder mit der Bahn? Bevor ich nach einem Schiff Ausschau halte, quartieren wir uns ein. Unglaublich! Da gibt es damals eine Jugendherberge auf der Giudecca in einem Palais in der ersten Reihe! Unser Stockbett steht in einer riesigen Fensternische. Von unseren Betten haben wir Panoramaausblick hinüber auf den Markusplatz. Ja, es führe ein Schiff von Mestre die Adria entlang in Richtung Athen. Aber Peter will es offenbar ruhiger und auch ich meine, wir sollten die sich uns bietende Gelegenheit ausnützen. Also streifen wir durch die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten und Gastlokale. Peter benötigt noch Windeln, scheint aber bereits in der Lage zu sein, den Auswurf einiger Massen zu kontrollieren. Die Allgegenwart von Kanälen führt zu einer Idee! Versuchen wir es doch ohne die Windeln! Und tatsächlich, es klappt. Nach den Tagen und Nächten in Venedig hat es Peter heraus und er ist die Windeln für sein Lebtage los. Nun sitzen wir also im Restaurant-Garten und reden miteinander, wie zwei Erwachsene. Der gerade 28 Monate alte Peter hat auch das schon erstaunlich gut drauf! Oftmals wird es sehr lustig. Da wir keine Kinder zum Spielen finden, bleiben wir unter uns. Sogar eine neue Bekannte vernachlässige ich zugunsten Peters. An Weiterfahrt denken wir von Tag zu Tag weniger. Und von Tag zu Tag lerne ich auch mehr, was ein so kleines Kind benötigt, um sich wohl zu fühlen. Und in diesem Sinn bleiben wir also in Venedig bis wir aufbrechen, - nach Hause.

1976 – Kinderladen

Natürlich kennen wir zu dieser Zeit Bücher aus der Buchhandlung der Brigitte Hermann über die sich ab 1968 ausbreitende „Kinderladen“-Bewegung. So á la „Kommune 2“ und Alexander S. Neill's „Summerhill“-Buch „Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung“, beide von 1969: Erst leerstehende Geschäfte, „Läden“, zur Selbsthilfe, dann verbunden mit dem Ziel unautoritärer Erziehung. Die Gemeinde-Kindergärten haben überdies viel



zu große Gruppen. Als wir noch in Oma Pfister's Wohnung in der Landstraßer Hauptstraße wohnen, beginnt Johanna mit Kontakten.

Sie hat die Emmi Bagschik, - später Demant, - mit Sohn Martin kennengelernt und aus meinem Bekanntenkreis die Brigitte Woda mit Tochter Katharina. Also gibt es eine Kerngruppe. Johanna erklärt sich bereit, Kindergärtnerin oder Kindergärtner und ein Lokal zu suchen. Das Lokal findet sich, da eine erste Kinderladengruppe um Julius Mende, der im selben Haus wohnt, wie Freund August Fröhlich, ihr bereits als „Kinderladen“ eingerichtetes 140- Quadratmeter- Lokal in der Tempelgasse 6 nicht mehr braucht. Deren Kinder kommen schon in die Schule. Die Kinderbetreuung wird annonciert. Johanna führt Bewerbungs- Gespräche im Erdgeschoss-Wohnzimmer am Innenhof der Wohnung Landstraße. Ergebnis ist die Christl Polacek, von der alle drei sehr angetan sind, eine geprüfte Kindergärtnerin mit Erfahrung, die selbst etwas Alternatives möchte. Sie wird angestellt, soweit erinnerlich, beim Alfred Janes, dem von uns allen akzeptierten Gruppen-Kassier, da wir ja keine Rechtsperson haben. Unter meinen Mitstudierenden finden sich nämlich Eva und Alfred Janes mit Sohn Philipp sowie Roswitha und Gerhard Fuchs mit Tochter. Wer hat Marion und Heli Mößmer mit Tochter Simone gekannt, die Liebgard Richter mit Sohn Delio und Partner Peter, die Friedrun und den Peter Huemer mit Sohn, die Pecinka's mit Sohn, die Krausnecker's und die Selzer mit dem Seppi? Wir können bald mit zehn Kindern in den Herbst 1976 starten (Bild auf der Vorseite). Beahlt wird gestaffelt nach Einkommen. Die Eltern teilen sich die Koch-, Putz- und Fahr-Arbeit gemäß ihren zeitlichen Möglichkeiten ein. Ich komme meistens am Wochenende zum Geschirrspülen, Aufräumen und Putzen. Als Projektleiter bei Planung Neubau Allgemeines Krankenhaus, ab Juli 1977 acht Monate lang verbunden mit Wehersatzdienst, und ab Juni 1978 als Sozialbau- Angestellter bin ich immer in der Gruppe der Bestverdienenden. Trotzdem ergibt die Umlage nicht mehr, als die damaligen Kosten für den Gemeinde- Kindergarten. Mit Sommer '80 endet der Betrieb.

1976 - Bettenhäuser-Umplanung an einem einzigen Vormittag

Die Zufälligkeiten des Lebens bringen es mit sich, dass ich bereits in jungen Jahren mit dem Umgang mit großen Mengen an Gebäudekubatur und mit den entsprechenden hohen Kosten vertraut werde. Das hat mir später bei der Organisation der vielen kleinteiligen Maßnahmen der Stadterneuerung und bei der Umsetzung der jeweils ziemlich großen „Wohnparks“ des „Wohnen und Arbeiten“ sehr geholfen.

1975 ist betreffend Arbeitsangeboten nicht das beste Jahr für erst im Dezember davor sponsionierte Diplomingenieure der Architektur. Einige Monate bei Eckart - Hübner bewirken immerhin den hochliegenden Campingplatz neben der Neuen Donau und die Gestaltung des Veranstaltungsabschnitts der Donauinsel an der Floridsdorfer Brücke. Weitere Monate bei Karl Schwanzer kurz vor dessen Freitod bringen diesem erstmals einen Betriebsrat und der evangelischen Kirche in der Per Albin Hanson- Siedlung funktionierende Glasdach-Details. Weitere Monate bei Rudolf Keimel in der Rathausstraße bringen nur ein paar Schulbau- Polierpläne.

In der Arbeitsgemeinschaft Christoph – Lintl sind sie vielleicht noch dankbar für den Wettbewerbsgewinn „Donaubereich“ von Anfang 1974 (siehe die Erinnerung „1969 – Mit dem Kurt am Karlsplatz“) und den damit verbundenen Planungsauftrag. Erwin Christoph ist besser nicht anzusprechen, - hatte ich mir doch im Jänner eine Auszeit wegen nahender Niederkunft der Gattin genommen, während Erwin Christoph dies in der zeitgleich selben Situation nicht tat und sein Kind die Geburt nicht überlebte.

Aber der Hannes Lintl! Richtig! Der ist ja in der ARGE der Architekten „Planung Neubau Allgemeines Krankenhaus Wien“: „Melden Sie sich beim Büroleiter Mitschulka“. Das funktioniert. Von Oktober 1975 bis Mai 1978 bin ich dort angestellt, - mit

Wehrersatzdienst- Unterbrechung. Großraumbüro im Hochhaus- Dachgeschoss. Auf eigenen Wunsch „ganz unten“ beginnen: Mit Dachaufbau- Details um 14.500 Schilling brutto im Monat.

„Herr Mitschulka! Ich habe das Nebenraum- Erfordernis der Ärzteschaft pro Station mit dem Platz im Inneren der Bettenhäuser verglichen. Hier ist die Aufstellung. Wir können nicht sechs Stationen pro Ebene machen, wie geplant, sondern nur vier!“

„Lassen Sie sehen! – Ja, da haben Sie recht! Da muss ich gleich den Herrn Marchart holen, den Vorsitzenden der Architekten- ARGE. Er ist ohnehin im Haus.“ Einige Zeit später kommt Peter Mitschulka mit dem Alexander Marchart und ersucht, erneut zu berichten. Marchart sagt: „Da haben Sie recht. Da muss ich gleich den Bauherrn holen!“

Am selben Vormittag kommt von der AKPE Allgemeines Krankenhaus Planung und Errichtung AG der Direktor Pokieser. Diesmal ersucht Alexander Marchart um mein lapidares Referat. Pokieser denkt kurz nach. Dann sagt er: „Da haben Sie recht. Wissen Sie was? Machen Sie vier Stationen!“

Die Entscheidung über die Neuaufteilung von zwei mal acht „Ebenen“, - nahezu neun Hektar Geschoßfläche, - war getroffen. Am nächsten Tag die Frage an Herrn Mitschulka und seinen Stellvertreter Pintar, „ob ich nicht zu wenig verdiene“. Die erstaunliche Antwort: „Das haben wir uns auch schon gedacht“. Ende des Jahres 1976 waren das dann immerhin schon ATS 19.000 brutto.

1976 - „Können Sie Krankenhausplanung?“

Von Bürochef Peter Mitschulka kommt eine Frage: „Wir brauchen für die geänderten AKH-Stationen eine Krankenhaus- Fach- und Organisations- Planung. Mit dem geänderten Pflege- „Radl“ und so weiter. Das macht für uns das international anerkannte Büro Hans-Ulrich Riethmüller in Aachen. Wir sind aber derzeit nicht im Vertrag. Können Sie das nicht vielleicht auch?“

„Mit Fünf hatte ich die Mandeln und war über Nacht im Spital. Mir Vierzehn habe ich die Mutter im Spital besucht, sie hatte Blinddarm. Das ist alles, was ich von Spitälern weiß. Die Gebäudelehre- Vorlesung habe ich geschwänzt und für die Prüfung habe ich „Spitäler“ im Skriptum nicht angesehen und spekuliert, dass ich das nicht gefragt werde. Wenn Ihnen das ausreicht, mach ich die Spitals- Fachplanung!“

„Machen Sie das, Herr Wasner, machen Sie das!“

Nun ja. Ich befrage eben die Schwestern von der Personalvertretung, was wichtig ist im Spitalsbetrieb und wie so ein „Radl“ funktioniert bei den ursprünglichen 25 Betten pro Station und wie bei den nunmehrigen 38 Betten.

Darüber hinaus sind mir ja die Kräfteverhältnisse bekannt. Die Ärzteschaft hat das Sagen. Also bekommen die Ärzte alle viermal sechzehn ist vierundsechzig Eckzimmer mit jeweils 270 Grad Ausblick über Wien. Was sie in anderen Spitälern für kleine Kämmerchen haben, habe ich erst in meinen späteren Jahren bemerkt.

Der Ärzteschaft folgt in der Bedeutung das Personal und dessen Vertretung. Also: Es wird nun Einblick geschaffen in beide Teile des am Stützpunkt rechtwinklig geknickten Pflegegangs. Von einer einzigen Position. Auch das gibt es sonst in keinem Spital.

Als nächstes wäre an die Besuchenden zu denken. Die Begegnungsräume gleich neben der Aufzugs- Gruppe am Fenster fallen aber leider dem Sparstift zum Opfer. Der Bauherr AKPE meint, besser die Betten- Anzahl optimieren!

Darüber hinaus werden die Pläne einfach zur Errichtung weitergegeben, - ohne dass ich sie mit den Architekturbüro- Chefs und mit dem Bauherrn zu erörtern hatte. Der Mitarbeiter hat ja alles zufriedenstellend erledigt, - ohne zu fragen, was er planen soll, ohne dass ein Gedanke „von oben“ dazu notwendig gewesen wäre, eine Besprechung darüber oder gar eine Skizze! Wie praktisch!

Die letzten in ihrer Bedeutung im Spital sind die Patienten. Die reden nicht mit. Sie sind ja krank. Trotzdem wird für sie das Bestmögliche geplant: Trotz Klima- Anlage öffenbare Fenster. Außerdem: Optimierte Wasch-, Dusch- und Pflegearbeits- Plätze sowie angenehme Farben aus der Brigitte Manolakou Farbkonzept. Alle sind zufrieden. Ein Medizin- Universitätsprofessor, - wird mir hinterbracht, - spricht in einer Vorlesung vom "besten Spital der Welt."

1976 - Stahl statt Beton

Der Voest geht es schlecht. Also kommt der Auftrag, die Planung des noch nicht errichteten der beiden AKH-Bettenhäuser zu ändern. Auf Wunsch der Bundesregierung. Von Beton auf Stahl. Mit Brandschutz um alle Stahlteile herum. Es werden also die Pläne geändert. Jakovos Taschonidis, Diplomingenieur aus Katerini Makedonias, ist mir zum Helfen zugeteilt.

Für die Matritzen der Pläne für die Brandschutz- Ausschreibung ziehe ich mit Scotch-Band vom Sekretariat auf Folien getippte Texte des Leistungsverzeichnis- Teams ab und klebe sie auf's Transparentpapier neben die Zeichnungen. So geht es genau so rasch, wie zwanzig Jahre später mit dem CAD, dem Computer Aided Design.

Wieviel Stunden das gebraucht habe? „Für's Nachtrags-Offert!“ Standen dann wirklich nur diese Stunden auf der Rechnung? Der Verfasser hat die Rechnung nicht gesehen und weiß es nicht. Zum bekannten AKH- Skandal kam es allerdings erst ein Jahr später, - wegen ganz anderer Dinge, über die es zu dieser Zeit zwar Verwunderung gab, aber keinen Beweis für die Unredlichkeiten.

1976 - Gebäudetechnik-Planung binnen zweier Wochen.

Der nächste Schritt im AKH: Das Gebäudetechnik- Projekt aufgrund der Umplanungen der Grundrisse und der Tragstruktur! Es gibt 25 Fachplanungs- Sparten und daher auch 25 Fachplanungs- Unternehmen! Von „Medizinischen Gasen“ bis „Kleinbehälter-Transport“. Die Sparten-Planenden arbeiten meist in den Baracken vor Ort.

Der Projektleiter des Bauherrn AKPE, - aus einer Adelsfamilie stammend und auch dazu passend leicht näselnd, sagt: „Vierzehn Tage! Für beide Bettentürme!“

Wer koordiniert alle diese Sonderfachleute? Natürlich die Architekten, im Rahmen der sogenannten „technischen Oberleitung der Bauausführung“. „Also bitte, Herr Wasner!“ Das sitzen sie alle Fünfundzwanzig um den Tisch. Alle mit Anzug und Krawatte. Der Jüngste ist zehn Jahre älter, als ich. Ich bin ja erst achtundzwanzig!

Wie geht das? Wie kann ich es schaffen, dass sie alle machen, was ich sage? Also: Rotoranges Polohemd, schwarze Schnürsamt-Jean, rotblonder Vollbart. Ganz anders aussehen, das ist das Wichtigste! Dann auch von Bedeutung: Meine Schauspiel- Ausbildung, - zwar nicht abgeschlossen, aber Stimme und Lautung gehen professionell.

Zusätzlich: Von der Mühl- Kommune gelernte Spontanität der Selbstdarstellung.

Also: Vom Tische sage, „Vierzehn Tage!“

Unruhe. Einigkeit: „Das geht nicht! Auch nicht annähernd!“

Da stimme ich zu. Aber, - „fangen wir einfach an!“

Ein Packpapier an der Wand. „Das ist ein Schnitt vom Hohlraum zwischen Decke und abgehängter Decke über Pflegegang und Vorzone. Da hängt ein Winkeleisen an zwei Drähten. Klima, sie haben die größten Einbauten. Wie breit und wie hoch sind Sie an der breitesten und höchsten Stelle?“

„Das kann auf diese Weise gar nicht gesagt werden.“

„Bitte! Bemühen sie sich!“

„So geht das nicht!“

„Wie breit und wie hoch?“

„Eins-Vierzig mal dreißig.“

„Mit den Flanschen oder ohne?“

„Mit den Flanschen“

„Gut! Ich zeichne es ein. Wer ist der Zweitgrößte?“

Auf diese Weise ist der für alle sechzehn Geschosse gleichartige Hohlraum am Ende der Besprechung gefüllt. In einer Woche geht's weiter.

Mit dem Fahrrad fahre ich auf der riesigen Baustelle von Baracke zu Baracke und stimme die Einbauten der einzelnen Gewerke mit einander ab.

Dann sind die vierzehn Tage um. Der Projektleiter der AKPE kommt zur Koordinationssitzung und fragt herablassend: „Erzählen Sie uns, - wie weit sind Sie denn?“

„Wir sind fertig.“

„Was? Sie sind fertig?“ Fassungslosigkeit. Doch die legt sich bald. Wenn etwas fertig ist, dann ist es eben fertig! Warum also weiter darüber wundern? Besser, die abgeschlossenen Teilleistungen all der Sparten und des Architekturbüros verrechnen!

1977 – Am Vormittag Gärtnereigehilfe – am Nachmittag Projektleiter

Eingeschrieben kommt eine Einberufung zum Bundesheer. Das Studium ist ja abgeschlossen. Ich optiere auf Wehersatzdienst. Mit Gewissens-Prüfung. Es gibt Beratung dazu. Schau! Es ist formal einfacher, als gedacht. In die schriftliche Begründung schreiben, wegen der schrecklichen Kriegserlebnisse des Vaters. Und die beiden standardisierten Fragen der Kommission so beantworten:

„Bleiben Sie bei Ihrer Einstellung?“ „Ja.“

„Wie kommen Sie zu Ihrer Einstellung?“ „Gar nicht. Die hatte ich schon immer.“

Dann die Aufforderung, den Wehersatzdienst anzutreten. Oder gibt es einen wichtigen Grund, das aufzuschieben?

Im AKH-Büro wird die Arbeit immer mehr und die Termine drücken. Für mich als Projektleiter der Bettenhäuser arbeitet außer dem Jakovos ein junges Paar. Von ihm kommt telefonisch eine Krankmeldung ins Sekretariat. Er weiß nicht, dass er vom Amt mit den Worten „Ferngespräch aus Jugoslawien“ verbunden wurde. Da waren wir nur mehr zwei. Von „oben“ ist zu hören, es sei nicht leicht mit dem Ersatz. Auf Zivildienst könne ich jetzt nicht und es gäbe ein Begründungs-Schreiben.

Mit diesem Schreiben bin ich in der Praterstraße bei einer Außenstelle des Innenministeriums: „Das ist ein Schreiben des Arbeitgebers. Doch ich persönlich möchte den Wehersatzdienst jetzt antreten.“

„Zeigen sie her! Der Peter Mitschulka! Mit dem war ich ja beim Bundesheer eingerückt! Den ruf ich gleich an!“

Pech gehabt. Jetzt bin ich zwar als Zivildienstler für acht Monate bei der Praterverwaltung der Wiener Stadtgärten MA 42 Gärtnereigehilfe, aber bei Planung Neubau AKH ist bekannt, dass die gewünschte Aufschiebung kein Problem gewesen wäre. Ich habe das Büro nachweislich in der Not im Stich gelassen. Nicht schön!

Also: Von 7:00 bis 15:00 Uhr arbeitete ich im Prater von der Zentrale beim Praterstern aus. Dann Duschen und nach einigen Minuten Radfahren im AKH weiter Projektleiter, - gegen Honorar auf Stunden-Basis.

Einige Monate lang geht das gut und ich verdiene so viel, wie noch nie vorher. ATS 14.000 netto im Wehersatzdienst inklusive der Zulagen für Alleinverdiener mit Kind, Heimschläfer und Selbstverköstigung, - plus dem ganzen Honorar!

Leider geht nie der Wunsch in Erfüllung, im Prater unter einer Schwarzpappel im blauen Gewand mit dem Rechen in der Hand eine AKH- Koordinations- Besprechung von Umstehenden in Anzug und Krawatte leiten zu können.

Dann ist ein Nachfolger gefunden. Also: Dem Kollegen beim Einarbeiten helfen und dann das Nachmittags- und Abend- Geschäft aufgeben, - bis zur Rückkehr ins Angestellten- Verhältnis mit Ende des Wehrrersatzdienstes per Februar 1978.

1977 - Stufenpyramide

Einen neuen Projektleiter der AKH-Bettenhäuser gibt es ja. Ein Tüchtiger. Der kann ja nicht gleich wieder abgesetzt werden. Daher eine neue Aufgabe: Projektleiter der Technik- Ebenen der Bettenhäuser.

Das sind immerhin auch zwei mal vier Geschosse! Ursprünglich war gedacht, zwei mal zwei, - je eines unter und eines über den acht Normalpflege- Ebenen und der einen Intensivpflege- Ebene. Doch der Einbauten wurden immer mehr. Also gibt es ein, wegen der Bebauungs- Bestimmungen eingerücktes, - weiteres Stockwerk darüber. So nieder wie möglich, um die Anmutung des Umrisses „reiner Quader“ nicht zu stören. Und nun ganz neu: Die Klimaanlage benötigt Kühltürme! Auf den beiden Dächern! Die sind sechs Meter hoch! Sie schauen aus, wie Kühltürme eben aussehen. Wie riesige Motorrad- Motoren. Warum hat vorher niemand an so etwas gedacht?

Ein Gedanke: Aus dem AKH zwei Stufenpyramiden machen! Erste Stufe: Das ursprüngliche Technik- Geschoss. Zweite Stufe: Das eingerückte zusätzliche Technik- Geschoss. Dritte Stufe: Ein gleichartig aussehendes Kühlturm- Geschoss! Ha, ha, ha! Eine Karikatur des reinen Quaders, wie er in den sechziger Jahren modern war!

Da Kühltürme ja freistehen müssen, kommt nur eine optische Maskierung in Frage. Also: Aus demselben Alu- Material, wie die übrige Fassade und in derselben Farbe eine sechs Meter hohe Wand ininigem Abstand rund um die Kühltürme stellen, dass es so aussieht, wie eine einheitliche Stufen- Pyramide. Niemand spricht ein. Und darum sieht es auch bis heute so aus! Inzwischen steht es unter Denkmalschutz.

Die Koordination der übrigen Teile der Technik- Geschosse kommt gut voran. Dann plötzlich im April: Die Bewerbung der Sozialbau bei mir und meine Zusage per ersten Juni 1978.

Jetzt schnell noch als Wahlvorstand auch der „Planung Neubau Allgemeines Krankenhaus Wien“ zu einem Betriebsrat verhelfen! Und dann Abschied von der Zeit im AKH und von den Freundinnen und Freunden dort.

1977 – Produktivität statt Wehrdienst

In der Erinnerung „1977 - Vormittag Gärtnergehilfe - Nachmittag Projektleiter“ berichte ich, wie es zu dem Wehrrersatzdienst bei der Praterverwaltung des Stadtgartenamts MA42 überhaupt kommt und wie ich täglich um 15 Uhr ins AKH fahre, um dort weiter die Planung der Bettenhäuser zu leiten. Nach einer Woche im blauen Gewand höre ich ein Gespräch mit einem der Obergärtner mit. Einer der sechs Wehrrersatzdiener sei ein Diplomingenieur. Welcher das sein könnte? Vielleicht der? Oder der? Dass das ich sein könnte, das vermutet niemand! Bis heute bin ich drauf stolz, offenbar absolut nicht wie einer dieser als abgehoben geltenden Akademiker zu wirken.

Der Leitung der Dienststelle ist aber offenbar bekannt, dass ich ausgebildet bin, freihändig eine gerade Linie ziehen zu können. Ich werde nämlich als Partieführer der fünf Leute einer Heckenschneide-Gruppe eingeteilt. Jener, der mit der elektrischen Schere die Hecken schneidet. Dahinter der Kabelträger, der darauf achtet, dass ich nicht das Kabel durchschneide. Nochmals dahinter dann der Träger des räderlosen Generators. Rechts und links zwei Kollegen, die das Abgeschnittene aufsammeln. Als ich in der Frühstückspause den Generator reinigen will, heißt es, das ist nicht des Partieführers Aufgabe. Das müssen die Helfer tun. Sie tun es, indem sie Benzin über den Generator gießen. Der war ja damals nahezu kostenlos und an

Bodenverunreinigung hat damals noch niemand gedacht. Mit Rückendeckung von „oben“ kann sich die Partie zusätzliches Trinkgeld verdienen, indem sie in der Dienstzeit auch private Hecken schneidet, in Kleingarten- Vereinen und auf dem Platz der „Campagnereitergesellschaft“.

Dann heißt es Pflöcke einsetzen! Zugeschnittene ehemalige Strom- und Telegraphen-Masten sind einzugraben, um das Parken von Autos zu verhindern. Ein paar Tage lang müssen wir dafür sogar Löcher durch eine Betonplatte hindurch schlagen. Pressluft-Meißeln stehen nicht zur Verfügung. Also muss ich diesmal als Partieführer mit einer spitzen Eisenstange und mit Handschuhen durch den Beton durch! Im Juli! Die Kraft und die Gestalt dazu habe ich, war ich doch sieben Jahre vorher Wiener Meister über 3000 Meter Hindernis. Daher kann ich auch während des Studiums im Aktzeichensaal der TU für Geld stolz Modell stehen, - nachdem ich bis zur Pause selbst gezeichnet und gemalt hatte. Wegen der Hitze habe ich beim Löcher-Schlagen außer den Handschuhen nur eine Marc-Spitz-Badehose an, also nahezu gar nichts. Als ich mir so bekleidet von der Dienststellenleiterin einen Krankenschein hole, ist sie einigermaßen überrascht.

Nächste Aufgabe: Parkbank-Produktion auf dem Holzplatz und Aufstellung im Prater. Da gibt es alte Schmiedeeisen-Gestelle mit abgeblättertem Lack, neue gehobelte Holzleisten sowie einen Farbtopf in grün für das Metall und einen in farblos für das Holz. Mein Helfer ist der nicht eigenberechtigte Franzl aus dem Burgenland, ein freundlicher und hilfsbereiter Mensch. Also Ablängen, Abphasen und Lackieren des Holzes, Abschleifen und Streichen des Metalls. Ich verwende dazu meine private Black & Decker, die heute, fünf Jahrzehnte später, immer noch tadellos funktioniert. Zum Liefern zu den bis zu fünf Kilometer entfernten Aufstellorten gibt es einen voluminösen zweirädrigen hölzernen „Kaps“ mit Handbügel. Das Wort stammt von englisch „cab“. Ich befestige mein Fahrrad an dem Bügel, tue Bänke und Werkzeug hinein, setze den Franzl wie einen Kutscher über den Bügel, steige auf und los geht's! Bank um Bank wird aufgestellt, indem wir die Gestelle eingraben. Eines Tages sieht uns einer der Obergärtner: „Wenn die „Krone“ sieht, wie die 42er fährt, sind wir in der Zeitung!“. Also muss der Franzl vom „Kutschbock“ heruntersteigen und zu Fuß gehen.

Die Burgenländerinnen und Burgenländer kommen täglich um Sieben mit dem Bus und fahren um Drei wieder heim. Wie ich sie mit ihren Sensen zum ersten Mal sehe, denke ich, diesen Anblick kenn ich doch aus einem Dracula-Film mit dem Christopher Lee. Ich bin verblüfft über bloße Füße in Holzpantoffeln bei minus fünf Grad. Nach einigen Tagen kennenlernen kommen wir dann gut zusammen, sie und ich.

Als sich mein dreijähriger Sohn Peter beklagt, der Sand in den damaligen riesigen Sandkisten auf der Jesuitenwiese sei nicht locker genug, um zu spielen, sagt der Obergärtner Polomini zu mir ganz einfach: „Nimm Dir die Burgenländer und stich's um!“. Wenig später war das dann auch zum Erstaunen des kleinen Sohnes erledigt.

Die Aufgaben wachsen. Aus dem ungehobelten Altholz einer abgebrochenen Halle in Hirschstetten soll ich eine Damentoilette bauen, ein Kübelklo! Ich wähle eine auf einfache Art herstellbare selbsttragende das Dach integrierende Schalenkonstruktion, verdeckt genagelt, die sodann viele Jahre auf dem Holzplatz stehen sollte.

Als Nächstes: Lastwagen-Aufbau für einen Klein-LKW aus der DDR aus dem nämlichen Altholz. Ich sage: „Wir haben ja eine Werkstätte mit zwei hauptamtlichen Arbeitern in unserer Dienststelle. Wieso machen die das nicht?“ Antwort: „Die können das nicht!“. Also wird eine kräftige auf einfachste Art und Weise auf- und absteckbare Klemm-Konstruktion entwickelt und hergestellt, die sodann jahrzehntelang durch den Prater fährt. Danach ist ein „Kliab-Tisch“ zu konstruieren und herzustellen, stark genug, dass ein mechanischer Keil darauf Wurzelstöcke zerkleinern kann.

Leider sieht mich wenige Wochen vor Ende des Wehersatzdienstes ein Obergärtner in der Dienstzeit außerhalb des Praters, wie ich gerade etwas für den Kinderladen besorge. Also Strafdienst! Im Februar im Freien bei kräftigen Minusgraden mit der Hand Wurzelstöcke zerkleinern! Und das während einer Zahn-Wurzelbehandlung mit ständigen Schmerzen! Schrecklich!

1978 - Der Anruf im Allgemeinen Krankenhaus

"Gräsel hier. Sie haben eine Diplomarbeit über Stadterneuerung in Ottakring geschrieben. Haben Sie nicht Lust, an der Stadterneuerung im Assanierungs-Gebiet Ottakring zu arbeiten?". So, oder so ähnlich, lauten die ersten Worte eines Telefonates, das DI Wolfgang Gräsel im April 1978 mit mir führt. Ich sitze damals an meinem Schreibtisch im Hochhaus- Dachgeschoss- Büro der ARGE der Architekten Planung Neubau Allgemeines Krankenhaus Wien. Der Anruf kommt unvermutet. Wolfgang Gräsel informiert, er rufe für die „Sozialbau“ an. Ich sage: „Die Sozialbau seid ihr? Da könnt ihr mich doch gar nicht leisten!“ Ich bedanke mich höflich für das Angebot und lege auf.

Einige Tage später bin ich mit einer starken Verkühlung im Krankenstand und Wolfgang Gräsel ruft mich zu Hause an: "Informieren Sie sich doch, worum es geht! Besuchen Sie mich. Es kostet Sie ja keine Zeit, Sie sind sowieso im Krankenstand". Es ist dies mein letzter mehrtägiger Krankenstand bis zum Antritt meiner verspäteten Alterspension.

Ich sage also einem Gesprächs-Termin zu, - auch deshalb, weil Wolfgang Gräsels Gattin Eva zum erweiterten Bekanntenkreis meiner Eltern zählt. Außerdem rufe ich den inzwischen leider früh verstorbenen Willi Kainrath an (den Vater der bekannten Sängerin Tini Kainrath). Der Willi sagt: "Mach doch etwas Vernünftiges aus Deinem Leben! Nimm das Angebot an! Es ist eine gute Sache!"

Ich spreche daraufhin gut eineinhalb Stunden im damaligen Urbanbau-Büro in der Laudongasse mit Wolfgang Gräsel. Die Aufgabe der Betreuung des ersten Wiener Sanierungsgebietes zusammen mit dem Verfassen eines Forschungs- Berichtes darüber, beginnt mich zu interessieren. Wolfgang Gräsel sagt, ich würde gegebenenfalls bei der „Sozialbau“ angestellt werden. Er, Gräsel, sei Prokurist dort und er werde sich um ein entsprechendes Gehalt bemühen.

Ich weiß, dass ich nun die „Fleischtöpfe“ des Allgemeinen Krankenhauses verlasse, - dass ich nun weniger verdienen würde und dass ich mich das als Alleinverdiener mit Frau und Kind ohne sonstige Einnahmen sehr gut überlegen müsse. Dann kommt das Angebot: Neunzehntausend Schilling fünfzehn Mal. Kein allzu großes Minus! Ich nehme per 1. Juni 1978 an.

Bei der Vorstellung beim Sozialbau - Direktor Franz Fischerlehner sagt dieser: "Nach zwei Jahren müssen Sie rechnen, wieder gekündigt zu werden. Die Stadterneuerung wird eine sehr kurzlebige Sache sein". Ich glaube es damals besser zu wissen und fühle mich Jahre später bestätigt, als mich der andere damalige Sozialbau-Direktor, Magister Fritz Hofmann, fragt: "Woher haben Sie das gewusst?" - womit er die tatsächlich erfolgte enorme und dauerhafte Entwicklung der Stadterneuerung in Wien meint.

Ich gestehe, mich während der zweieinhalb Jahre im Allgemeinen Krankenhaus öfters ausgemalt zu haben, es rief mich jemand an, und sagte: "Sie haben doch eine Diplomarbeit über Stadterneuerung geschrieben. Wir brauchen Sie!". Aber das war eine reine Gedankenspielerei, - ich war mir sicher, ein solcher Anruf würde im echten Leben nie kommen.

1978 - Farbe für die Hegergasse

Nur sehr ungern erinnere ich mich daran: Die Sozialbau hatte als eine der ersten Stadterneuerungs-Aktivitäten ein Gründerzeithaus im 3. Bezirk in der Hegergasse gekauft. Es sollte renoviert werden. Es gab Mieter- Versammlungen mit Wolfgang Gräsel und Jimmy Ungersböck. Ein grafisch begabter Mieter zeichnet sogar drei Farbvorschläge für die Fassade. Nach langem hin und her war die Mietzinserhöhung für die Instandsetzung, die Förderung für den Personenaufzug und die Förderung für den Dachausbau genehmigt. Baumeister Jimmy Ungersböck kommt zum Betreuen des Baus.

"Ich brauche einen Farbvorschlag von Dir!"

"Das muss ich mir doch erst überlegen."

"Das geht jetzt nicht, wir brauchen die Farben sofort!"

Ich setze mich also hin, färble binnen weniger Minuten eine Kopie der Fassade und schaue mir dabei die mieterseitigen Entwürfe gut an. Jimmy sagt: "Diese Farben haben wir nicht auf der Farbkarte."

"Zeig mir die Farbkarte".

Stimmt. Auf dieser Farbkarte gibt es nur ganz wenige Farben. Die ausgewählten Farben sind nicht dabei, nicht einmal annäherungsweise.

"Es gibt doch noch viel mehr Farben, kann man keine anderen nehmen? Kann man nicht mischen?"

"Nein, das geht alles nicht mehr. Du musst aus dieser Farbkarte auswählen!"

Hätte ich mich doch damals nicht darauf eingelassen! Ich suche die noch am ähnlichsten aussehenden Farben aus der Farbkarte heraus. Es sind leider sehr andere Farben, als die ursprünglich ausgewählten, besonders von der Helligkeit und vom Kontrast her.

Das Ergebnis ist schlimm. Mieter rufen ganz verwundert bei der damaligen Sekretärin Sabine Glasl an, warum denn um Gottes Willen die Hoffassade rosa angemalt wird! Aber für Beschwerden ist es zu spät. Das Ergebnis ist eines der schrecklichsten Beispiele der farblichen Gestaltung von Gründerzeit-Fassaden. Ich werde noch lange bei jeder passenden und noch viel mehr bei jeder unpassenden Gelegenheit, an die Hegergasse erinnert. Wir haben die fertige Sanierung niemanden gezeigt und keine Fotos davon herumgereicht. Das einzige Glück ist: Inzwischen hat die Hegergasse 8 längst eine ansprechende, neue Fassade erhalten.

1979 - Die drei Musketiere

November 78. Regen. Frühe Dämmerung. Durch Zufall trifft mich Timo Huber auf der Freyung in der Wiener Innenstadt. "Hallo Timo, wie geht's, lange nicht mehr gesehen". Arbeitet er noch beim Günter Feuerstein? „Nein, eigentlich nicht mehr“. Er suche eine vernünftige Arbeit neben seiner Collagen-Malerei und neben seinen Aktionen. "Wie wär's, wir haben doch früher öfters zusammengearbeitet? Das wäre doch was, die alte "Nutzergruppe" aus der „Projektgruppe Favoriten“ als Team der Gebietsbetreuung Ottakring!"

Der Timo sagt in seiner bedächtigen Art einfach „ja, das mach ich“ und kaum dass mehr als ein paar Sätze gewechselt wurden, gehen wir beiden wieder unserer Wege. Ich erkläre dem Wolfgang Gräsel, wer der Timo ist. Timo spricht mit Gräsel und schon im Dezember sitzen der Timo und ich in der Gebietsbetreuung Ottakring gegenüber und versuchen wie früher, herauszufinden um was es wirklich geht und was zu tun sei. August Fröhlich, genauso wie Willi Kainrath früh verstorben, hatte die Arbeit der "Projektgruppe Favoriten" zusammen mit dem Rüdiger Reichel am längsten fortgeführt. Anfang 1979 waren sie mit einer groß angelegten Wohnbau- Forschungs-Arbeit über die Stadterneuerung in Österreich fertig. Ich treffe Gustl und Rüdiger im

April 78, als sie sich bei Wolfgang Gräsel und Horst Berger im Bezirksamt Unterlagen über die Assanierung in Ottakring holen.

Eines Tages erzählt Wolfgang Gräsel, er habe mit „dem Fröhlich“ gesprochen, er hätte Interesse, zum Team dazuzukommen, ob ich ihn kenne und was ich von ihm halte. "Der August Fröhlich, das ist einer der ersten Fachleute für Stadterneuerung in Österreich. Sie können keinen besseren für die Stadterneuerung in Meidling einstellen, als ihn. Aber für Sie wird es ein Rodeo!" Einige Wochen später ist der Gustl angestellt. Er bringt den Fritz Hof gleich mit, der bei der Assanierungs- Studie die Pläne gezeichnet hatte, und der als jüngerer Student immer im Umfeld der "Projektgruppe Favoriten" zu finden war.

Für Wolfgang Gräsel wird es wirklich ein „Rodeo“. Zumindest empfindet er es so, wie mir seine Gattin Eva erzählt. Schlussendlich wird die Zusammenarbeit zwischen Wolfgang Gräsel und August Fröhlich jedoch sehr fruchtbar.

Beim Einstellungs- Gespräch bin ich zugegen und wünsche mir sehr, dass der Gustl zum Team käme. Immer wenn August Fröhlich und Wolfgang Gräsel einen Auffassungs- Unterschied entdecken, - und das ist gar nicht so selten, - mache ich einen Scherz dazu. Das ist, meine ich, sicherlich meiner Seriosität abträglich, aber ich glaube bis heute, es hat die Einigung sehr erleichtert.

Schließlich geht es beiden damals um die gleiche Sache, wenn auch aus verschiedenen Blickwinkeln: Dem Wolfgang Gräsel geht es um die Machbarkeit bei der Stadterneuerung, - und dem Gustl um deren Auswirkung auf die Betroffenen.

Anfang 1979 braucht das Team eine weitere Person für die Stadterneuerung in Meidling. Sie sollte Diplomingenieur der Architektur sein. Der Walter Stöckl hatte sich für die Aufgabe interessiert. Sind sich Walter und Gustl in der Arbeitsweise nicht vielleicht zu ähnlich? Wird das nicht zu viel Theorie und zu wenig Praxis?

Der Peter Mlczoch hatte doch in der Projektgruppe Favoriten so gut mit dem Gustl zusammengearbeitet. Der Gustl mit dem großen Wissen und der Peter mit seiner Stetigkeit, Konsequenz und Übersicht in der Arbeit. Der Gustl stellt die Weichen und der Peter schaut drauf, dass der ganze Bahnhof läuft.

Peter hatte im Büro Harry Glück gearbeitet und zuletzt ein Jahr in England verbracht. Ich erreiche ihn telefonisch im Büro Glück. Ob er Interesse hätte? "Es ist interessant.

Ich weiß sowieso nicht, wie es für mich beim Glück weitergeht. Ich schau' mir das an."

Ich berichte dem Wolfgang Gräsel über das Interesse von Peter Mlczoch und von Walter Stöckl sowie über meine Meinung darüber. "Ich kenne den Mlczoch vom Studium. Der gibt keine Ruhe, bevor eine Sache fertig ist. Der ist eine richtige Arbeitsbiene. Darüber hinaus ist er die beste Ergänzung zum August Fröhlich."

Wolfgang Gräsel ist auf meine Einschätzungen der Leute, die ich vom Studium kenne, angewiesen, da er selber einer früheren Studierenden- Generation angehört. Er setzt offenbar erhebliches Vertrauen in meine Einschätzungen, denn einige Wochen später ist auch der Peter beim Team angestellt.

Auf den Bildern Wolfgang Gräsel, Timo Huber und August Fröhlich von mir gezeichnet.



1979 - Der Herr im lila Anzug

Wir hatten von der „Projektbau“ leihweise den Baumeister Josef "Jimmy" Ungersböck für ein Jahr beigestellt bekommen. Der Jimmy kann nun wählen, bleibt er beim Team, oder geht er mit Jänner 1979 zurück zur Projektbau. Er sehnt sich zurück zu den großen Baustellen, wo das rasche Wachstum von Bauten zu sehen ist und sieht keine rechte Zukunft in Aufgaben wie: „Einbau eines Bades in die Wohnung des nicht eigenberechtigten Herrn Paracek“, „Vorschlag einer Lichthof-Verbauung“, die dann gar nicht zur Ausführung kommt und „Adaptierung des Lokals“ für die Gebietsbetreuung selbst.

Ich erinnere mich noch gern der gemeinsamen Mittagessen in Ottakring, bei denen Jimmy, der Alt- Ranger des Bundesheers und Rotarier, - und ich, der Wehersatzdiener und Stammgast bei der Mühl- Kommune, - gut und konfliktfrei zusammenkommen. Jimmy erzählt seine Geschichten, etwa von der Jägerprüfung, und ich erzählte meine, - wie er für die „Junge Generation der SPÖ –Ottakring“, - mit dem Jung-Politiker Michael Häupl, - selbst gestrickte Parolen ins Mikro des Lautsprecher- Busses bei der Demo gegen die Abbruch- Spekulation schreie, weil sich sonst niemand traut.

Der Jimmy verlässt also das Team und es muss Ersatz her. Wolfgang Gräsel hatte inseriert und es kommen eines Nachmittags halbstündig hintereinander sechs oder sieben Bautechniker in die Gebietsbetreuung Ottakring, sich vorzustellen. Gräsel sitzt im Hinterzimmer und spricht mit ihnen. Ich sitze vorn im Informations-Raum und empfangen die Leute, - nur Herren, - und weise sie weiter.

Am Abend kommt Wolfgang Gräsel nach vorn und fragt:

"Welcher von den Bautechnikern hat Ihnen am besten gefallen, Sie haben ja alle gesehen?"

"Ich habe sie ja nur begrüßt und verabschiedet."

"Aber Sie haben vielleicht daraus einen Eindruck gewonnen."

"Es war bei den Herren einer dabei, der einen lila Anzug anhatte. Entweder, der Herr ist sich seines Könnens so sicher, dass ihm die Kleidung bei der Vorstellung unwichtig ist, oder aber er hat sie nicht Alle, - aber das müssten Sie im Gespräch mit ihm bemerkt haben."

"Er hat sehr vernünftig gesprochen", sagt Gräsel, „und ich bin zur gleichen Auffassung gekommen, wie Sie."

So kommt der Viktor Prinz zu uns. Der lila Anzug war, wie sich später herausstellte, seine Bekleidung als Amateur- Turniertänzer. Unmittelbar nach dem Vorstellungstermin geht er nämlich zum Turniertanz-Training. Der Viktor ist somit nicht trotzdem, sondern gerade weil er sich als bunter Vogel darstellte, ins Team aufgenommen worden. Nach mehr als zwanzigjähriger Tätigkeit geht er in die Alterspension.

1979 - Der Idi und sein Mini

Die Gebietsbetreuung Ottakring braucht mehr Mitarbeitende. Ich habe den Auftrag, mich darum zu kümmern. Bislang hatte Christoph Braumann für das Team gezeichnet, ein Student der Raumplanung. Sie hätten ihn auch angestellt und er war auch dazu bereit. Aus irgendwelchen Gründen verzögert sich die Anstellung bei der Sozialbau jedoch Woche um Woche und plötzlich sagt der Christoph, er habe eine andere Arbeit angeboten erhalten, in Salzburg, wo er herkommt, - und die würde er nehmen.

Er empfiehlt als Ersatz einen entfernten Bekannten, einen vor kurzem mit dem Studium fertig gewordenen Raumplaner, einen gewissen Hans Friedler, der mir bis dahin unbekannt ist. Außerdem hatte sich bei mir ein ehemaliger Mitarbeiter aus dem Allgemeinen Krankenhaus beworben. Ich lade beide zum selben Termin in die Gebietsbetreuung Ottakring ein.

Kurz vor der vereinbarten Zeit geht die Tür auf, und es kommt ein großer, kräftiger junger Mann mit wallenden braunen über-schulterlangem Haar ganz aufgeregt bei der Tür herein:

"Mein Mini steckt im Schnee fest!"

"Ich helfe!"

Gemeinsam versuchen wir, den Mini hochzuheben und ihn in Park-Position zu hieven.

"Der ist gar nicht schwer!"

"Ein bisserl weiter rechts!"

"Jetzt, ho Ruck!"

„So, das passt jetzt“.

Bei dieser Tätigkeit reden wir uns ganz selbstverständlich per „du“ an. Als fünf Minuten später der Bewerber aus dem Allgemeinen Krankenhaus kommt, sagt er bereits nach ein paar Worten, "Ich weiß, meine Bewerbung hat keine Chance, weil ihr euch ja kennt". Warum habe ich ihm das nicht gleich an Telefon gesagt?

So kommt der Idi zum Team. Er hatte gleich zu Anfang gesagt, dass er zwar Hans Friedler hieße, seine Freunde ihn aber immer "Idi" nennen, ein Spitzname, der über "Friedli" aus seinem Familiennamen kommt. Er steht damals, im Jänner 1979, kurz vor Abschluss eines Wirtschafts- Studiums als Zweitstudium, und dort steht er heute noch. Die Aufgaben beim Team hatten ihm zum Fertigwerden keine Zeit gelassen.



1980 – Entdeckungsreise in die Sozialdemokratie

In der Erinnerung „1981 - Als Betriebsrat bei der Staatssekretärin“ wird erzählt, wie ich im Jahr 1980 der SPÖ beitrete, um all die Leute, die mich als Sozialbau-Betriebsrat der FSG nominiert und gewählt haben, nicht zu enttäuschen. Ich bin ja sogar als Betriebsrat in den Sozialbau- Aufsichtsrat delegiert. Im SPÖ Sekretariat am Praterstern 1 heißt es: „Der Sektionsleiter in der Sektion „Schüttel“, in deren Gebiet du wohnst, ist der Dr Nikolaus Lebherz, ein Direktor der Gebietskrankenkasse.“ Der sei so nett. Da hätte ich es wirklich gut getroffen. Also gehe ich zu den Sektionsabenden, die jeden Donnerstag um 19:30 Uhr angesetzt sind. Dort wird mit dem „Niki“ die aktuelle Lokal-, Landes- und Bundespolitik diskutiert, es werden Vortrags- und Tanzveranstaltungen organisiert und es werden die örtlichen Mitglieder besucht. Begrüßt wird häufig mit „Freundschaft“ und alle sind von vornherein per „Du“.

In diesen Tagen jogge ich mit dem Wolfgang Till aus der Schauspielschule durch den Prater. Auf der Jesuitenwiese fahren uns einige kräftige Hunde an. Sie sehen aus, als wären sie Bluthunde. Ein Schock! Sie gehören zu drei großen, massigen Kerlen in Tarngewändern. Bevor wir „Mucks“ machen können, ruft einer von ihnen: „Jetzt seid’s ganz ruhig, sonst hat er Euch!“ Wir sind ohnehin zu Salzsäulen erstarrt. Zum Glück gibt es keinen Hundebiss und die Gruppe entfernt sich. Ich erzähle diese Begebenheit in der Sektion und frage, ob nicht die abgelegene Wiese zwischen dem Wegkreuz mit dem Hydranten und der Rustenschacherallee als Hundewiese ausgewiesen und im Übrigen Leinenpflicht im Prater verhängt werden könnte. Einige Wochen später gibt es genau dort den ersten Hunderauslauf Wiens und im übrigen Prater Leinenpflicht. War meine Wortmeldung vielleicht der Anstoß dazu?

Gattin Johanna erzählt, sie werde im Umkreis unseres Wohnhauses von Freiern in Autos obszön angesprochen, die meinten, sie könnte eine der Prostituierten sein, die trotz Verbots in der Rustenschacherallee stünden. Ich gebe das in der Sektion weiter. Wenige Wochen später gibt es bei uns am Schüttel weder Prostituierte noch Freier! Aufgrund dieser beiden positiven Erfahrungen wächst mein sozialdemokratisches Selbstbewusstsein. In meiner Arbeit in der Sozialbau geht es um Förderungsmittel für

die Gebietsbetreuung der Stadterneuerung und die Forschung dazu. Hätte ich früher gebeten: „Herr Stadtrat, dürfen wir Ihnen unser Vorhaben vorstellen?“, so sage ich jetzt: „Du, Rudi, ich brauch’ was!“. Und tatsächlich, Stadtrat Rudolf Edllinger, mir bekannt als Kollege im Sozialbau-Aufsichtsrat, antwortet einfach: „Was brauchst’ denn?“.

Die Parteitage der SPÖ Wien sind bis in die Neunzigerjahre hinein das optimale Forum, an ihrem Rand sowohl mit den politisch, als auch mit den in der Verwaltung Beteiligten die mir beruflich übertragenen Projekte voran zu treiben.

Meine bisherigen Widerstände gegen politische Parteien beginnen weniger zu werden, zumindest was die Sozialdemokratie in Österreich betrifft. Dabei gibt es auch Auswüchse: Mag Fritz Hofmann, mein oberster Chef in der Sozialbau, - wo ich als Betriebsrat auch von ihm gelobte Betriebsausflüge organisiere, - sagt zu mir: „In der Partei sind wir per „Du“, in der Firma sind wir per „Sie!“ Was davon mag nun das Echte sein, was das Gespielte? Niemand wird es je wissen! Seit 2021 schaut selbst Viktor Adler von seiner Plakette hinab auf mich Nachwuchs-Sozialdemokraten!

1981 - Eine Watsch’n für den Johnny

Wir brauchen noch eine weitere Person für die Gebietsbetreuung Ottakring. Ich besuche aus diesem Grund eine Präsentation jener Projektgruppe auf der Technischen Universität Wien, die der „Projektgruppe Favoriten“ nachgefolgt ist

Ich spreche dort auch einige Worte darüber, was wir in Ottakring so machen und ob nicht jemand Lust hätte, mitzuarbeiten. Daraufhin meldet sich mit seinem breiten Lachen der Johnny Winter und beginnt alsbald zuerst als freier, später als angestellter Mitarbeiter.

Timo nennt den Johnny "Querkopf", einerseits weil sein Schädelbau tatsächlich an einen Quader erinnert, andererseits, weil er immer alles ganz genau wissen will und lieber eine Frage zu viel, als eine Frage zu wenig stellt. Johnny kümmert sich hauptsächlich um die grafischen Ausarbeitungen und betreibt das sehr intensiv, - wie auch an jenem Nachmittag.

Roswitha, eine Germanistik - Studentin, war von Timo Huber's Gattin Elfi als Sekretärin empfohlen worden. Sie liebt Pflanzen über alles und wird später auch die Hofbegrünungs- Beratung für die Gebietsbetreuung machen. An jenem Nachmittag allerdings will sie nur ihre Blumen gießen. Zu diesem Zweck geht sie mit voller Gießkanne hinter dem Johnny vorbei, ziemlich knapp, weil so viel Platz ist nicht.

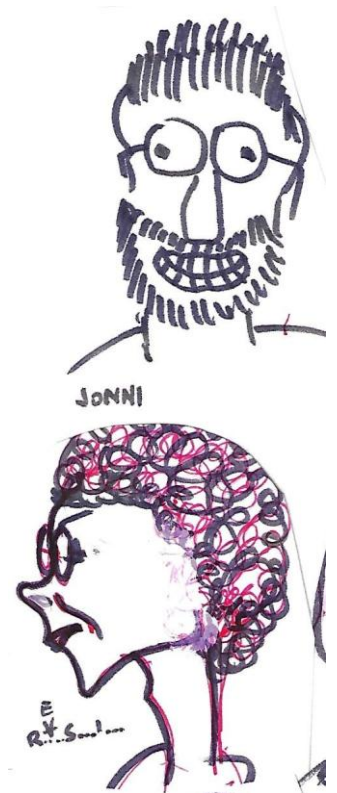
Der Johnny, dadurch aus seiner Konzentration gerissen und in der dem Grafiker eigenen Angst vor fließendem Wasser, meint: "Mach das jetzt nicht!"

Das sieht Roswitha allerdings nicht ein: "Führ Dich nicht so auf!" Johnnys Versuch, ihr die Gießkanne wegzunehmen beantwortet Roswitha mit ein paar Tropfen über Johnnys Kopf. Johnny wird laut, und daraus entwickelt sich eine Rangelei um die Gießkanne.

Roswitha tut dann genau das, was der Johnny absolut nicht will. Sie gießt nämlich einige Spritzer auf Johnnys Papiere. Jetzt hat Johnny die Kanne und versucht, das Wasser auf die Roswitha zu schütten.

Der Verfasser steht auf, geht hin, - und der Johnny hat eine Watsch’n sitzen. Mit einem Mal ist alles still. Der Johnny packt seine Sachen und verlässt wortlos das Lokal.

An nächsten Morgen kommt er wieder, als wäre nichts gewesen.



Nach sechs Jahren beim Team macht sich der Johnny als Architekt selbständig. Er ist Adolf Loos- Preisträger geworden, mit „BKK“ und der „Sargfabrik“, hat das goldene Verdienst- Zeichen der Stadt erhalten und ist leider an Krebs verstorben.

Die letzten Aufgaben, die das Team für ihn hatte, etwa Fertigstellung von Forschungs- Berichten über Holzhäuser und über die Wärmepumpe, haben ihn auch nicht mehr recht gefreut. Die hat dann, viel später, der „Luigi“, - der Helmut Krapmeier fertig gemacht. Dies wäre aber eine andere Erinnerung.

1981 - Fünfhundert Schilling für den Werner?

Den Werner Scharf hat der Wolfgang Gräsel sehr "diskret" aufgenommen. Die anderen wussten gar nichts davon. Plötzlich ist der Werner da. Ein kleiner schnauzbärtiger Baumeister mit einem, wie man in Wien sagt, g'sunden Spruch; - jedoch in der Art irgendwie nobel.

Er hatte als Jugendlicher bei der „Admira“ Fußball gespielt und lässt in jener Zeit keine Gelegenheit dazu aus. Seine kurzen Beine sind in der Lage, mit Nähmaschinen- Nadel- artiger Geschwindigkeit über den Boden zu fegen und die Art, wie er mit einem Ball umgeht, zeigt den Könner.

Sportliche Aktivitäten in der Gebietsbetreuung Ottakring hatten begonnen; indem sie einen Schreibtisch als Tischtennisplatte und eine Reißschiene als Netz verwendeten. Später sind zwei Schreibtische die Timo und Johnny und ich füllen mit einem echten Lederball die Arbeitspausen. Sie gehen einen Schritt weiter und Timo, Idi, Johnny und ich verbringen die Mittagspausen auf dem aufgelassenen Parkplatz der Ottakringer Brauerei in der Eisnergasse, wo heute der Gemeindebau steht. Sie spielen Fußball. Zwei gegen Zwei. Bald spielen die Jugendlichen des Stadterneuerungs- Gebiets mit. Die vier, alle ursprünglich „Anti-Kicker“, sind bald mit den Eigentümlichkeiten des Spieles auf dem kleinen Platz vertraut. Sowohl die Jugendlichen aus der Umgebung, als auch die Leute der Gebietsbetreuung Meidling sind keine ernst zu nehmenden Gegner mehr. Daher spielten sie weiterhin Zwei gegen Zwei, - Timo und ich, die Alten, gegen Idi und Johnny, die Jungen, - und es ist sehr ausgeglichen.

Einmal ist der Timo nicht da und der Werner nimmt seinen Platz ein. Er darf sich den Partner aussuchen und wählt sich den Johnny. Sie spielen dreimal 10 Minuten und sie wissen, es würden sehr einseitige Partien werden.

Zur Überraschung aller gewinnen Idi und ich ohne Probleme das erste Spiel. Der Werner, obwohl er den großen Fußballplatz gewohnt ist, kann dies kaum glauben. Jetzt würde er den Spieß umdrehen. In dem Idi und in mir als seinem Partner wächst ein ungeheurer Ehrgeiz. 10 Minuten später haben wir auch die zweite Partie gewonnen, was der Werner mit den Worten "Das gibt es nicht" kommentiert.

Die dritte Partie soll für klare Verhältnisse sorgen. Sie tut es auch! Dem Idi als spielenden Torwart gelingen unglaubliche Fuß- Abwehren und mir ist es vergönnt, dem Werner den Ball durch die Beine zu schieben, die durch die hohe Schrittfrequenz fast schon unsichtbar sind.

Drei Spiele hintereinander hat der Werner verloren! Er ist fassungslos. "Fünfhundert Schilling", sagt er, "bekommt Ihr, wenn Ihr den Johnny und mich beim nächsten Mal schlagt!" Im Rausch des Erfolges halte ich mit, und sage: "Wenn Du mit dem Johnny das nächste Mal wirklich gewinnst, kriegt Ihr die fünfhundert Schilling von mir!"

Alle sind nun gespannt auf das nächste Spiel. Doch dem Idi reißt bald darauf die Achillessehne und bevor er wieder rehabilitiert ist, hat der Johnny das Team verlassen. Sie hatten trotzdem noch jahrelang vor, das ausständige Spiel zu wiederholen. Es kam jedoch nicht dazu. Das vielbesprochene Spiel des Jahrzehnts wird nie nachgeholt werden.

1981 - Wohnungen und Vanillekipferl

Im Stadterneuerungsgebiet Ottakring wird besonders darauf geschaut, dass niemand in den Mietrechten beeinträchtigt wird. Etwa 15 Wohnungsmieter und -Mieterinnen sollen trotzdem in eine andere Wohnung umziehen. Die Ersatz Wohnungen kommen in der Regel von der Gemeinde Wien. Das Team übernimmt jedoch organisatorische Aufgaben, sorgt dafür, dass die neue Wohnung auch für die alten Möbel geeignet ist, und setzt sich für die besonderen Wünsche der Betroffenen ein.

Es gibt einige dieser Mieter, - aber auch Wohnungs- Suchende, die nicht aus diesem Kreis sind, - die ihrer Sache auch pekuniär nachhelfen wollen. Als Beispiel dafür die Geschichte der Frau W.:

Frau W. war nicht mehr jung tut sich beim Stiegen Steigen schwer. Die Gemeinde hatte ihr eine Ersatzwohnung angeboten. Die liegt zwar im Erdgeschoss, es sind jedoch quer durch die Anlage einiges an Höhe und an Stufen zu überwinden, um zu ihr zu gelangen. "Natürlich", sage ich, "werde ich mich für Sie einsetzen."

Frau W. hat plötzlich einen Tausend- Schilling- Schein in der Hand. Ich wehre ab. Das hat zur Folge, dass sie mir den Schein zwischen die Hemdknöpfe stecken will. Ich weiche aus und stehe auf. Erstaunlich, wie beweglich die Füße der Frau W. in einem Fall sind, den sie als Notfall ansieht.

Sie verfolgt mich durch das Lokal, durch die Verbindungstür ins benachbarte Wirtshaus und außen herum zurück ins Lokal. Dann wird es mir zu bunt. Ich sage zur Frau W.: „Sie können sich erkenntlich zeigen und ich sage Ihnen, wie."

Endlich sitzen sie wieder in Ruhe einander gegenüber. Frau W. ist sehr gespannt. Ich beuge mich zur ihr hinüber und spreche ganz leise, so als ob es die anderen Gebietsbetreuer nicht hören dürfen. Die Welt ist für Frau W. wieder so, wie sie sie gewohnt ist und sie wartet gespannt auf das, was jetzt kommt. "Ein Blech Vanillekipferln, " flüstere ich, "aber: selbst gebacken!"

Die Spannung, die gerade noch im Raum war, ist mit einem Mal verschwunden. Lachend sitzen sie einander gegenüber. Im Laufe der Zeit bin ich zu einer Menge Vanillekipferl gekommen.

1981 - Willi 's Diskussionsrunde

In der ersten Zeit in der Gebietsbetreuung Ottakring (das Team: Idi, Sabine Glasl, Johnny, ich, Viktor Prinz, Wolfgang Gräsel, Werner Scharf, Roswitha, Timo) lerne ich die kleinen und die großen Probleme der Stadterneuerung kennen. Die „kleinen“ sind Dinge wie diese:

Die alte Frau Lehner hat einen viel zu großen Hund. Er heißt Stuppi. Täglich schleppt sie sich lauthals "Stuppi" schreiend durch die Friedrich Kaiser-Gasse, wo das Gebietsbetreuungs-Lokal ist. Sie bekommt eine Kündigungs-Klage vom Vermieter. Die anderen Mieter fühlen sich belästigt. Die Kündigung wird abgewendet. Die täglichen Probleme der Frau Lehner und ihres Hundes, der es besonders auf Schuhe abgesehen hat, bekommen wir aber fast täglich zu hören.

Die alte Frau Gürtler ist davon überzeugt, dass vor vielen Jahren schreckliche Mordtaten in ihrer Familie begangen worden waren. Sie ist überglücklich, als das Team ihr mit dem Kontaktbeamten der Ottakringer Polizei einen wirklichen, uniformierten



Polizisten in die Wohnung schickt, der sich ihren Fall anhört. Noch lange erzählte sie, der „Dr. Bassena“ hätte ihr geholfen. Dieser bin ich, von ihr ohne weiteres zum Doktor gemacht und mit in das von ihr Verstandene übertragenem Namen. Die Kriminalgeschichten der Frau Gürtler, die nur selbst spricht, da sie sowieso nichts hört, müssen wir uns noch lange anhören.

Doch es gibt auch die „großen“ Sachen: Die Kosten für die Reparatur der alten Häuser werden nach amtlicher Prüfung und von Amts wegen auf die Mieten der jeweils nächsten zehn Jahre umgelegt. Die Mieten sind dadurch so hoch, dass Wohnungs-Verbesserungen oder -Modernisierungen für die meisten Mietenden unerschwinglich sind, obwohl es für letztere öffentliche Förderungsmittel gibt, die direkt an die Mietenden ausbezahlt werden.

Die Kosten der ungeforderten Instandsetzung sind gleichsam der „Reisberg“, durch den sich die Mietenden durchessen mussten, um in das Schlaraffenland der öffentlichen Förderung für die Wohnungs-Verbesserung zu kommen. Daher gibt es nur dort Wohnungs-Verbesserungen, wo die Häuser nicht reparaturbedürftig sind. Die Bewohnenden der schlechten Häuser bleiben über.

Ich schildere dieses Problem dem Willi Kainrath am Telefon. Der sagt: "Du hast recht, aber ich kann da gar nichts machen. Mach doch eine Gesprächsrunde mit den Leuten, die sich damit beschäftigen."

"Ich kenne diese Leute aber noch nicht."

"Ich sag Dir ein paar Namen: der Maisel, der Leinweber, der Hartmann, der Holzinger..., und er sagt auch gleich die Telefon- Nummern dazu.

Nun rufe ich die von Willi genannten Leute an, zusätzlich den Horst Berger, den Ernst Roth und den Forschungs-Betreuer vom damaligen Bauten-Ministerium und nach einiger Mühe und nach einigen vergeblichen Telefonaten sitzen alle diese Leute, der Willi auch, um den Besprechungstisch der Gebietsbetreuung Ottakring.

Erwartet hatte ich alternativ engagierte Beamte aus den niedrigeren Rängen. Es kommen aber die einschlägigen Größen des Magistrats, Abteilungsleiter und deren Stellvertreter.

Die hochkarätige Runde ist an der Sache sehr interessiert. Sie treffen einander drei Mal und das Ergebnis ist ein Pilotprojekt, - die Sanierung des Althauses der Gemeinde Wien Lambertgasse 11 mit siebzehn Substandard-Wohnungen. Auf der Grundlage des damaligen Wohnbauförderungs-Gesetzes wird eine besondere Förderung "gestrickt", die die Förderung des späteren Wohnhaussanierungs-Gesetzes vorwegnimmt.

Das Urbanbau- Team bekommt den Auftrag vom Magistrat, diese Sanierung planerisch und technisch zu betreuen, was der Timo, der Werner und ich dann auch tun. Im Erdgeschoss dieses Hauses tritt dann der zuständige Gemeinderats-Ausschuss zwei Mal zusammen. Die Politikerinnen und Politiker aller Parteien stehen zu dem Projekt.

Auf das Bedenken, die förderbaren Kosten könnten nicht ausreichen, antworte ich: "In diesem Fall machen wir eben einen Sockel - §7", - womit eine Mieterhöhung gemäß dem damaligen Mietengesetz gemeint ist. Aus diesem Ausspruch wird, - wohl durch August Fröhlich, - dann das Wort "Sockelsanierung", womit in Wien die durchgreifende Sanierung bewohnter Häuser



bezeichnet wird. Der Boden ist aufbereitet für die Wiener Handhabung des späteren Wohnhaussanierungs-Gesetzes.

Auf dem Bild auf der Vorseite stehe ich zwischen Vizebürgermeister und Wohnbau-Stadtrat Hubert Pfoch, links, und Willi Kainrath, rechts, hinter dem Modell in der Gebietsbetreuung Ottakring

1981 - Der "kleine" Hofmann und die Beistriche

Von Anfang an hatte ich es ja gewusst: Es war über unsere Arbeit in Ottakring der Forschungsbericht für das damalige Bauten- Ministerium zu verfassen. Zuerst denke ich: "Das ist ja erst in zwei Jahren" und mache mir nicht viele Gedanken darüber. Doch dann sind die zwei Jahre um. In einem sonst den Prüfverbands - Prüfern vorbehaltenen Dachboden- Kammerl im Sozialbau-Gebäude ziehe ich mich zurück.

Unter Schwitzen, Ächzen und Stöhnen entsteht der Bericht. Wolfgang Gräsel hatte einige kurze Texte verfasst und darin einen Stadterneuerungs- Fonds vorgeschlagen, den es ja inzwischen in Wien gibt. Den Rest der Texte habe ich zu verfassen und Johnny Winter macht die Grafik dazu.

Also schlage ich ein neues Wohnungsverbesserungs- Gesetz vor, das mit Mitteln aus dem Wohnbauförderungs- Topf arbeiten soll und auf Grund dessen die Reparatur, die hausseitigen Installationen als Grundlage für die Wohnungs-Verbesserungen und die Wohnungs-Verbesserungen selbst gefördert werden sollen.

Bevor der Bericht an das Ministerium geht, bekommt ihn der „Sozialbau“ - Direktor Magister Fritz Hofmann, - zum Unterschied zum Stadtrat gleichen Namens der "Kleine" genannt, - zu lesen. Ich denke, "der kann den Bericht nicht durchlassen. Weil: wenn das vorgeschlagene Gesetz kommt, müsste das Neubausvolumen der Sozialbau beträchtlich schrumpfen, da ja ein wesentlicher Teil der Förderungsmittel in die Altbausanierung fließen würde."



Fritz Hofmann ist tatsächlich verärgert über den Bericht. Er lädt mich vor. Was kommt jetzt? Etwas völlig Unerwartetes: "Da fehlen eine ganze Menge Beistriche!" Perfekte Rechtschreibung ist für den ehemaligen Schriftsetzer eben besonders wichtig! Dass den Inhalt jemand Maßgeblicher ernst nehmen könnte, - das glaubt er sowieso nicht! Sie verbessern also die Beistriche, das Ministerium gibt die Veröffentlichungs-Genehmigung und die 300 Exemplare des Berichtes sind bald vergriffen.

Auf dem Bild: Das Titelblatt der Kurzfassung des Forschungsberichts F506 von 1981

1981 - Karikatur und Magistrats- Umbildung

Naturgemäß ist der Kontakt mit jenen Dienststellen des Magistrats, die für den jeweiligen Einzelfall zuständig sind, Aufgabe des Teams der Gebietsbetreuung. Den Kontakt herstellen ist ja recht leicht. Die Telefonzentrale verbindet. Etwas durch Koordination weiter zu bringen, das erweist sich bald als schwierig. Warum?

Die erste Unbedarftheit ist bald vorbei. Langsam stellt sich Überblick ein. Und Erstaunen. Es sind nämlich 38 Dienststellen befasst, aus allen neun Geschäftsgruppen des Magistrats und zusätzlich aus Magistratsdirektion und Bezirksamt. Das ist mehr als die Hälfte der Dienststellen, die es damals überhaupt gibt! Um diese Stellen alle zu koordinieren gibt es unterhalb des Bürgermeisters niemand! Da fühlst du dich als Gebietsbetreuer irgendwie in einem Hamster- Rad!

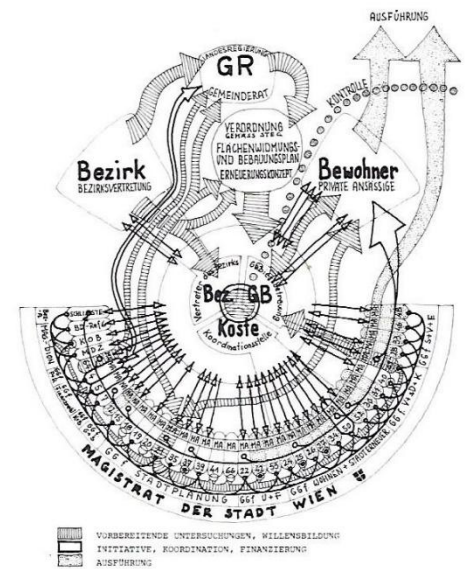
Aus dieser Stimmung heraus zeichne ich alle diese Dienststellen auf, und wie sie mit Vorbereitung, Finanzierung, Ausführung und Kontrolle der vielen Einzel- Maßnahmen der Stadterneuerung zusammenhängen.

Heraus kommt eine Bestandsaufnahme von wissenschaftlicher Genauigkeit, die allerdings aussieht, als wäre sie eine Karikatur. Alle, die diese Zeichnung sehen, sind beeindruckt. Fritz Hof macht davon eine Reinzeichnung. Sie wird im Rahmen einer Veranstaltung neben anderen Ergebnissen aus Ottakring präsentiert und erscheint in verschiedenen Medien.

Und – kaum zu glauben, - Bürgermeister Leopold Gratz bildet den Magistrat um, damit die Stadt-Erneuerung besser organisierbar wird. So wechselt etwa die Baupolizei von der Geschäftsgruppe „Stadtplanung“ zur Geschäftsgruppe „Wohnen und Stadterneuerung“.

Natürlich werden die Erkenntnisse aus dem Assanierungsgebiet Ottakring auch von den Funktions-Trägern im Bezirk und später in der „Koordinationsstelle Stadt- Erneuerung“ weitergetragen. Natürlich gibt es auch Einflüsse aus den anderen Stadterneuerungs- Gebieten Wiens. Doch im Zug von all dessen kam der karikaturhaften Darstellung der magistratischen Wirklichkeit jedenfalls besondere Bedeutung zu!

Die Zeichnung wird in die im August 1981 erscheinende Kurzfassung des Forschungsberichts und in den ersten Teil des Forschungs- Berichts aufgenommen. Im „Endbericht“ über die Forschungs- Vorhaben im Juli 1984 kommt die Zeichnung gar nicht mehr vor. Sie hatte ihre Schuldigkeit getan! Außerdem ist sie ja seit der Magistratsumbildung gar nicht mehr richtig.



38 Dienststellen der Gemeinde Wien waren bis 1980 an der Gebietserneuerung in Ottakring beteiligt

1981 - Als Betriebsrat bei der Staatssekretärin

Beatrix Eypeltauer aus Oberösterreich ist damals die Staatssekretärin im Bauten-Ministerium. Sie ist als Mitglied der Bundesregierung für die Förderung des Wohnbaues und für den Forschungsbericht des Teams über Ottakring zuständig. Wolfgang Gräsel erzählt ihr anlässlich einer gemeinsamen Bahnfahrt nach Graz über die Ergebnisse der Arbeit des Teams im Stadterneuerungsgebiet Ottakring: über den Stadterneuerungs-Fonds, den er vorgeschlagen hatte und über das umfassende Wohnungsverbesserungs- Gesetz, das ich vorgeschlagen hatte.

Der Beatrix Eypeltauer erscheint der Vorschlag des neuen Wohnungsverbesserungs-Gesetzes für ihre politische Tätigkeit sehr brauchbar. Sie glaubt an die dahinter stehenden Ideen und glaubt daran, damit Erfolg haben zu können. Bald darauf stehen die Ergebnisse des Teams im Wohnbauprogramm der Sozialistischen Partei Österreichs (so hieß die Sozialdemokratische Partei damals).

Doch zu einem neuen Gesetz ist es noch ein weiter Weg. Beatrix Eypeltauer will ein neues Wort und sagt "Wohnhaussanierungs-Gesetz" anstatt dem bisher bekannten Wort "Wohnungsverbesserungs-Gesetz". Sie fürchtet sich nicht davor, dass unter „Sanierung“ in der Bundesrepublik Deutschland damals hauptsächlich Abbruch und Neubau verstanden wird. Sie beauftragt einen ihrer Beamten mit dem Verfassen dieses Gesetzes.

Zur selben Zeit kommt es zu Differenzen zwischen dem Sozialbau- Direktor Hofmann, der die gemeinnützigen Bauvereinigungen von ganz Wien vertritt, und Beatrix Eypeltauer. Es geht wohl um die Frage, ob das Honorar der Bauvereinigungen für

„Bauverwaltung“ nicht wieder vier Prozent anstelle von drei Prozent betragen solle. Fritrz Hofmann fühlt sich schlecht behandelt und glaubt, dass die Maßnahmen des Ministeriums auch für das Personal der Sozialbau negative Auswirkungen hätten. Daher regt er bei den Sozialbau- Betriebsräten an, sie sollten die Staatssekretärin Eypeltauer besuchen, - und aus ihrer Sicht das Problem darlegen.

Die Sozialbau- Betriebsräte hatten mich nach kurzer Firmen- Zugehörigkeit auf die Kandidaten- Liste für die Betriebsrats- Wahl gesetzt. Ich hatte ja Erfahrungen als Studierenden-Vertreter und beim Aufbau des Betriebsrates der Architekten-ARGE im Allgemeinen Krankenhaus.

Zwei Listen, - beide unter dem Namen „Fraktion Sozialistischer Gewerkschafter“, - kandidieren gegeneinander. Es gibt Stimmen- Gleichheit. Das Los entscheidet für die Liste, auf der ich stehe.

Nun trete ich, - um all die lieben Leute, die mich vorschlagen, nicht zu enttäuschen, - wie berichtet im Jahr 1980 diskret im Bezirkssekretariat am Praterstern der SPÖ bei. Bald darauf verlässt der Vorsitzende der Fraktion Sozialistischer Gewerkschafter in der Sozialbau die Firma. Er schlägt mich als Nachfolger vor, - zum allgemeinen Erstaunen. Sie wählen mich als Vorsitzenden. Daher habe ich auch die Aufgabe, die Delegation zur Frau Staatssekretärin zu führen.

Beatrix Eypeltauer, ein ausnehmend freundlicher Mensch, begrüßt die Betriebsräte herzlich, bewirtet sie und sagt "Ich möchte besonders die Meinung jener Leute hören, die die Arbeit machen, weil solche Leute manches besser verstehen, als die Geschäftsführer und Vorstände." Zumindest das Herstellen eines guten Klimas ist ohne Aufwand geglückt. Ich bringe den Fall vor, um den es dem Fritz Hofmann gegangen war. Was damit weiter geschieht, weiß ich nicht. Die „Bauverwaltung“ wird jedenfalls nicht angehoben.

Am Schluss des Gespräches meint Beatrix Eypeltauer, sie habe eine „kleine Kommission“ mit der Vorbereitung des Wohnhaussanierungs- Gesetzes beauftragt und sie lädt mich ein, an den Beratungen dieser Kommission teilzunehmen.

Ich bin überzeugt, sie hat keine Ahnung, dass ausgerechnet ich es war, der sich das Gesetz ausgedacht und es niedergeschrieben hat. Sie sieht in mir wohl einen Verwalter gemeinnütziger Wohnbauten.

So erhalte ich durch einen Zufall die Möglichkeit, die Erkenntnisse des Teams aus Ottakring und die Schlussfolgerungen daraus jenem Beamten, der das Gesetz zu schreiben hatte, im direkten Gespräch zu erklären. In der kleinen Kommission treffe ich den Dr. Otto Maisel aus der Gesprächsrunde wieder und auch - welcher Zufall - den Wolfgang Gräsel, meinen Chef.

Als dann Anfang 1985 das Wohnhaussanierungs- Gesetz und die zugehörigen Wiener Verordnungen beschlossen sind, sehe ich mir meine seinerzeitigen Vorschläge im Ottakring- Bericht an. Ich kann hinter jeden einzelnen der zwölf Vorschläge ein Hakerl machen: Sie sind alle Wirklichkeit geworden, - einige sogar noch von der legislatischen Wirklichkeit übertroffen!

1982 - Schwarze Weißwäscher für den Günther

Das Stadterneuerungsgebiet Ottakring hat nur gute Presse. Mitte der 70er-Jahre, bevor ich noch dabei war, gab es sogar ziemlich viele Presse-Reaktionen. Der Eindruck der medienwirksamen Konflikte im „Planquadrat“ auf der Wieden, wo ein Fernsehteam den Abbruch eines gemeindeeigenen Hinterhauses verhindert hatte, waren noch frisch. Die Journalistinnen und Journalisten schrieben nur zu gern, dass die Gemeinde aus der Arbeit ihrer Kollegen gelernt und in Ottakring etwas Vorbildliches begonnen hatte.

Gutes ohne Konflikt ist auf die Dauer nicht medienwirksam, daher schläft die Berichterstattung langsam ein. Das Team ist daher gar nicht undankbar, als es wieder einen Konflikt im Stadterneuerungsgebiet gibt, über den geschrieben wird.

Sie hatten eine Studierendengruppe mit ihrem Professor ins Stadterneuerungsgebiet gerufen, um dort ihre Übungen zu machen und sie wollten selbst von den im Zuge dieser Übung gemachten Interviews von Bewohnerinnen und Bewohnern profitieren.

Die Studierenden kommen bald auf eine Idee: An Stelle eines der geplanten Wohnhäuser der Gemeinde sollte die neue Parkanlage größer werden, als geplant. Natürlich finden sich Bewohnende, die diese Idee unterstützten: Weniger Leute, mehr Grün, da können sie doch nur dafür sein!

Die lange Warteschlange der für Gemeinde-Wohnungen Vorgemerkten im Bezirk macht die Entscheidung für die Politik leicht: Es soll gebaut werden. Die Initiative erhält vorübergehend ein altes Gartenhäuschen als Stützpunkt und in etwa hundert Meter Entfernung den gewünschten Ballspielplatz.

Immerhin gibt es eine Demonstration, Das Gebietsbetreuungs-Lokal geht bei Diskussions- Veranstaltungen über, die Zuhörer stehen auf der Straße und es gibt wieder Presse über das Assanierungsgebiet Ottakring.

Als einer der Sprecher der Studierendengruppe tritt ein Günther Stöllberger auf. Er macht zu dieser Zeit auch seine Diplomarbeit über die Stadterneuerung in Ottakring. Als er damit fertig ist, fragt er mich, "Kann ich bei Euch arbeiten?".

"Ich möchte gerne, dass Du bei uns arbeitest, Günther. Für unsere Bezirkspolitiker wäre es aber schwer verständlich, dass Du plötzlich auf der "anderen Seite" auftauchst. Aber ich weiß eine Lösung: Der Winfried Kallinger hat mich gefragt, ob ich nicht einen Diplomingenieur der Architektur für sein Planungsbüro weiß. Dem seine Firma wird den Konservativen zugerechnet. Die werden Dich gerne nehmen. Wenn Du von Eurer Initiative; der "Grünen Insel Ottakring", erzählst, werden sie Dich umso lieber nehmen. Nach einem Jahr kündigst Du dort und kommst zu uns. Dann bist Du der verlorene Sohn, der von den "Schwarzen" ins „rote“ Ottakring zurückkehrt und wirst vermutlich herzlich aufgenommen."

Der Günther hört aufmerksam zu und er handelt genau nach diesem Vorschlag. Nach einem Jahr in der Faulmannngasse sitzt er im Team der Gebietsbetreuung Ottakring.

1982 - Schallschutz gegen Kinderlärm

Ohne den Alfred Gruber hätte die Stadterneuerung in Ottakring nie funktioniert. Er war jener, der etwa fünfzehn Grundstücke für die Gemeinde kaufen sollte, und er kaufte sie auch. Ohne den Herrn Gruber hätte es keinen Park gegeben, keine Gemeindebauten und keine Mustersanierung Lambertgasse 11. Beim erstmaligen Verfassen dieser Zeilen im August 1991 ist Alfred Gruber der Direktor des Wiener Bodenbereitstellungs- und Stadterneuerungsfonds, - der heute Wohnfonds heißt. Später ist er einer der Geschäftsführer des Wirtschaftsförderungsfonds, - der heute Wirtschaftsagentur heißt.

Sein schwierigster Fall ist der Kauf der "Kernfläche" des späteren Parks. Diese Fläche gehörte zu einem Wohnungseigentums-Haus und sie gehört daher zirka fünfzig Personen im Miteigentum, davon einige im Ausland lebend. Glücklicherweise einigen sich die Vielen darauf, dass einer von ihnen, ein Herr Hörmann, ihre Interessen vertritt. Herr Hörmann hat Forderungen: die Parkplätze müssten beim Haus bleiben. Besonders aber sollen wirksame Maßnahmen gegen den Lärm spielender Kinder gesetzt werden.

Das mit den Autos war kein Problem. Die dafür notwendige Fläche kann beim Haus verbleiben. Wegen eines Vermessungsfehlers sogar drei Meter mehr!

Was den Kinderlärm betrifft, so plant das Team ganz ernsthaft einen Schallschutzwall gegen den Lärm spielender Kinder. Parkseits ist er eine Böschung. Hausseits ist er genauso gestaltet, wie all die Schallschutzwälle an den Verkehrsstraßen.

Das Verfertigen derartiger Pläne erscheint ihnen anfangs als bloße Verhandlungstaktik. Dann ist jedoch der Vertrag abgeschlossen. Die Fläche gehört nun der Stadt Wien und diese ist verpflichtet, den Schallschutzwall auch wirklich zu errichten. So geschieht es dann auch.

Auf der Seite des Parks wird die Böschung von den Kindern im Winter zum Rodeln verwendet und im Sommer dazu, mit den BMX-Rädern hinunter zu fahren. Herr Hörmann meint dazu zwar, "So war das nicht gedacht, wenn die Kinder auf die Böschung hinauf gehen, dann hören wir ja wieder ihr Geschrei!" Er unternimmt jedoch nichts weiter dagegen. Im Assanierungsgebiet Ottakring kann es daher, - wahrscheinlich einmalig auf der Welt, - eine Schallschutzwand gegen Kinderlärm zu bestaunen.

1982 - Fahrrad sticht Auto

Für die Gebietsbetreuung Ottakring wird das Geld knapp. Entweder Timo oder ich, einer von uns muss in die „Sozialbau“ - Zentrale in der Lindengasse 55. Da Timo zu dieser Zeit in Ottakring wohnt, ich jedoch in der Leopoldstadt, ist es klar, dass ich in die Zentrale gehe, - von mir zu Hause ist sie weit näher als Ottakring. Dort sollte ich Altbausanierungs-Projekte vorbereiten, - und gleichsam die "Oberleitung" über die Gebietsbetreuung in Ottakring, später auch über die in Meidling, übernehmen.

Wolfgang Gräsel spricht zu mir, "wir müssen unsere Verkehrsverhältnisse neu organisieren. Möchtest Du", - er hatte mir zwischenzeitlich das Du-Wort angeboten - "meinen fünf Jahre alten Dienst-Volvo unentgeltlich haben? Du kannst mit Kilometergeld-Verrechnung für die Firma fahren." Ich danke und sage: "Ich möchte lieber ein Dienstfahrrad haben", und damit ist das Gespräch beendet.

Eine Woche später frage ich, "was ist mit meinem Fahrrad?"

Wolfgang Gräsel macht große Augen. "Hast Du geglaubt, es war ein Scherz von mir?" "Ja, ich habe geglaubt, es war ein Scherz von Dir."

"Nein, ich meine es ernst: Ich brauche von mir zu Hause in die Firma eine ganze Stunde zu Fuß, eine dreiviertel Stunde mit der Straßenbahn, eine halbe Stunde mit dem Auto und eine viertel Stunde mit dem Rad. In Ottakring und in Meidling bin ich in nicht einmal zehn Minuten mit dem Rad, im Rathaus in nur fünf Minuten. Mit dem Auto brauche ich dreimal so lang. Ich koste der Firma Personalkosten, die ich nicht vertreten kann, wenn ich Auto fahre".

Gräsel schluckt ein paar Mal, denn er fährt ja selbst Auto, dann sagt er "Kauf dir dein Rad auf Firmenkosten, ein Österreichisches!" Ich tue dies umgehend.

Bald darauf haben wir viele Dienstfahrräder. Eine Zeit lang werden sie auch sehr viel benutzt, zum Schluss leider wieder weniger. Immerhin haben wir die Dienstfahrräder lange, bevor Bürgermeister Helmut Zilk Diensträder bei der Gemeinde Wien einführt.

Jahre später, es war 1986, bietet Herbert Ludl, inzwischen Generaldirektor der Sozialbau, mir erneut ein Dienstauto an und ich lehne es erneut ab.

Daher bin ich in dieser Zeit in den Wiener Fachkreisen eher als Radfahrer bekannt, als als Projektentwickler oder als Architekt. Manche, wie der ehemalige Sozialbau-Direktor Fischerlehner, gratulieren mir dazu mit Handschlag. Andere, wie zum Beispiel der damalige Bezirksvorsteher Neiger aus Meidling, schütteln nur verwundert den Kopf, oder sie meinen, wie mir von Herbert Ludl hinterbracht wird, mit mir könne er nicht repräsentieren.

Wolfgang Gräsel sagt, beim Autofahren habe er Zeit, nachzudenken. Was glaubt er denn, dass ich auf dem Rad anderes tue?

Des „bunten Vogel“ - Image leid, erkläre ich mich anlässlich des Übertritts in die ARWAG bereit, ein Dienstauto anzunehmen. Jetzt braucht aber das Unternehmen mehr als ein Jahr, bis ich es tatsächlich habe. Vielleicht waren meine Argumente für das Radfahren zu gut?

1982 – Der Tod und meine Verwandtschaft

Bei meiner Geburt besteht die Verwandtschaft aus elf Personen, neben mir selbst aus meinen Eltern Relly und Wickerl, aus den beiden Brüdern der Eltern Mundl und Leo mit ihren Gattinnen Mizzi und Zissy, aus den zwei Schwestern des Vaters Anny und Rosi und deren Tochter Gerti, sowie aus einer Tante aus der Familie der Stiefmutter meiner Mutter, der Brandl-Mizzi. Die Großeltern waren allesamt bereits in der Zwischenkriegszeit verstorben gewesen, die Urgroßeltern ebenfalls. Kriegsoffer im Zweiten Weltkrieg waren die Gatten der beiden Schwestern des Vaters, einer, der Onkel Rudi, als Widerstandskämpfer und einer, der Onkel Alois, als Bombenopfer.

Als ich im Jahr 1970 zweiundzwanzig Jahre alt bin, besteht die Verwandtschaft immer noch aus denselben elf Personen, wie bei meiner Geburt. Als Kind hatte ich stets gefürchtet, jemand aus der Verwandtschaft könnte sterben. Zum Glück kommt das nie vor und ich kenne den Friedhof bis ins Erwachsenenalter nur als des Vaters Arbeitsplatz als Friedhofsgärtner.

1970 stirbt dann mein Onkel Mundl an Lungenkrebs mit 62 Jahren, - gerade, als er in Pension gehen sollte, - wegen seines Kettenrauchens nicht wirklich unerwartet.



1976 stirbt mein Onkel Leo im fernen Recklinghausen, - ich hatte ihn als kleines Kind ein einziges Mal im Leben gesehen und seine Gattin Zissy bricht sodann jeden Kontakt mit meiner Familie ab. Und 1978 stirbt die Brandl-Mizzi in ihrem burgenländischen Wohnort Gattendorf. Mehr war da nicht. So bin ich Vierunddreißig und mein Sohn ist Acht, ohne dass wir mit dem Tod Nahestehender wirklich ernsthaft in Berührung gekommen wären.

Im Jahr 1982 stirbt dann mein Vater mit 76 Jahren (Bild oben), im Jahr 1985 stirbt die Cousine Gerti mit 63, - im Jahr 1986 ihre Mutter, meine Tante Rosi, mit 86, - im Jahr 1993 meine Mutter mit 81 (Bild darunter) - und im Jahr 1995 meine Tante Anny mit 90. Binnen dreizehn Jahren stirbt meine ganze nahestehende Verwandtschaft aus und es bleiben nach dem Jahr 1995 lediglich meine Gattin Johanna und mein Sohn Peter übrig, - letzterer bislang kinderlos.

Zum Glück geht es zumindest in der Familie meiner im Jahr 2019 verstorbenen Gattin Johanna weiter. Es gibt dort immerhin zwei kleine Urgroßnichten und einen kleinen Urgroßneffen und es gibt weiterhin laufenden Kontakt zu diesem Teil der Familie, - bestehend aus immerhin stolzen fünfzehn Personen.

1984 - "Dann mach ich's halt mit meinem Zuwanderer- Fonds"

1973 von Bürgermeister Leopold Gratz zum Finanzstadtrat berufen, - und 1984 zum Vizebürgermeister, formuliert Hans Mayr das Prinzip „Wohnen und Arbeiten“. In Stadtvierteln mit Erneuerungsbedarf sollten Assanierungs- Verordnungs- Gebiete festgesetzt werden. Dort soll je ein großer Neubau errichtet werden, gemischt mit erhaltender Erneuerung. Auf der Hälfte der Nutzflächen sollte es Lokale, Büros und Gewerbe geben, - und außerdem viel Grün. Erste Idee: der „Wohnpark Sandeilen“ In Ottakring mit rund 40.000 Quadratmeter Nutzfläche, anstelle der in die Steiermark gewanderten „Austria Email“.

Investieren soll nicht die Stadt Wien selbst, sondern Unternehmen aus dem Umfeld der Stadt. Die vorzeitige Abschreibung gemäß dem Stadterneuerungsgesetz sollte Anlegende motivieren, vertrieben von Banken. Die Hälfte des Investments war im ersten Jahr steuerlich absetzbar, je ein Zehntel in den folgenden fünf Jahren. Es ging um Minderung des „steuerbaren“ Jahresgewinns, verbunden mit der Nutzung von Wohnungen, die später ins Eigentum übernommen werden konnten.

Ich sitze gerade im Lokal der Gebietsbetreuung Ottakring, als das Telefon läutet. Sozialbau- Direktor Mag. Fritz Hofmann erzählt, Hans Mayr habe ihn wegen dem „Wohnpark Sandeilen“ gefragt. Er sei ja Vorsitzender der Wiener Landesgruppe des Verbands Gemeinnütziger Bauvereinigungen. Ich wäre doch ein Fachmann für das Stadterneuerungsgesetz. Was halte ich davon?

Nun ja. Gemeinnützige Bauvereinigungen haben ja kraft Gesetzes gar keinen „steuerbaren Gewinn“, von dem abgesetzt werden kann. Überdies ist ihnen in ihrem gesetzlichen Geschäftskreis eine Nicht- Wohnungs- Nutzung von mehr als einem Drittel untersagt, ebenso wie das Verreiben von Anteilen. Außerdem seien die Gewerbe- Flächen im „Wohnpark Sandeilen“, - dessen Pläne ich bereits gesehen hatte, - so groß, dass sie kaum alle an Private verwertbar wären.

Fritz Hofmann bedankt sich. Ja, so sähe er das auch. Ein paar Tage später berichtet er, Hans Mayr sei verärgert gewesen. Ob ich von seinen gebrummt Worten „dann mach ich's halt mit meinem Zuwanderer- Fonds“ von Fritz Hofmann gehört habe, oder später von Adolf Holper, ist mir entfallen.

Die Stadt Wien baut tatsächlich organisatorisch auf dem Apparat des „Zuwanderer- Fonds“ auf. Dieser Fonds war von der Stadt Wien für die Wohnheim- Unterbringung von Leuten aus den Bundesländern, die in Wien arbeiten, im Jahr 1971 gegründet worden. Anfangs macht er „Nachnutzung“ in für den Abbruch vorgesehenen Gründerzeit- Wohnhäusern, geht aber bald zur geförderten Errichtung von Wohnheimen über. Er wird von der Stadt Wien zusammen mit den Sozialpartnern Arbeiterkammer, Wirtschaftskammer, ÖGB und Industriellen- Vereinigung verwaltet. Den Vorsitz im Kuratorium führt die jeweilige Finanz- Stadträtin oder der jeweilige Finanz- Stadtrat.

Rechtlich gesehen wird in Zusammenführen der Bereiche Stadt Wien, der heutigen Bank Austria und der heutigen Erste Bank die investierende Firma gegründet, deren Namen bereits das Programm präsentiert: Wohnpark Sandeilen „Wohnen und Arbeiten im Grünen“ Gesellschaft m.b.H. & Co KG, - später -OHG.

Der Einsatz der vorzeitigen Abschreibungen des Stadterneuerungsgesetzes für Anlagen, die überwiegend aus Neubauten bestehen, führen nach der Verordnungs- mäßigen Anerkennung für den „Wohnpark Sandeilen“ zu einer Novellierung des Bundes- Gesetzes. Die vorzeitige Abschreibung wird nun gleichmäßig auf 10 Jahre verteilt, wie beim Denkmalschutz. Der steuerliche Vorteil ist nun zu gering, um eine Wohnbauförderung zu ersetzen. Daher wird im Wiener Wohnbauförderungs- und Wohnhaussanierungs- Gesetz 1989, in dessen § 15, ein nicht rückzahlbarer

Förderungs- Zuschuss beschlossen, zu Anfang im Ausmaß von ATS 3.000 pro Quadratmeter der Nutzfläche. Dies wird entsprechend dem Namen des Stadtrats allgemein das „Mayr-Modell“ des „Wohnen und Arbeiten“ genannt. Nach dem Aufgehen der „Eisernen Vorhänge“ in diesem Jahr, - mit dem plötzlichen Druck auf den Wohnungsmarkt, - ist die Aktion umso wichtiger.

Zur weiteren Durchführung dienen dann weitere neu gegründete Unternehmen, wie die Holding „WEVAG“. Rahmen wird ab August 1990 die ARWAG Holding- AG, überwiegend im Eigentum von Bank Austria und Erste Bank, unterwiegend von Stadt Wien, Zuwanderer- Fonds und Wiener Städtische Versicherung.

1984 - „Das mach´ schon ich“

Der Verband Gemeinnütziger Bauvereinigungen Österreichs reagiert auf das Werden des Wohnhaussanierungs- Gesetzes mit dem Einsetzen eines Arbeitsausschusses. Doch wer soll ihn leiten?

Mag. Fritz Hofmann fragt mich, ob ich das nicht machen würde. „Ja, gern.“ Ich fühle mich geehrt, - bin ich doch bloß ein Abteilungsleiter und gar kein Funktionär einer Gemeinnützigen Bauvereinigung, - es sei denn, mein Aufsichtsrats- Mandats als Betriebsrat würde als „Funktion“ gezählt. Offenbar stimmt der Bundesvorstand prompt zu, denn ich werde aufgefordert, mit der Arbeit zu beginnen.

Auch Wolfgang Gräsel hat schon vom neuen Ausschuss erfahren. Er erzählt mir davon. Er sagt gleich dazu, er würde gern der Leiter dieses Ausschusses sein. Da bleibt mir nichts über, als meinem Chef zu berichten: „Das mach schon ich“. Ich denke dabei, „es gäbe bessere Wege, die Liebe meiner Vorgesetzten zu erhalten“.

Der Ausschuss tagt mehrmals in Krems und in Wien. Er macht eine Bundesweite Erhebung des altersbedingt sanierungsbedürftigen Bestands und der Aktivitäten der Bauvereinigungen Österreichs auf dem Gebiet der erhaltenden Erneuerung.

Es gibt ein Papier des Ausschusses mit Vorschlägen für die Landesverordnungen. Ich bin nun auch Berater der Nationalrats- Fraktion mit Minister Karl Sekanina. Und ich darf ein Plenarreferat am Verbandstag der Gemeinnützigen Bauvereinigungen in Linz halten.

Kaum mit der Arbeit fertig geworden, ist es für mich auch schon wieder aus mit der Ausschuss- Tätigkeit. Ich bin ja in die Stadt-projekt übersiedelt. Die ist nicht gemeinnützig. Daher kann ich auch nicht in einem Arbeitsausschuss der Gemeinnützigen vertreten sein.

1985 - Johnny auf der Bühne

Ein gesellschaftliches Ereignis ganz besonderer Art sind die alljährlichen Bundes-Ski-Meisterschaften der Gemeinnützigen Wohnungswirtschaft Österreichs. Leitung, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einer Unzahl von Vereinigungen aus Österreich und Bayern kommen zusammen. Die Leute fahren Riesentorlauf und Skilanglauf. Am Ende gibt es immer einen Ball.

Im Jahr 1985 sind die Meisterschaften in Zell am See und der Ball ist in Saalfelden. Das Stadt-projekt- Team ist zu diesem Zeitpunkt ja noch die „Urbanbau“, „gemeinnützig“ und darf mitfahren. Auch in folgenden Jahren bleiben sie eingeladen. Die Angelika aus Spital am Semmering, einige Jahre Sekretärin beim Team, ist eine ausgezeichnete Skiläuferin und hat die drei Mal, die sie dabei war, stets die allgemeine Klasse der Damen gewonnen. Einmal war sie dabei nur um Haar langsamer, als der schnellste Mann. Der Johnny ist diesmal auch dabei. Er fährt zwar etwas breitspurig Ski, lacht aber stets dazu und es macht ihm Freude.

Der Ball ist meistens etwas öde. Irgendeine lokale Band spielt sich durch die Hitparade und die Leute von jeder Bauvereinigung sitzen jeweils zusammen um einen Tisch. Nichts Auffälliges passiert.

Dem Johnny ist das auf die Dauer zu langweilig. Die Musik der Band gefällt ihm außerdem nicht gerade. Er treibt sich einige Zeit im Saal herum. Plötzlich steht er auf der Bühne.

Er tut dort nichts Besonderes. Grinsend sieht er den Musikanten zu und fingert an den Instrumenten herum.

Anfangs reagiert niemand. Die Musiker lassen es über sich ergehen und die Leute im Saal haben plötzlich etwas zu schauen. Nach einiger Zeit wird es dem Bandleader am Mikrophon zu viel, dass dauernd jemand mit breitem Grinsen an seinem Mikrophon herumfingert.

Er unterbricht sein Spiel und weist den Johnny von der Bühne. Doch der Johnny lässt sich nicht von der Bühne weisen, sondern macht weiter. Die anderen Musiker spielen nach wie vor. So geht das einige Zeit. Der Johnny stapft neugierig dahin und dorthin und grinst breit. Schließlich zeigt er einen Herren-Strip bis zur Unterhose.

Am Tisch des Teams der Stadt-projekt wird ihnen ganz anders. Der Fritz meint besorgt, "Jetzt kommt gleich die Schlägerei." Auch im Verfasser kämpft die Bewunderung über des Johnny's Unbekümmertheit mit der Angst vor kommenden Handgreiflichkeiten.

Das Publikum macht keine Anstalten, für den Johnny oder für die Band Partei zu ergreifen. Die Leute sitzen ganz konsterniert herum, und wissen sichtlich nicht, wie ihnen geschieht. Aber die Spannung wird langsam unerträglich.

Da kommt der Johnny plötzlich von der Bühne herunter und geht zur Angelika. Er zieht sie hoch, und will mit ihr tanzen. Würde sie mit ihm tanzen? Angelika ist schließlich nicht irgendwer. Sie ist der Star des Abends. Und der Johnny ist für die Leute wie ein Wesen aus einer anderen Welt.

Angelika steht auf und tanzt mit dem Johnny. Johnny, der schräge Clown, mit alkoholisch unsicheren Bewegungen aber mit begeistertem Grinsen und Angelika, elegant, hübsch, schlank und ein gutes Stück größer als der Johnny.

Die Leute sind nach wie vor fassungslos, aber die Spannung ist weg. Sie sehen einige Zeit noch dem Paar auf der im Übrigen leeren Tanzfläche zu und beschäftigen sich dann wieder mit ihren Tischgesprächen.

Der Tanz ist zu Ende. Johnny und Angelika kommen zum Tisch zurück. Doch niemand im Saal scheint davon Notiz zu nehmen. Es gibt keinen Applaus, keine Pfui-Rufe, keine Reaktion.

Am Tisch des Stadt-projekt- Teams wird der Johnny erleichtert in Empfang genommen. Einige der jüngeren Leute im Saal kommen zum Johnny und sagen ihm,



wie toll sie seine Aktion finden.

Im Übrigen haben alle die Leute von den gemeinnützigen Bauvereinigungen unmissverständlich mitbekommen, dass die Leute bei der Stadt-projekt ein bisschen anders sind.

Auf dem Bild links von links: Der Verfasser, Werner Scharf, Viktor Prinz, Johnny Winter, Fritz Hof und Gerda Griemschitz.

1985 - Wie der Hermann Leopoldi zu einem Park kommt

Dies ist eine Geschichte ohne Pointe, aber eine umso erfreulichere Geschichte. Sie handelt von einer Wohnhausanlage mit über 200 Wohnungen, die mitten in Meidling hätte gebaut werden sollen, vis a vis vom Markt, auf einem Grundstück, wo es neben

den Gebäuden des ehemaligen Pfann'schen Thermalbades noch alte Bäume und viel Platz gibt.

Gustl Fröhlich und sein Team der Gebietsbetreuung Meidling - inzwischen ist dem Fritz seine damalige Freundin Gerda Griemschitz dazugekommen und Ingrid, eine Psychologiestudentin als Sekretärin - hatten viele Bewohnende der Gegend befragt und deren erster Wunsch war: "Mehr Grünflächen!" Dies war in Anbetracht der diesbezüglichen statistischen Vergleichswerte ein berechtigter Wunsch.

Die Situation ist heikel, denn es ist ausgerechnet die „Urbanbau“, die die 200 Wohnungen bauen soll. Sie sind auch schon fertig geplant. Diese Auseinandersetzung ist innerhalb der Firma auszutragen.

Die Gebietsbetreuung der Urbanbau fordert von der Leitung eben dieser Urbanbau, dass sie auf ein Bauvorhaben zu Gunsten einer Parkanlage verzichtet. Gustl, Peter, Fritz und Gerda scheuen die sich abzeichnende Konfrontation keinen Augenblick.

Wolfgang Gräsel, auf Grund der mit der Prokura verbundenen Verantwortung moralisch zwischen zwei Stühlen sitzend, denkt hin und her. Ich sage zu ihm: "Wenn wir das bauen, verlasse ich die Firma, weil ich das nicht in meinem Lebenslauf stehen haben möchte."

Die Bevölkerung in Meidling ist auf Grund des langjährigen und erfolgreichen Kampfes einer Bürgerinitiative gegen die Verbauung des ehemaligen Wacker Fußballplatzes bereits einschlägig sensibilisiert. Es findet sich auch eine Frau Groyer, die Unterschriften sammeln geht und die sich bildende Bürgerinitiative organisatorisch unterstützt. In diesen Tagen pendelt Frau Groyer zwischen Gebietsbetreuung und Bezirksvorstehung.

Der Ausgang dieser Geschichte scheint klar zu sein: gebaut werden muss, aus wirtschaftlichen Gründen. Alle anderen später aufgetretenen Erkenntnisse können nicht berücksichtigt werden.

Da erscheint jedoch, gleichsam als deus-ex-machina, der für Leserin und Leser bereits bekannte Alfred Gruber. Er schlägt eine Ersatzliegenschaft der Stadt Wien in Floridsdorf, dem 21. Wiener Gemeindebezirk, zum Tausch vor. Die Lösung ist da. Jetzt geht es nur noch darum, sie auch durchzusetzen.

Wolfgang Gräsel und August Fröhlich unternehmen dies Schulter an Schulter. Sowohl die Urbanbau- Geschäftsführung, die mit der Sozialbau-Geschäftsführung personell ident ist, als auch die Entscheidungsträger der Stadt Wien lassen sich überzeugen. Der Tausch wird perfekt.

Was noch fehlt, ist dem Idi sein großer Auftritt: Er siedelt sechs Geschäftsleute, die in den alten Gebäuden des Pfann'schen Bades ihre Geschäfte betreiben, wo anders hin um, - und das in gleicher Weise zu ihrer vollsten Zufriedenheit, als auch zur wirtschaftlichen Zufriedenheit der Firma.

Peters Pläne vom Park werden realisiert und bald kann der Bezirksvorsteher Kurt Neiger bei der Eröffnung von seiner alten Idee sprechen, an dieser Stelle einen Park zu schaffen, - und sich bei der Frau Groyer für ihre Mithilfe bedanken.

Die Namensgebungs- Kommission der Stadt Wien will sich auch bei jemand bedanken, nämlich beim verstorbenen Dichter und Sänger so vieler humoriger Wienerlieder, Hermann Leopoldi. Der ist nun nicht nur der Dichter von Andre Heller's "Schnucki, ach Schnucki, fahren wir nach Kentucky", sondern auch der Namenspatron von dem Gustl seiner allerliebsten Parkanlage.

1985 - Die dritte Reihe

Der Sozialbau waren vor längerer Zeit vier Gründerzeit- Häuser zugewachsen. Drei Substandard- Miet- Häuser am Leopoldstädter Max Winter- Platz, in der Fünfhauser

Holochergasse und in der Döblinger Pantzergasse und ein früheres Heim für ledige Frauen in der Döblinger Peter Jordan- Straße.

Da es ja noch gar kein Wohnhaussanierungs- Gesetz gab, dachte die Sozialbau, diese Häuser irgendwann einmal abzurechen, um neu zu bauen. Sie vergibt also in diesen Häusern keine neuen unbefristeten Mietverträge mehr, wenn jemand auszieht.

Was aber tun mit den immer mehr werdenden leeren Wohnungen, deren Betriebskosten ja Kosten- Faktoren für die Sozialbau sind?

Es gibt damals allerdings Jemand, der solche Wohnungen vorübergehend mietet: Der Zuwanderer-Fonds! Diesen Fonds hatte die Gemeinde Wien 1971 eingerichtet, - zusammen mit den vier Sozialpartnern Arbeiterkammer, Wirtschaftskammer, Gewerkschaftsbund und Industriellen-Vereinigung, - um Menschen aus den Bundesländern unterzubringen, die in Wien arbeiten. Dabei geht es nicht zuletzt um den Finanzausgleich zwischen den Bundesländern. Eine Person, die in Wien lebt, und nicht täglich auspendelt, wird in Wien gezählt und erhöht den Wiener Anteil an den Bundes- Steuereinnahmen.

Der Fonds „bastelt“ also aus den Substandard- Wohnungen in den Abbruch- Häusern jeweils behelfsmäßige Wohnheime und überlässt Heim- Plätze Zuwandernden. Dies erfolgt nicht gemäß dem Mietengesetz, sondern gemäß dem Allgemeinem Bürgerlichen Gesetzbuch, was dem Fonds eine Umsiedlung im Fall der endgültigen Freimachung des jeweiligen Hauses erlaubt.

Präsident des Fonds ist damals und ist auch heute noch der jeweilige Finanz- Stadtrat oder die jeweilige Finanz- Stadträtin Wiens. In dieser Zeit ist es Hans Mayr, der ihn zusammen mit einem „Kuratorium“ leitet. Sie haben eine „Geschäftsstelle“ eingerichtet, die die Arbeit zu machen hat. Diese „Stelle“ ist anfangs vis à vis am Amtshaus am Schottenring 25 untergebracht.

Für den ursprünglichen, - bereits vor Hans Mayr eingesetzten, - Leiter der Stelle ist das Umgehen mit Organisation und Finanzen nicht die Erfüllung. Er hört auf und wird katholischer Ordensgeistlicher.

Als Nachfolger sieht sich Hans Mayr nach einer Person des Vertrauens um. Er findet sie bei ihm im 15. Bezirk mit dem Adolf Holper, - der „Adi“ genannt, - der die Ausstrahlung eines englischen „Sir“ hat. Adolf Holper sei bei der Zentralsparkasse und Kommerzbank Wien beschäftigt gewesen, der heutigen Bank Austria. Vorher habe er zusammen mit seiner Gattin ein Lebensmittelgeschäft betrieben. Sein Stellvertreter ist der Franz Schinogl, findiger, von Siemens ausgebildeter Elektriker mit breitem Spruch und nicht wirklich ein Freund politisch korrekter Ausdrucksweise, - stolz auf die private Schellack- Sammlung in seinem Keller.

Die vier Substandard- Gründerzeit Häuser passen nun plötzlich genau zu der neuen Förderung des Wohnhaus- Sanierungsgesetzes. Allerdings: die gesetzliche Regelung „Sanierung größeren Umfangs ist gleich Neubau“ im Wohnungsgemeinnützigkeits- Gesetz ist noch nicht getroffen und es ist daher nicht klar, wie eine Gemeinnützige Bauvereinigung eine geförderte „Sockelsanierung“ prüfungssicher zu kalkulieren hat. Daher soll ein nicht Gemeinnütziger investieren und die Stadt-projekt mit der Generalplanung beauftragen.

Ein solcher Investor findet sich mit der Salzburger WVD Wüstenrot- Versicherungs- Dienst- Liegenschaftsverwaltungs GmbH. Der „gemeinnützig“ kalkulierte Kaufpreis und das Generalplanungs- Honorar erscheint Wüstenrot leistbar. Für einen Abschluss fehlt daher nur eine Regelung mit dem Bestandsnehmer der leer gewordenen Wohnungen, dem Zuwanderer-Fonds.

Also wird der Fonds zum Gespräch eingeladen. Das Kommen von Adolf Holper und Franz Schinogl zum vereinbarten Termin im Jahr 1985 ist angekündigt. Sie würden wohl vom neuen Generaldirektor Herbert Ludl empfangen.

Nein, Ludl steht dafür nicht zur Verfügung. Also würde als zuständiger Direktor Wolfgang Gräsel die Herren empfangen.

Nein, auch Wolfgang Gräsel steht dafür nicht zur Verfügung. Für Nutzer leerer Substandard- Wohnungen muss die „dritte Reihe“ ausreichen. Der Idi und ich!

Adolf Holper und Franz Schinogl besuchen also uns beide in unserem gemeinsamen Arbeitszimmer im dritten Stock der Lindergasse 55.

Es ist ein freundliches Gespräch. Hans Friedler und ich, wir erfahren, dass der Zuwanderer- Fonds bereits seit 10. April 1981 einen Neubau errichtet hat, mit Wohnheim- Apartments oben und seinem eigenen Büro in den unteren Geschossen, - in der Leopoldstädter Schiffamtsgasse, - und einen weiteren am Sportclub- Platz.

Es ist Adolf Holper und Franz Schinogl ohnehin lieber, ihr Klientel in Neubau- Apartments unterzubringen, als in notdürftig hergerichteten Substandard- Wohnungen. Ohne eigentliche Verhandlungen ist somit das Problem gelöst.

Was der Idi und der Verfasser allerdings nicht wissen: sie haben gerade mit dem Adi Holper jene Person kennen gelernt, die fünf Jahre später ihr oberster Chef sein sollte, als mächtiger Generaldirektor der ARWAG.

Die vier Häuser mit letztendlich 91 Wohnungen und rund 7.000 m² Nutzfläche werden in den Jahren 1988 bis 1993 saniert. Das Team darf sie planen. Sam Amlacher die Peter Jordan- Straße, Otto Köck den Max Winter- Platz, Hermann Simböck die Holochergasse und Günther Stöllberger die Pantzergasse.

1985 - Der Idi und die zu-en Türen

Laien neigen dazu, die Fähigkeiten von Technikerinnen und Technikern weit höher einzuschätzen, als sie wirklich sind. Das stetige Wachstum des Teams bringt es mit sich, dass wir innerhalb der Sozialbau-Zentrale in der Lindengasse 55 umziehen müssen. Es wird gesagt, die Räume stehen bereit. Sabine, die damalige Sekretärin und ich, wir sehen uns dort um.

Tatsächlich, in den neuen Räumen ist alles aus den Kästen ausgeräumt. Es ist auf den ersten Blick zu sehen, da die Kastentüren offenstehen. Sabine beginnt pflichtbewusst, einen ordentlicheren Eindruck herzustellen, indem sie die Türen zudrückt. Diese Art von Türen hat keine Griffe an der Außenseite; sie schnappen ein, wenn sie zudrückt werden und gehen auf, wenn etwas fester angedrückt wird.

Während Sabine, wie gesagt, die Türen zudrückt, betritt der Idi den Raum.

"Halt, halt, aufhören!" ruft er. Erschreckt sehen Sabine und ich den Idi an. Was ist geschehen? Ist Jemandem etwas passiert? Oder sind diese Büroräume doch nicht für uns?

"Was ist los?"

"Ihr könnt doch nicht die Türen zu machen!"

"Warum denn nicht?"

Der Idi wundert sich, wieso wir so dumme Fragen stellen:

"Die gehen doch nie mehr wieder auf!"

Das Bild des Technikers ist seit diesem Vorfall für mich nicht mehr das gleiche. Zum einen ist es menschlicher geworden. Zum anderen zeigt diese harmlose kleine Episode, dass der Brustton der Überzeugung bei einem Fachmann noch lange nicht heißt, dass das, was er sagt, auch stimmt. Betrifft es nicht Kastentüren, sondern Kraftwerke, Brücken oder giftige Stoffe, so mag einem bei dieser Erkenntnis Angst und Bang werden.

1985 - Eine fünfzehn Meter hohe Mauer für den Veitschi

An dieser Stelle sei dem Herrn Martinuzzi gedankt. Dieser Herr hat, wie älteren Zeitungslesenden in Wien vielleicht noch bekannt ist, Mitte der 70er-Jahre eine

gemeinnützige Bauvereinigung, die „STAWOG“, ins Verderben geführt. Der "Martinuzzi- Skandal" war lange Zeit noch ein Begriff in Wien. Die Zeitungsberichte über diesen Wohnbauskandal haben in mir während meiner Studentenzeit zum ersten Mal den Wunsch geweckt, bei einer großen Bauvereinigung zu arbeiten. Dort gäbe es, dachte ich damals, genug zu tun für jemand, der etwas besser machen will.

Mit der Entfernung des Herrn Martinuzzi von der STAWOG war es natürlich nicht getan. Die „STAWOG“ musste saniert, oder besser gesagt, von einer großen, wirtschaftlich gesunden Gruppe aufgefangen werden. So kommt die „STAWOG“ zur Sozialbau- Gruppe. Sie hat aber natürlicher Weise einen denkbar schlechten Ruf. Die Geschäftsführer Hofmann und Fischerlehner wollen daher den Namen „STAWOG“ lieber heute als morgen loswerden und ein neues, positives Aufgabenfeld für die angeschlagene Firma finden.

Zu dieser Zeit hatten Horst Berger und Ernst Roth als Beamte der Stadt Wien gerade die Assanierung in Ottakring soweit vorbereitet, dass sie in die "Durchführungs-Phase" kommt. Diese Phase sollte der Magistrat nicht selbst betreuen, sondern ein Auftragnehmer, am besten ein gemeinnütziger. Was lag also näher, als die angeschlagene „STAWOG“ mit dieser so positiven und positiv besetzten Aufgabe zu betrauen.

Die Person, die dies machen sollte, war bald gefunden. Da Horst Berger und Ernst Roth, die zuerst gefragt worden waren, beide den Magistrat nicht verlassen wollten, ist deren Mitarbeiter Wolfgang Gräsel der logische Mann dafür. Er tritt am 1. August 1977 als Prokurist in die Sozialbau ein. Sofort beginnt er, einen neuen Namen und ein neues Logo zu suchen. Mit dem Namen "Urbanbau" und mit dem Logo mit den alten Häusern können alle zufrieden sein, - und mit der Aufgabe "Altbausanierung" noch viel mehr. Dass der Verfasser also im Sozialbau - Gebäude sitzen und an der Sanierung des großen Biedermeier - Hauses Lindengasse 51 arbeiten darf, verdankt er im Grund dem Herrn Martinuzzi. Natürlich verdankt er es auch dem Horst Berger, der ihn der Sozialbau empfohlen hatte.



Aber das mit der Sanierung des Hauses Lindengasse 51 ist nicht so einfach. Dieses Haus hat eine Front in der Richtergasse mit einem leeren Erdgeschoss, das für das Wohnen nicht geeignet ist. In einer kleinen Seitengasse erscheint auch ein Geschäft nicht lebensfähig. "Finden Sie eine Lösung!", sagt Direktor Hofmann zum Verfasser, "dann können Sie dieses Haus für uns erwerben und sanieren."

Doktor Winfried Kallinger hatte uns kurz vorher auf ein schräg vis à vis liegendes ziemlich desolates altes Haus hingewiesen, das der

Eigentümer wegen Insolvenz verkaufen musste. Darin befand sich das Restaurant "Zum Novak", und die Wirtsleute samt ihrer ganzen großen Familie wohnten darin als Mieter. Ich rede also mit den Wirtsleuten, und sie sind bereit, in das leere Erdgeschoss schräg vis a vis zu übersiedeln und Ersatzwohnungen im darüber liegenden Dachgeschoss zu akzeptieren.

Das Problem scheint damit gelöst: Das desolate Haus wird leer und kann abgerissen werden um einem Neubau Platz zu machen. Zusätzlich ist das fragliche Erdgeschoss schräg vis à vis durch ein Restaurant mit gutem Ruf gefüllt. Eine Zeit lang ist es später sogar ein Haubenlokal.

Doch halt! An einem Trakt des desolaten Hauses wächst auf der Nachbarseite eine riesige Mauerkatze mit vier Stämmen. Dieser Veitschi bedeckt alle Fassaden des

benachbarten Hofes; ein unbeschreiblich schöner Eindruck! Der Abbruch des alten Hauses würde das Ende des Veitschi bedeuten. Die Eigentümerin des Nachbarhauses will das natürlich nicht. Magistrat und Bezirksvorsteher wollen es auch nicht und sie sind berechtigt, auf Grund der „Schutzzonen“ Bestimmungen den Abbruch zu untersagen. Ich will es auch nicht. Was also tun?

Als Lösung kann ich folgendes anbieten: Das Haus wird abgebrochen, aber die Mauer bleibt stehen. Der Statiker bestätigt, "es geht, wenn wir in das alte Haus, so lange es noch steht, einen senkrechten Betonrost einbauen." Und so geschieht es auch.

Das "wie machen sie das, Herr Wasner?" des Direktor Hofmann, als ich ihm die Lösung präsentiere, mit der auch die Eigentümerin einverstanden ist, freut mich sehr. Bild oben: Lindengasse 51 ist eines der drei Wiener „Probhäuser“ für das Wohnhaussanierungsgesetz.

1985 - Erst die Antwort, dann die Frage

Der Idi ist der erste, der meint, der Wolfgang Gräsel wolle sich von der Sozialbau selbständig machen. Er und ich sitzen, wie immer, einander gegenüber. Thema ist die Zukunft. ICH bestreite Idi's Meinung damals.

Als ich Mitte 1985 mit Wolfgang Gräsel in dessen Auto zum Verbandstag der Gemeinnützigen Wohnungswirtschaft nach Linz fahre, fragt mich der Wolfgang, ob ich in einer neuen Firma mitmachen würde. Der Rahmen eines gemeinnützigen Unternehmens, das in Österreich in der Regel nicht planen darf, wäre für das Team zu eng geworden. Die neue Firma sollte zwar in der Nähe der Sozialbau angesiedelt sein, jedoch von dieser unabhängig. Ich sage zu. Ich bin ja an eigener Planung interessiert. Dem neuen Sozialbau-Generaldirektor Doktor Herbert Ludl, kommen Gräsel's Gedanken gar nicht ungelegen. Er will sowieso kleinere Einheiten. Eine nicht gemeinnützige Firma für Stadterneuerung als Tochter der Projektbau, die die Neubauten für die Sozialbau-Gruppe plant, scheint ihm sinnvoll. Um die Sache zu beschleunigen, wird die Firma Fendi, eine Handels - Ges.m.b.H., durch die Projektbau angekauft und soll dem Zweck entsprechend umgewandelt werden.

Die inzwischen mehr als zwanzig Sozialbau- Angestellten, die das Team darstellen, sollen in die neue Firma übertreten. Wie das vor sich gehen sollte, plant der Herbert Ludl:

Ich finde in jenem Kopierer, der Herbert Ludl wie auch mir zur Verfügung steht, ein vergessenes Original. Es ist das Konzept eines Briefes an alle Mitglieder der Gruppe. Es wird ihnen mitgeteilt, sie würden wegen Veränderungen in der Aufgabenstruktur alle in der Sozialbau gekündigt werden. Sie können aber wählen, ob sie in die Projektbau oder in die neue Firma übertreten wollen. Herbert Ludl hatte schon vorher gesagt, zu gleichen Bedingungen.

Herbert Ludl will also die Gruppe auseinandernehmen: Einige sollten zur Projektbau kommen, andere zur neuen Firma, wieder andere sollten abgefertigt werden.

Das will ich nicht, Gräsel auch nicht, die Mehrheit der Mitglieder der Gruppe auch nicht. Einige der Bautechniker würden sich aber gut überlegen, ob sie bei der Projektbau nicht bessere Möglichkeiten vorfinden, als in der neuen Firma.

Da ich ja zu diesem Zeitpunkt noch Betriebsrat bin, verfasse ich sofort, nachdem ich den Zettel im Kopierer gefunden hatte, ein Antwortschreiben: dass sie alle zur Firma Fendi übertreten wollen. Ich überlege, ob ich schreiben solle: "Mit Bezug auf Ihren morgigen Brief", - was mir originell vorkommt. Meine Freunde finden das unpassend und so lasse ich es weg.

Zum Glück sind fast alle Mitglieder der Gruppe an diesem Tag anwesend. Ich lege ihnen das konzipierte Schreiben vor. Alle unterschreiben. Ich gebe dieses Papier sofort in Herbert Ludl's Sekretariat ab. Seinen Brief dagegen hatte noch niemand bekommen.

Am nächsten Tag erhalten sie alle das ursprüngliche Schreiben des Herbert Ludl mit geringfügig geändertem Text. Der Zusammenhalt der Gruppe ist aber bereits gesichert.

Ich weiß, die Projektbau braucht damals Bautechniker. Darum erscheint mir Geschwindigkeit wichtiger als das genaue Aushandeln der Übertritts- Bedingungen. Dies sollte die Betriebsräte in der neuen Firma noch jahrelang beschäftigen.

1985 - Herbert Ludl hat keine Zeit

Am 1. Oktober 1985 treten sie alle von der Sozialbau zur Firma Fendi über, die einige Monate später „Stadt-projekt“ heißen sollte. Der Name ist eine Kombination aus dem "Projekt-" aus Projektbau und der Übersetzung des "Urban-" aus Urbanbau.

Aufgaben für die neue Firma gibt es genug: neben den Gebietsbetreuungen und Forschungs- Vorhaben hatten sie einige Altbau- Sanierungen im Laufen, Neubauten zum Fertigstellen, - und überdies sollten sie alle Sanierungen der älteren Wohnhäuser der Sozialbau übernehmen, gefördert nach dem neuen Wohnhaussanierungsgesetz. Immerhin hat die Sozialbau-Gruppe bereits damals etwa 35.000 Wohnungen.

Für alle diese Aufgaben hat das Team zu wenig Leute. Es ist schließlich ein Planungsbüro neu aufzubauen. Überdies hatten Gustl Fröhlich, Peter Mlczoch und Timo Huber kurz hintereinander das Team verlassen. Sie hatten alle innerhalb der anrollenden Stadterneuerungs- Welle bessere Chancen außerhalb der Gruppe als innerhalb vermutet. Der Timo hatte seine Mitarbeiterin Friederike Hofer gleich in die Gebietsbetreuung Wien 17/18 mitgenommen. Friederike ist zwischenzeitlich zurückgekehrt, - ist sogar einige Zeit meine Stellvertreterin, und erneut gegangen. Ein drittes Mal wird sie dann, obwohl sie danach fragt, nicht mehr aufgenommen.

Es werden also vier neue Gebietsbetreuer gebraucht. Zusätzlich sollte das neue Planungsbüro vier weitere neue Leute bekommen. Im Einvernehmen mit Wolfgang Gräsel bereite ich das vor und führte viele Vorgespräche.

Im Dezember 1985 kann ich dem Wolfgang Gräsel alle acht Leute präsentieren. Den Hermann Simböck, den Christian Schick und den Hans Nevital kenne ich vom Studium. Der Sam Amlacher, die Irene Kessler und die Eva Keil sind mir empfohlen worden. Der Christian Zuckerstätter hat bereits als freier Mitarbeiter mit uns gearbeitet. Der Stefan Schober hatte sich beworben und seine Doktorarbeit über das Österreichische Mietrecht in englischer Sprache hatte mich beeindruckt.

Es sind auch schon die Höhen der Gehälter besprochen und es gibt über Alles bereits eine Einigung. Sieben der Leute sollen am 1. Jänner anfangen, der Christian wegen alter Verpflichtungen am 1. Februar.

Herbert Ludl hatte den Wolfgang Gräsel in der Sozialbau als deren Angestellten behalten und den Herbert Gmachl, der aus der Projektbau kommt, als Geschäftsführer der Firma Fendi eingesetzt. Die Abstimmung erfolgt jedoch weiterhin mit Herbert Ludl persönlich. Dessen eindeutiges "Ja" zu den acht Anstellungen hatte ich aus dem, was Gräsel mir sagte, nicht herausgehört.

Zwischen Weihnachten und Neujahr sitze ich an meinem Schreibtisch. Viele sind auf Urlaub, Wolfgang Gräsel auch, Herbert Ludl nicht. Ist wirklich alles klar? Ich ersuche Herbert Ludl um einen Termin und meine bei der Anmeldung im Sekretariat, es sei wichtig.

Ich bekomme den Termin „27. Dezember zu Mittag“. Als ich eintrete, sagt die Sekretärin, "Der Doktor Ludl ist zwar da, aber er hat inzwischen andere Termine bekommen." Ich solle mich im Jänner an ihn wenden. Einerseits unbefriedigt, - auch verärgert, dass mein „wichtig“ nicht ernst genommen wird, - andererseits im Bewusstsein, dass mit dem Dienstantritt der sieben Leute am 1. Jänner vollendete

Tatsachen geschaffen sein würden, verlasse ich die Generaldirektion und gehe in mein Zimmer nebenan zurück.

Später sagt mir der Herbert Ludl: "Wenn etwas so wichtig ist, kommen Sie doch ganz einfach zu mir herein und melden Sie sich nicht an!" Ein Gespräch an diesem 27. Dezember hätte sowohl dem Team als auch dem Herbert Ludl einiges erspart.

1986 - Die endlose Betriebsversammlung

Vollbetrieb im Jänner. Die sieben Neuen haben mit der Arbeit begonnen. Jetzt aber hören sie plötzlich von Herbert Gmachl, so wäre es nicht ausgemacht gewesen. Die Anstellungen wären zu widerrufen.

Nun gehe ich zu Günther Sallaberger, der damals Parteisekretär der SPÖ Wien ist, der wegen der Zuordnung der Sozialbau-Gruppe zu dieser Parteiorganisation einerseits und als Aufsichtsrat andererseits in solchen Angelegenheiten ein entscheidendes Wort zu sagen hatte. Ich erzähle ihm, was los ist, und warne ihn vor der kommenden Auseinandersetzung. Sallaberger bedankt sich herzlich. In der Sache bringt es aber vorerst wenig.

Die neue Firma hat inzwischen einen Betriebsrat. Ich hatte, da nun Abteilungsleiter, nicht mehr kandidiert. Ich organisiere aber eine sogenannte „Urwahl“. Vor der formellen Wahl kannte Jede und Jeder Jede und Jeden wählen. Zusätzlich schlage ich den Idi, den Günther Stöllberger und den Fritz Hof als jene vor, die ich am besten geeignet für die Vertretung der Belegschaft halte.

Tatsächlich erhalten diese drei bei der Urwahl am meisten Stimmen und werden dann bei der formellen Betriebsratswahl als "Liste" von Allen gewählt. Die erste Zeit als Betriebsrat wird für die Drei gleich eine gewaltige Probe.

Irene Kessler und Eva Keil besuchen den Wohnbaustadtrat Rudolf Edlinger, - vorher Vorsitzender des Sozialbau-Aufsichtsrats gewesen.

Endlich bekomme ich meinen Termin beim Herbert Ludl. Dieser sagt: "Ein Abteilungsleiter soll seine Forderungen stellen, er muss aber auch akzeptieren, wenn sie nicht oder nur teilweise erfüllt werden." Er sei bereit, die Anstellung der vier Leute für das Planungsbüro zu akzeptieren, wenn die Leute vorher von den beiden Projektbau-Direktoren begutachtet würden. Die vier Gebietsbetreuer würden nicht angestellt.

Der Einwand, "In den Gebietsbetreuungen sind beauftragte Sollstunden zu erfüllen. Ohne die vier Leute können wir die für das Jahr 1986 beauftragten Stunden nicht erbringen", hat keinen Erfolg.

Auf die Äußerung, "Der Christian Schick hat extra beim Denkmalamt gekündigt, um zu uns kommen" reagiert Ludl, in dem er den Christian zu den vier akzeptierten Angestellten dazuzählt und den Stefan Schober dafür herausnimmt.

Die beiden Projektbau-Geschäftsführer Baum und Rosenberger sprechen wirklich in meiner Anwesenheit mit Sam, Nevi, Hermann und Christian. Sie stellen dabei fest, dass alle vier Diplomingenieure der Architektur sind und dass sie Praxis haben. Darüber hinaus meinen sie, sie wüssten nicht recht, was diese Begutachtung durch sie solle. Tatsächlich ist es nur ein formeller Akt und das Angestellten- Verhältnis dieser vier Leute erweist sich nicht mehr als Problem.

Umso kritischer wird es für die anderen vier. Der Verfasser bekommt von Herbert Gmachl den schriftlichen Auftrag, den Dienstantritt der vier neu aufgenommen Gebietsbetreuer am ersten Arbeitstag im Februar zu verhindern. Die neue Firma hat unter den denkbar schlechtesten Vorzeichen zu arbeiten begonnen.

Ich halte mich nicht an den Auftrag, den Dienstantritt zu verhindern. Auch Herbert Gmachl ist inzwischen draufgekommen, dass bereits einige Tage vor Ende des Probemonats die Beendigung eines Dienstverhältnisses ausgesprochen werden

muss. Er besteht nicht auf der Einhaltung der Vorschrift. Es würde eben vier Kündigungen geben.

Die drei neuen Betriebsräte erkundigen sich inzwischen beim hilfsbereiten Gewerkschafts- Referenten Norbert Scheed, - später Donaustädter Bezirksvorsteher und früh verstorben, - über alle Möglichkeiten, die sie haben. Ein Streik ist nicht dabei. Also berufen sie eine Betriebsversammlung ein, die zwar einen Anfang hat, deren Ende jedoch nicht terminisiert ist.

Sie sitzen alle im Besprechungs- Zimmer am Dachboden zusammen. Nur Wolfgang Gräsel ist in seinem Zimmer, da er ja kein Angestellter der Firma Fendi, sondern Sozialbau-Angestellter ist.

Das Team wird sogar vom Magistrat unterstützt: Den Gebietsbetreuern wird es ausdrücklich gestattet, an der Betriebsversammlung teilnehmen und sie müssen nicht in den Gebietsbetreuungen anwesend sein. Die Betriebsräte unternehmen alles ihnen Mögliche. Sogar die Zeitschrift "Profil" berichtet über den Fall.



Durch die geschlossene Tür der Generaldirektion hört der Verfasser, - ohne lauschen zu müssen, - wie der Ingenieur Veleta, der frühere Bezirksvorsteher und Stadtrat, - damals Geschäftsführer jener Holding, die die weitaus meisten Geschäftsanteile an der Sozialbau hielt; - im Gespräch mit Herbert Ludl über die Sache sehr laut wird. Doch Herbert Ludl bleibt offensichtlich unbeeindruckt.

Aus den Stunden der Betriebsversammlung werden Tage. Herbert Ludl gibt mir den Auftrag, die Betriebsversammlung bis 12.00 Uhr Mittag - es ist Freitag - zu beenden. Ich spreche über mein Problem vor versammelter Belegschaft und trage den „Gessler“ aus Schillers „Wilhelm Tell“ IV/3 vor, - ich habe ja einige Jahre Schauspiel-Ausbildung. Zum Beispiel: „Sagt was ihr wollt, ich bin des Kaisers Diener und muss drauf denken, dass ich ihm gefalle. Er hat mich nicht ins Land geschickt, dem Volk zu schmeicheln und ihm sanft zu tun. Gehorsam erwartet er!“ und „dies kleine Volk ist uns ein Stein im Weg. So, oder so, - es muss sich unterwerfen!“

Im Bild Norbert Scheed, vorgebeugt kaum zu erkennen. Am Fenster Günther Stöllberger, Hans Friedler, Hans Nevital, Hermann Simböck. Ganz vorne Otto Köck.

Die Betriebsversammlung wird tatsächlich beendet. In der nächsten Woche sollte sie jedoch wieder beginnen. Dazu kommt es aber nicht mehr.

Gleich zu Beginn der nächsten Woche wird informiert, die vier fraglichen Leute würden zwar nicht von der Firma Fendi angestellt, jedoch von einer weiteren neuen Firma, einer Gebietsbetreuung- Ges.m.b.H.. So ähnlich geschieht es auch.

Einige Monate später sind die vier ohne besonderem Aufhebens in die Stadt-projekt eingegliedert. Wolfgang Gräsel verlässt die Sozialbau und wird alleiniger Geschäftsführer dieser Firma und auch bei ihr angestellt. Herbert Gmachl erhält andere Aufgaben.

Es ist ein Sieg der Gruppe, erfochten von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Es ist aber ein Sieg in einem unnötigen Konflikt. Es ist auch ein Pyrrhussieg. Davon, dass das Team die Sanierung der Sozialbau- Häuser übernehmen sollte, ist jetzt nicht mehr die Rede. Das Team der Stadt- projekt gehört zwar weiterhin lose zur Sozialbau-Gruppe dazu, kann von der Gruppe aber keine Hilfe erwarten. Wir müssen uns ab jetzt als relativ kleines Dienstleistungs- Unternehmen auf dem freien Markt bewähren.

Niemand aus dem Team zweifelt daran, dass es uns gelingen würde. Die Vorzeichen bei der Altbausanierung und ihrer Förderung stehen gut. Außerdem haben wir einige Neubau- Vorhaben begonnen, die Erträge versprechen.

Der Konflikt schadet aber auch sicherlich dem Herbert Ludl. Er ist als Generaldirektor der Sozialbau ja damals noch neu. Das Vertrauen, das er genießt, ist seither sicher nicht mehr genau das gleiche, wie vorher.

Auch mir schadet die Angelegenheit. Zu schnell bin ich in die Rolle des Vorgesetzten gedrängt worden, der Weisungen zu exekutieren hat. Auch mir geht damals jenes selbstverständliche Vertrauen, das mir die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter entgegenbringen, verloren. Alles, was ich tue, wird seitdem mit viel größerer Skepsis betrachtet.

Zum letzten schadet das Ganze auch dem gesamten Team. Das Team der Stadt-projekt verliert in der entscheidenden Phase des Aufbaus der Altbausanierung in Wien durch den Konflikt so viel Zeit, dass es nachher nicht mehr die Rolle als unbestrittene Nummer Eins der Stadterneuerung innehat. Andere Unternehmen haben inzwischen Position bezogen. Jene Vorteile, die wir hatten, sind verspielt.

Dem persönlichen Verhältnis zwischen Herbert Ludl und mir schadet die Auseinandersetzung allerdings zum Glück nicht nachhaltig.

Herbert Ludl wird mich mit Juli 1990 zum Einzel-Prokuristen der Stadt-projekt berufen lassen. Auf Vorschlag Ludl's, - damals Vorsitzender der Wiener Landesgruppe des Verbands Gemeinnütziger Bauvereinigungen, - werde ich sogar als Wiener Delegierter gewählt. Ohne den Herbert Ludl hätte ich daher nicht vom Jahr 2000 bis Ende 2017 Mitglied der Delegierten- Versammlung des Verbands Gemeinnütziger Bauvereinigungen Österreichs sein können.

Ein kurzer Blick auf die Person des Herbert Ludl: Auf dem Schreibtisch von seiner Sekretärin liegt ein Stoß Lehrbücher über den Langstreckenlauf.

Da werde ich, - selbst Wiener Meister über 3000 Meter Hindernis gewesen, - nun neugierig: „Wofür sind diese Bücher, Frau Thaler?“

„Der Doktor Ludl trainiert jetzt Laufen.“

Herablassend frage ich „und wie geht's ihm dabei?“

„Den Wien Marathon ist er in 3:30 gelaufen.“

Ich bin beeindruckt. Ich könnte das nicht. Und Herbert Ludl ist doch älter als ich.

Drei Jahre später läuft Herbert Ludl den Rotterdam Marathon in 2:43! Mit so einer Zeit hätte er einige Jahre vorher die Wiener Meisterschaften in der Allgemeinen Klasse gewonnen!

Wie passt das zu dem als trocken und vorsichtig geltenden, fast zögerlichen Juristen, der als Sozialbau- Generaldirektor ja ausgewählt wurde, damit er für Ruhe und Beständigkeit sorgt?

Herbert Ludl hat, wie ich höre, die Matura im zweiten Bildungsweg gemacht und neben dem Studium Funktionen in der Jungen Generation der SPÖ bekleidet und tagsüber in der „Projektbau“ gearbeitet, wo er es zum Prokuristen gebracht hat. Dabei ist er verheiratet und hat Kinder.

Nun ist er Doktor und es ist daher mit dem nebenher Lernen vorbei, - die Kinder sind flügge und er selbst ist ein Generaldirektor, - von dem zwar Übersicht und Entscheidungs- Stärke erwartet wird, nicht jedoch ein „bei Tag und der Nacht ist der Müller stets wach“. Den plötzlichen Wegfall der Vielfachbelastung kompensiert er durch das Marathon- Training.

Sein Umfeld in der Projektbau kann da nicht nachstehen. Die beiden Geschäftsführer Sperker und Treiber, sowie der Prokurist Toman, sie alle laufen damals Marathon! Nicht Halbmarathon! Alle 42 Kilometer! Nur der Willi Zechner nicht, - Herbert Ludl's Nachfolger als Generaldirektor. Der ist zu schwer dazu!

1986 - Ein "Nein", das es nicht geben darf

Der Sozialbau-Direktor Hoffmann hatte vorsorglich Grundstücke für die nächsten Jahre gekauft, in der Erwartung, dass die Sozialbau tausend Wohnungen weiterhin alljährlich bauen würde.

Dann kommt das Wohnhaussanierungs-Gesetz. Mittel wandern zur Altbau- Sanierung. Plötzlich bekommt Hofmann nur mehr sechshundert Wohnungen im Jahr gefördert. Er hat also viel zu viele Grundstücke gekauft. Vieles noch gar nicht als Bauland gewidmet. Dies bringt die Firma in Schwierigkeiten.

Die SPÖ, der die Sozialbau nahesteht, schlägt vor, das Zuviel an Grundstücken solle die Gemeinde kaufen. Die ÖVP ist damit einverstanden, allerdings nur unter der Bedingung, dass eine Wohnbau - Koalition in Wien eingerichtet würde mit einem von Vertretern beider Parteien geführten Bodenbereitstellungs- und Stadterneuerungsfonds.

Fritz Hoffmann hat also die „rote“ Stadthälfte in Schwierigkeiten gebracht und er sollte die Suppe selbst auslöffeln. Es ist nicht sein Wille, dass er von der Sozialbau weggeht und einer der drei Geschäftsführer des Stadterneuerungs- Fonds wird. Auch nach dem Antritt seines neuen Amtes ist er noch des Öfteren im Sozialbau- Gebäude zugegen, und anlässlich eines solchen Besuches sagt er zu mir "Kommen Sie zu mir in den Fonds" und gibt mir einen Termin.

Wie erwartet bietet er Arbeit an. Ich solle außer den Geschäftsführern und ihren Sekretärinnen der erste Angestellte des Fonds sein. Alle Förderungs- Ansuchen um Altbausanierung - Förderung sollten über meinen Schreibtisch laufen. Zusätzlich bietet er mir an, meine Mitarbeitenden selbst aussuchen zu dürfen. Gehalt: wie bei der Sozialbau, „nur ein bisschen mehr“. Aber: "Sie können alles zu mir sagen, nur nicht NEIN. Wenn Sie nein sagen, dann werden Sie es spüren."

Ohne, dass ich zugesagt hätte. wird mein Eintreten in den Fonds bereits den anderen beiden Geschäftsführern, die vorher bereits grundsätzlich mit meiner Person einverstanden gewesen waren, bekannt gemacht, und, da eine Zusage meinerseits offenbar vorausgesetzt wird, sogar schon den Sekretärinnen.

Ich informiere Wolfgang Gräsel umgehend von dem Angebot. Der sagt: "Tu, was du glaubst. Wenn du um weniger als das eineinhalbfache deines hiesigen Gehaltes dorthin gehst, wäre ich von dir enttäuscht."

Ich habe dieses Angebot, trotz der nötigen Art der Präsentation, gut zu überlegen. Sollte ich das Team von Freundinnen und Freunden verlassen? Beruht die gemeinsame Stärke nicht gerade auf diesem Team? Bin ich beim Fonds sozial abgesichert? Wie lange wird es diesen Fonds geben? Und was würde mir passieren, wenn ich wirklich "Nein" sagte?

Ich spreche mit dem Idi, "Wenn ich nicht hingehen will, muss ich den Hofmann dazu bringen, selbst nein zu sagen."

Beim Fonds wird, wie gesagt nicht auf eine ausdrückliche Zusage gewartet. Auf einer Geschäftsführersitzung am nächsten Tag um acht Uhr soll meine Anstellung formell beschlossen werden.

Da bekomme ich es mit der Angst zu tun. Von der Gebietsbetreuung Ottakring aus rufe ich um halb neun mitten in dieser Sitzung den Magister Hofmann an und sagt ihm: "Ich komme zu Ihnen, ich verlange aber mehr, als Sie mir geboten haben". Hofmann, den das Ganze mitten in der Sitzung recht peinlich gewesen sein muss, sagt von sich aus ab.

Die nächsten Tage hat der August Fröhlich mit dem gleichen Angebot, wie ich es hatte, zu kämpfen. Nach einigem Hin und Her sagt er zu. Doktor Herbert Ludl, der neue Generaldirektor der Sozialbau, zeigt sich erfreut über das Bleiben des Verfassers.

Kurze Zeit später bin ich auch formell Abteilungsleiter von gut zwei Drittel der Stadtprojekt.

Rückblickend hege ich oft und oft Zweifel, ob es nicht besser gewesen wäre, zum Fonds zu gehen. Es wäre die logische Fortsetzung meiner Arbeit am Wohnhaussanierungs-Gesetz gewesen. Was wäre anderes aus mir und was wäre anders beim Fonds geworden? Aber auf solche Fragen kann es keine Antwort geben.

1986 - Der Platz mit der Wasserader

Das stetige Wachstum des Teams bringt es mit sich, dass es im Sozialbau-Gebäude bald zu wenig Platz hat. Die Lösung ist ein Ausbau des Dachbodens. Nachdem Wolfgang Gräsel auf Franz Fischerlehner's Frage, wie viel das koste, meint, „1.500 Schilling pro Quadratmeter“ und ich, „es würde schon 2.000 kosten“, - beides sehr taktische Zahlen, - erhalten wir auch die Genehmigung dazu.

Wolfgang Gräsel's neuer Raum, das Sekretariat und das Besprechungs- Zimmer mit den drei Fenstern in Fußbodenhöhe, entstehen. Daneben gibt es den Abstellraum, der später unser erstes Planungsbüro wird und vier Kämmerchen für die Bautechniker. Von einem dieser Kämmerchen handelt diese Erinnerung.

Der erste, der einzieht, ist der immer sonnige Ingenieur W. Er ist blond und ist der Einzige, der den Sekretärinnen immer Blumensträuße mitbringt. Seine Aufgabe ist die örtliche Bauaufsicht für Neubauten. Anfangs scheint alles sachkundig vor sich zu gehen. Doch bald beschwerten sich Firmen über nicht bezahlte Rechnungen. Diese Rechnungen finden sich dann gesammelt und ungeprüft im Korpus von Herrn W.'s Schreibtisch. Sie trennen sich einvernehmlich.

Dann kommt der Ingenieur Lackner. Der wirkt seriös und er ist es auch. Leider steht er gerade im 39. Lebensjahr. Dies ist deshalb etwas Besonderes, weil die Gemeinde Wien nur Leute als neue Beamte einstellt, die noch nicht Vierzig sind. Ingenieur Lackner hat sich nicht nur bei ihnen beworben, sondern auch bei der Gemeinde. Sie hatten schneller reagiert. Die Gemeinde hat aber dann auch reagiert.

Herr Lackner ergreift, wie Alle verstehen, seine Chance. Wahrscheinlich ist die kurze Arbeit bei diesem Team eine gute Referenz. Denn Ingenieur Lackner kommt sofort zur Gebietsbetreuung im Karmeliterviertel im zweiten Wiener Gemeindebezirk.

Der nächste, der in dem Zimmer einzieht, ist der Ingenieur Pipek, ein großer, kräftiger und gemüthlicher Burgenländer. Einige Wochen ist er bei ihnen, bevor er draufkommt, dass er sich lieber selbständig machen sollte. Das ist er heute noch, und wie wir hören, mit Erfolg.

Ersatz ist der Ingenieur E. Er hatte mit einer privaten Baufirma in Niederösterreich Schiffbruch erlitten und unerfüllte Forderungen laufen ihm nach. Er ist ein netter Kollege mit einem gesunden Humor, und scheint schon deshalb gut in ihr Team zu passen. Wochenlang plagt er sich mit den Leistungs- Verzeichnissen für die Sanierung von drei Wohnhäusern in der Lustgasse. Dann kommt der Termin, wo sie aufgelegt werden sollen.

Werner Scharf schaut sich die Leistungs- Verzeichnisse durch. Die Folge ist, dass die vier bewährten Bautechniker, der Werner selbst, der Viktor, sowie die beiden zwischenzeitlich dazugekommenen, der lange, dünne Robert Vogler und der gemüthliche Toni Sorger, der immer nur die wichtigen Sachen sagt, - dass also diese vier ein ganzes Wochenende im Büro verbringen. Jeder nimmt sich einige Gewerke her und am Montag ist eine wenn schon nicht gute, so doch ausreichende Ausschreibung schreibfertig.

Es gibt also wieder, - bei ihnen bisher ganz unüblich, - eine Trennung im Einvernehmen. Bis jetzt hatte sich die Gruppe dadurch ausgezeichnet, dass ihre

Mitglieder lange „dabei“ bleiben. Dies trifft auch weiterhin zu, bis auf jene Personen, die in jenem Zimmer arbeiten.

Das nächste Gastspiel gibt der „Heini“, ein älterer Herr, den sie von einer großen Baufirma übernommen hatten. Der Heini ist einige Zeit später gar nicht unglücklich, in Frühpension gehen zu können. Die täglich nötigen Entscheidungen auf seiner Neubau-Baustelle waren nicht ganz das, was er gesucht hatte.

Bereits gewarnt, dass mit dem Raum vielleicht etwas nicht stimmt, setzt sich zwischenzeitlich der Diplomingenieur Hans Nevital in jene Kammer. Er und ich, wir beginnen bereits zu glauben, dass in diesem Raum eine „geoästhetische“ Störzone spürbar war. Wir glauben auch, zu wissen, wo genau. Der Hans drängt sich daher in einen ganz unfunktionellen Platz neben der Tür. Es ist ihm tatsächlich möglich, die Auswirkungen des Raumes heil zu überstehen. Er zieht ins neue Planbüro in die Lindengasse 26 um. Bald danach erhalte ich seinen Anruf: "Ich will nicht mehr, ich kann nicht mehr, ich geh!". Er geht heim und kommt nie wieder.

Den freiwerdenden Platz in der Kammer hatte inzwischen ein Mitarbeiter übernommen, der hier nicht genannt werden soll. Er hatte schon vorher mit der Fertigstellung seiner Arbeit Schwierigkeiten gehabt. Nachdem er einem Kunden andere Planer mehr ans Herz legt, als das eigene Unternehmen, ist es mit der Zusammenarbeit auch vorbei.

Danach wird das Zimmer nicht mehr besetzt. Einige Zeit steht dort ihr erster Personal-Computer, der „PC 1“. Auch dieser bekommt bald seine Probleme, dient noch fallweise zum Lernen und wird dann entsorgt.

Schlussendlich richten sie den Raum als Besprechungs- Zimmer ein. Zum Glück müssen sie dort nicht viel besprechen, da sie bald darauf alle in die Lindengasse 26 umziehen. Ich weiß nicht, wozu der Raum jetzt dient. Ich möchte es auch gar nicht wissen.

1987 - Susanne bleibt über

Was Rückschläge betrifft, fällt mir immer zuerst diese Geschichte ein:

Nach anfänglichem Zögern stürzen sich im Jahr 1987 plötzlich die Hauseigentümer und Gebäudeverwalter massenhaft auf die Förderungsmittel. Im Oktober dieses Jahres gibt es bereits um ein Vielfaches mehr Anträge, als jährlich gefördert werden kann.

Ich meine damals, „wir sollten deshalb gar keine neuen Altbausanierungs- Projekte mehr annehmen“. Nur zu gerne lasse ich mich aber von der Meinung von Gräsel, Scharf und Friedler überzeugen, dass nicht gebremst werden soll, sondern dass ganz im Gegenteil die nächsten paar Monate möglichst viele "Förderungs- Empfehlungen", -wie das damals hieß, - erzielt werden sollen.

Sie schätzten ihre Möglichkeiten, beim Stadterneuerungsfonds eine bevorzugte Behandlung zu erzielen, übertrieben optimistisch ein. Auch die Beschäftigung des Sohnes eines der dortigen Direktoren hilft nichts.

Ein halbes Jahr später kommt die Ernüchterung. Jetzt wissen wir, auf die Förderung mancher Sanierung würden wir jahrelang warten müssen. Die förderbaren Honorare sind gekürzt, die Anforderung an Unterlagen hingegen erhöht. Die Kalkulationen stimmen nicht mehr.

Die Konsequenz: Notprogramm! Die von mir entwickelten „K“- Kalkulations- Blätter zeigen: Sparen wo es geht! Keine neuen Altbau- Sanierungen mehr! Neubau- Aufgaben akquirieren! Verkleinern der Zahl der Mitarbeitenden!

Die nächsten zwei Jahre sind gekennzeichnet von des Idi's Rechnereien, ob das Team im nächsten Monat die Gehälter überhaupt noch zahlen kann und von der Bemühung aller, die Zahlungsmoral der Auftraggebenden in Schwung zu halten.

Die Berechnung ergibt: Fünf Leute weniger, dann können wir uns selbst wieder leisten. Ingrid, die schon länger weg will und nur noch dabei war, weil sie bei Selbstkündigung keine Abfertigung bekommt, ist plötzlich ihr Wunsch nach einvernehmlicher Trennung erfüllt. „Sowieso“-Trennungen in drei weiteren Fällen kommen gar nicht ungelegen. Eine fünfte „sowieso“-Trennung gibt es nicht.

In Ottakring arbeitete damals als Sekretärin die Susanne Reppé. Susanne hat ein volles, immer strahlendes Gesicht mit großen Augen und einer Mähne von braunen Haaren rundherum. Zusätzlich ist sie an allem, was die Gebietsbetreuung betrifft, von sich aus interessiert; und kümmert sich nicht nur um Ablage und Schriftverkehr.

In der Gebietsbetreuung Ottakring gibt es damals "Lagerkoller". So etwas kommt in den Außenstellen immer wieder vor, wo vier oder fünf Leute zusammenarbeiten, meistens in einem Raum. Timo ist gegangen und nun selbständig. Christian Schick als neuer Leiter ist in - objektiv gesehen - sinnlose Streitigkeiten mit Ursula Licka geraten. Etwas später ist durch Neuverteilung der Aufgaben das gute Klima wieder hergestellt. Zu jener Zeit aber gibt es dicke Luft. Die Leute in der Gebietsbetreuung schließen sich eher der Ursula an. Christian fühlt sich auch von mir im Stich gelassen: "Du unterstützt mich zu wenig!". Eines Tages sagt mir der Christian: "Ich wünsche mir, dass die Roswitha wieder nach Ottakring zurückkommt."

Ich hatte Roswitha Kornhofer beim vorhergehenden "Lagerkoller" zum Günther Stöllberger ins Planungsbüro übersiedelt, wodurch die damaligen Streitereien mit dem Timo mit einem Mal beendet waren.

Da die Susanne erst kurz beim Team ist, kommt sie für die geplante Kündigung am ehesten in Frage. Es ist daher Susanne, die wir damals kündigen.

Auch ich vertrete das damals, und ich glaube damals auch, im Sinne des ganzen Teams. Meine Handlungsweise erscheint mir aber lange als mein größter Fehler. Ohne diese eine Kündigung hätten wir die damalige schwierige wirtschaftliche Lage, meine ich, jedenfalls auch bewältigt.

Susanne sucht lange nach einer Arbeit und wird dann Mieter- Betreuerin im Karl Max-Hof. Als ich sie einmal zufälligerweise auf dem Hubertusdamm treffe, fühle ich mich sehr schäbig.

In der Zeit nachher macht Susanne Reppé Karriere. Sie schreibt ein Buch und sie arbeitet in ihrem Aufgabengebiet „Marketing“ für „GEWOG“ und „Neue Heimat“, parallel dazu auch wieder zu meiner besonderen Freude für mich; - diesmal bezüglich des Meidlinger „Kabelwerk“. Inzwischen ist sie im Magistrat der Stadt Wien mit sehr verantwortungsvollen Aufgaben betraut.

1987 - Wie der Betriebsrat einen Auftrag akquiriert

In der Stadt-projekt gibt es natürlich auch einen Betriebsrat, - wie in der Erinnerung „Die endlose Betriebsversammlung“ berichtet, sogar mit aufgrund „Urwahl“ erstellter Liste.

In der ernüchternden Zeit rund um Susanne Reppé's Kündigung kritzele ich eines Abends einige Zeilen. Es würde mir doch noch erlaubt sein, etwas zu versuchen. Adressat ist der mächtige Vizebürgermeister und Finanzstadtrat Hans Mayr. Inhalt: Die Lage der Angestellten, die in der Warteschlange der Wohnhaus- Sanierungs-Förderung um ihre Arbeit bangen und die Bitte um Hilfe.

Wer soll Absender sein und unterschreiben? Ja, richtig! Der Betriebsrat! Einigermaßen verwundert sehen sich die Drei die Sache an, halten sie für vernünftig, - und weg ist der Brief!

Kurz danach berichtet Wolfgang Gräsel von einem Gespräch mit Hans Mayr. War er allein, war Herbert Ludl dabei, oder war es nur ein passant bei einer Veranstaltung?

Jedenfalls ist zu hören, Hans Mayr habe gebrummt: „Ihr macht's den Meiselmarkt, - und Ruh' ist im Haus.“

Diese Worte reichen damals aus, die Entwicklung von über 40.000 m² Nutzfläche zu vergeben, samt der schwierigen Unterbringung der Stände eines Marktplatzes im inneren eines mangels Wasserdichtheit bereits ersetzten riesigen denkmalgeschützten Trinkwasser- Reservoirs.

Da ist es schon gut, von der Altbausanierung etwas zu verstehen! Die Mitbewerber, - die dem Team damals gar nicht bekannt sind, - sind für Hans Mayr jedenfalls im betreffenden Augenblick nicht gerade erste Adressen.

Jedenfalls ist gemäß meinem Kalender der 19.11.1987 der erste Meiselmarkt- Termin, - anlässlich dessen wir noch gar nicht wissen, was konkret unsere Leistung, - die Leistung der Stadt-projekt, - sein soll und wer uns dafür bezahlt.

Bald ist klar, die Sozialbau, - zu deren Gruppe wir ja gehören, - kann es wegen des großen Anteils an für Gemeinnützige nicht zulässiger Gewerbenutzung gar nicht sein. Zumindest sieht das Herbert Ludl so.

Allerdings: Eine Gesellschafterin der Sozialbau ist die Vienna Insurance Group, zu Deutsch Wiener Städtische Versicherung. Als Versicherung hat sie die gesetzliche Pflicht, einen Teil der Prämien in Immobilien zu veranlagen.

Da bei der Veranlagung von Versicherungs- Prämien das mit der Wohnbau- Förderung verbundene „Veräußerungsverbot“ nicht akzeptabel erscheint, sind die 73 Miet-Wohnungen oberhalb des ehemaligen Wasser- Reservoirs alle frei finanziert.

Jedoch: Auf den beiden Neben- Bauplätzen in der Meiselstraße 8 und in der Nobilegasse 48 kann es geförderte Wohnungen geben, immerhin hier 172 und da weitere 70! Dort investiert jedoch erneut nicht die Sozialbau, sondern die Sparkassen Immobilien-AG der ERSTE Bank und die zur „Städtischen“ gehörende gemeinnützige EGW „Heimstätte“.



Damit hatte die Stadt-projekt auch ihre Auftraggeber! Das Team hat seine Arbeit und bald auch seine Verträge sowie die laufenden Einnahmen. Die Krise ist ein für alle Male vorbei!

Bei der späteren ARWAG mag bereits damals der Gedanke entstanden sein, womöglich durch Ankauf der ganzen Firma Stadt-projekt doch noch an das Projekt „Meiselmarkt“ heran zu kommen. Dies geschieht dann tatsächlich Anfang 1991.

Bild: Der „Meiselmarkt“, - heute noch attraktiver als bei seiner Eröffnung am 26.9.1994

1987 - Der Saisonarbeiter

Einer der aller wertvollsten Mitarbeitern beim Stadt-projekt- Team ist damals der Herbert (Name geändert). Der Herbert arbeitete schon seit vielen Jahren bei ihnen, aber nie lange. Er ist Diplomingenieur der Architektur und ein außerordentlich tüchtiger, einfühlsamer und fleißiger Mensch. Aber er bleibt nie länger als ein halbes Jahr. Er lässt auch mit sich darüber reden, ob er noch einen Monat oder gar zwei anhängt. Er ist da sehr entgegenkommend. Aber für ständig bleiben? Nein! Da hat er schon etwas anderes vor, außerdem braucht er eine Pause und überdies gibt es auch die Arbeitslosen- Unterstützung.

Eine derartige Unstetigkeit einer Person, die schließlich hochqualifizierte Tätigkeiten zu verrichten hat, sollte für ein Unternehmen auf die Dauer nicht akzeptabel sein. Das stimmt aber nicht!

Wir glauben zwar jedes Mal, „jetzt hat uns der Herbert für immer verlassen“. Aber ein paar Monate später kommt der Zeitpunkt, wo furchtbar viel zu tun ist, und niemand dafür da. Und wenn mich zum Beispiel der Werner Beyer dann fragt: "Was sollen wir jetzt machen?" - dann kann ich locker sagen: "Ruft doch den Herbert an!". Wenn dem Herbert erklärt wird, worum es geht; und ihm die Tätigkeit dann auch ein bisschen Freude macht, dann ist fix damit rechnen, dass er binnen einiger Tage wieder da ist. Er wird dann auch stets problemlos angestellt. Für Arbeitgeber ist es ja auch ein besonderes Service, bei Bedarf einen bestens eingearbeiteten Mitarbeiter zur Verfügung zu haben und zu wissen; dass er auf die Dauer den Personalplan nicht belastet. Auf die Weise sind beide Teile zufrieden.

Zu dem Zeitpunkt, da diese Zeilen geschrieben werden, ist der Herbert gerade wieder dabei, das Team zu verlassen. Es wird sicher nicht das letzte Mal sein.

Als ich um einiges später diese Zeilen durchsieht, ist der Herbert schon wieder da. Diesmal, sagt er, sei es auf länger. War aber wieder nicht!

1988 – „Sterbehilfe“ abgewendet

Im „Fünfer“ von Lainz, wird die fünfundachtzigjährige Anna Achazi, - meine Tante Anni, - im Jahr 1988 zur Pflege aufgenommen. Wegen Schwäche und Verwirrungs-Zuständen war das Leben in ihrer Wohnung zusehends unmöglich. Wir hoffen, dass sie sich erholt und bald wieder selbständig leben kann. Ein dortiger Arzt, - ja, wirklich, ein Arzt, - sagt mir, „die wird nicht mehr“. Ich könne mich von ihr verabschieden. Dies kommt mir in Anbetracht ihres Zustands unglaublich vor und mehr als seltsam. Fachlich widersprechen kann ich nicht. Ich bin ja kein Mediziner. Ich muss also etwas anderes tun, um Tante Anni vor dem meines Erachtens keineswegs Unabwendlichem zu beschützen. Es gelingt mir tatsächlich, sie prompt zu mir in die Leopoldstadt, ins Pflegeheim im Augarten verlegen zu lassen. Rasch geht es ihr dort besser. Ich melde sie im Rathaus für das Josef Macho-Haus der Caritas der Erzdiözese in der Laufbergergasse in meinem Wohnviertel am Schüttel an. Wo muss ich nun intervenieren um rasch zu einem Zimmer zu kommen? Beim Pfarrer? Beim Kardinal? Beim Papst in Rom? Nein, - das alles ist gar nicht nötig! Nach ein paar Tagen ist ein Zimmer mit Loggia im ersten Stock bereitgestellt. Bevor sie umzieht, versucht Tante Anni, trotz allem wieder zu Hause zu leben. Nach drei Tagen ist klar: Das ist jetzt nicht möglich. Also zieht sie in das bereitgestellte Loggien-Zimmer.

Ein paar Monate später, - im April 1989, - steht in der Zeitung, drei Schwestern hätten im „Fünfer“ in Lainz Pfleglinge umgebracht. Das wundert mich in Anbetracht des Erlebten gar nicht. Ich erachte es sogar als die Bestätigung meiner Befürchtungen.

Die Tante Anni lebt im Macho-Haus weitere mehr als sechs Jahre in recht guter körperlicher und geistiger Gesundheit, wird zum 90er vom Bezirk geehrt und stirbt am 9. Juli 1995 in ihrem 91. Lebensjahr an Altersschwäche.

1988 - Wie ein neuer Beruf entsteht

Die Roya Heger-Hollnsteiner, - inzwischen heißt sie nur mehr Hollnsteiner, - kannte ich schon lang. Sie ging früher auf den gleichen Badeplatz wie ich und sie spielten im Winter miteinander Tischtennis. Eines Tages fragt mich die Roya, ob ich einen Job für sie wisse. Sie sei gelernte Heilmasseuseurin und übe diesen Beruf auch aus. Aber mit ihren knapp fünfzig Kilo hätte dieser Beruf für sie auf die Dauer keine Zukunft. Außerdem wolle sie etwas nebenher verdienen.

Nun, ich weiß keinen Job, weder anderswo, noch beim Stadt-projekt- Team. Aber ich sage: "Ich muss ein bisschen nachdenken". Ich weiß ja, dass die Roya vorübergehend Kunststofffenster verkauft hat und bei dieser Tätigkeit von Tür zu Tür gelaufen war, um die Kundschaft von der Bedeutung von Kunststofffenstern zu überzeugen. So etwas Ähnliches ist in der Altbausanierung auch erforderlich. Jemand muss den Mieterinnen und Mietern in den Sanierungshäusern erklären, worum es geht, was von ihnen gewollt wird, wodurch sie sich beteiligen können und was dies kostet.

Bis jetzt hatten das beim Team jene Architektinnen und Architekten gemacht, die auch die Planung machten, - die angestellten Architektinnen und Architekten im Team oder beauftragte. Es ist aber ganz offensichtlich möglich, diese Tätigkeit auch von jemand anders machen zu lassen. Eine derartige Tätigkeit im Werkvertrags- Verhältnis ist der Verfasser berechtigt, ihr zusagen. Er sagt: "Ja, ich weiß einen Job für Dich", und erklärt ihr worum es geht. Sie sagt zu.

Wie besprochen, geschieht es auch. Die Architektinnen und Architekten des Teams planen, und die Roya geht zu den Mietenden. Je mehr und je größere Häuser das Team in Arbeit hat, desto mehr braucht es die Dienste der Roya. Bald ist die Roya alleine nicht mehr ausreichend. Es müssen zusätzliche Betreuerinnen und Betreuer aufgenommen werden. Das erscheint allen ganz selbstverständlich.

Auch bei anderen Unternehmen gibt es bald Mieterinnen- und Mieter- Betreuende. Die Gemeinde Wien legte eine eigene Gebührentafel für die „Mieterbetreuung“ an und die „Mieterbetreuung“ wird ganz allgemein als eigenständige Leistung im Rahmen der Altbausanierung anerkannt. Es dauert nicht lang, da gibt es eigene Aufträge der Stadt Wien und des Bodenbereitstellungs- und Stadterneuerungsfonds, nur für die Betreuung der Mietenden.

Die Idee aber, - wir erinnern uns, - ist deshalb entstanden, weil die Roya den Verfasser um einen Job gefragt hatte und er keinen wusste.

Heute ist die Roya Hollnsteiner längst nicht mehr Mietenden-Betreuerin. Sie hat umgelernt, leitete lange die EDV der Stadt-projekt und ist sodann aus der Firma "hinausgewachsen".

Auch der Beruf "Mieterbetreuung" beschäftigt heute längst nicht mehr so viele Leute, wie zur dargestellten Zeit. Aber einige solcher Betreuenden waren bis weit in die ARWAG-Zeiten der neunziger Jahre hinein beim Team ständig im Einsatz.

1988 - Feldversuch für die Superblöcke

Seltsam, - im Endbericht der „Assanierungsgebiet Ottakring“- Forschung des Teams im Juli 1984 ist von der Sanierung der „Superblöcke“ der Gemeinde Wien aus der Zwischenkriegszeit überhaupt noch nicht die Rede, - nur vier Monate vor dem Beschluss des Bundes- Wohnhaussanierungsgesetzes am 27. November 1984!

Auf der abschließenden Arbeitstagung des Forschungs- Vorhabens am 7. und 8. November 1983 im Gartenhotel Altmannsdorf sind immerhin zehn Wiener Politiker anwesend. Sie halten ein Viertel der dokumentierten 28 Vorträge. Landtags- Präsident Hubert Pfoch, Stadtrat Fritz Hofmann, Nationalrat Dr. Sepp Rieder, Bezirksvorsteher Alfred Barton sowie die Gemeinderäte Karl Svoboda, Dr. Hannes Svoboda, Hans Sevcik, Günter Sallaberger, Walter Hofstätter und Gerhard Lustig. Sie alle denken noch nicht an die Förderung der Sanierung von Marx-, Raben- und Washingtonhof!

Allerdings wissen sie, wer sich den Kopf darüber zerbrochen hat! Als Rudolf Edlinger Wohnbau-Stadtrat wird, fällt auch dem Team das Nachdenken darüber auf. Mit 1160 Lambertgasse 11 und 1030 Rasumowskygasse 24 der Stadt Wien war ja das Wohnhaussanierungsgesetz und die „Sockel- Sanierung“ bewohnter Häuser vorweg getestet worden. Geht das auch für „Superblöcke“ mit mehr als 1.000 Wohnungen?

Walter Reiser's „Heimbau“ probiert es gemeinsam mit dem Stadt-projekt-Team in 1030 Lustgasse 6-10 mit 57 Wohnungen. Und dann erörtern die Favoritner die „Gudrunstraße 55-103“ (!) mit dem Team, - Gemeinderat Karl Svoboda, Nationalrat Toni Gaal und Bezirks-Vorsteher Leopold Prucha. Die Anlage mit ursprünglich über 1.000 Wohnungen an den 57 Stiegen ist zwar aus dem Wiederaufbau, - für die „Ausgebombten“, - und nicht aus der Zwischenkriegszeit. Doch die Kategorie ist „C“, wie bei den „Superblöcken“, ohne Badewanne oder Dusche und mit Einzelofenheizung.

Die Anlage ist zum Teil aus dem Bauschutt kriegszerstörter Häuser und aus anderen kreativen Materialien errichtet, - und mit des Architekten Franz Schuster's „Duplex“-System der baulich vorweg genommenen Wohnungs- Zusammenlegungen.

Da gibt's eine Reihe von Problemen zu lösen! Wenn so etwas Kompliziertes gelingt, kann sich die Gemeinde Wien auch über Marx-, Raben- und Washingtonhof trauen!

Und das Team hat erneut einen für seinen Bestand so wichtigen Auftrag!

Zuerst einmal das Organisatorische: Die „Pflichtbesprechungen“ sind bei jedem Bauvorhaben der Stadt Wien die „Vorwirtschaftlichkeits“-, die „Wirtschaftlichkeits“-, und die „Projekt“- Besprechung. Das geht bei Neubauten und das geht in der Lambertgasse, wo von den 11 statt ursprünglich 15 Wohnungen schon 5 leer sind. Das geht aber nicht mit laufend neu dazu kommenden Zusammenlegungen und mit der freiwilligen Kooperationsbereitschaft von Mietenden. Da ändert sich laufend etwas und es ist daher auch laufend etwas zu genehmigen oder abzulehnen.

„Wie wär's mit einer „Projektgruppe“?“ frage ich. Einer Gruppe, die beschlussfähig besetzt ist und die alle paar Wochen zusammentritt? Ja, - eine solche wird wirklich eingerichtet. Und sie funktioniert so gut, dass das System tatsächlich auf Marx-, Raben- und Washingtonhof übertragen wird, - und auf die anderen Höfe auch.

Günther Stöllberger führt ein Zehn-Personen Team. Mit dabei der Siegfried Jeschko, - sein Karriere-Start in Richtung ARWAG Bauträger- Geschäftsführung! Die Roya leitet die Mietendenbetreuungs- Gruppe (siehe die Erinnerung „1988 - Wie ein neuer Beruf entsteht!“). Sie bringen 216 Wohnungsverbesserungen und Zusammenlegungen zustande! Fast ein Drittel der verbleibenden 782 Wohnungen sind auf zeitgemäßen Standard verbessert. Aufzüge, Fernwärme und Fassaden- Wärmedämmung gibt es bei der Fertigstellung im Mai 1992 auch! Und einen neuen Namen: „Emil Fucik-Hof“!

1988 – An der Kreuzung

Es wird Abend und ich warte mit dem Fahrrad bei Rot stadteinwärts in der Alserstraße an der Kreuzung mit der Landesgerichtsstraße. Es ist heute kein Termin mehr. Es steht mir frei, geradeaus weiter nach Hause zu fahren, oder mich vorher im Café „Alt Wien“ an die Theke zu stellen, oder in der nahen Studentensauna in der Laudongasse unter Bekannten zu schwitzen, oder im ebenfalls nahen Stadt-projekt- Büro in der Lindengasse 26 noch einiges fertig zu stellen. Ich bin selbst neugierig darauf, welche Richtung ich nehmen und was ich tun werde. Es wird Grün. Ich biege rechts ab und stelle im Büro noch etwas fertig, bevor ich heimfahre. Ich bin über diese Entscheidung des eigenen Unbewussten nicht nur überrascht. Ich bin erschüttert! Mein Weltbild ist gekippt! Bislang hielt ich „Arbeit“ für etwas Verabscheuenswürdiges, das nach Möglichkeit zu vermeiden ist. Zwölf Jahre Schule und acht Jahre Hochschule hatten mich das gelehrt. Überdies gilt „Arbeit“ doch laut der Bibel als die Strafe Gottes für den Sündenfall. Auch alle „Linken“ reden und schreiben seit je vom „Arbeitsleid“. „Arbeit macht impotent!“ und „Arbeit fördert den Krebs!“ hatte ich selbst als Student gepostet. Als pauschalierter Abteilungsleiter bekomme ich nicht einmal Überstunden ausbezahlt. Wieso gehe ich also freiwillig arbeiten? Offenbar deshalb, weil selbst mein Unbewusstes es für etwas Attraktives hält, in Anbetracht der „Mitfreude“ mit den

Betroffenen bei der geförderten Altbausanierung, - sowie für etwas Nötiges in Anbetracht finanzieller Schwierigkeiten der Stadt-projekt und des Wunsches nach Erhalten der Arbeitsplätze des ganzen Mitarbeitenden-Teams. Mit einem Mal ist das Leben nicht mehr aufgeteilt in das Erstrebenswerte, die Freizeit, und in das Abzulehnende, die Arbeit. Einiges an Zeitdruck ist auch weggefallen, da Sohn Peter bereits Vierzehn und weitgehend selbständig ist. In der Mitte des Lebens, mit 40 Jahren, ist nun alles zu einer Einheit geworden. Das zahlt sich auch aus! Im nächsten Jahr werde ich Einzelprokurist sein, 1991 nach bestandenen Prüfungen sowohl Architekt als auch Baumeister und von 1992 an bis weit über das Pensionsalter hinaus Geschäftsführer.

1988 – Wie die Dummheit schaden kann

Diese Erinnerung zeigt anhand eines Immobilienplanungs- Wettbewerbs allgemein Gültiges zum Thema der menschlichen Dummheit auf, - und wie solche Dummheit Karrieren und Lebensläufe maßgeblich beeinflussen kann. Wie wichtig das Projekt des „Meiselmarkt“ für mich und die „Stadt-projekt“ war, ist unter „1987 - Wie der Betriebsrat einen Auftrag akquiriert“ nachzulesen!

Die „Stadt-projekt“ aus der „Sozialbau“- Gruppe, bei der ich der zuständige Abteilungsleiter bin, hat die Aufgabe, die Wiener 40.000- Quadratmeter- Nutzfläche- Immobilie „Meiselmarkt“ zu entwickeln. Der bestehende Markt soll in das bereits leere riesige gründerzeitliche Trinkwasser- Reservoir übersiedeln und rundherum soll es ein Einkaufszentrum geben, Wohnungen, Büros und Arztpraxen. Für den Bebauungsplan verlangt der Planungsstadtrat Hannes Swoboda einen Wettbewerb geladener Teilnehmender. Der oder die Prämierten sollen dann auch mit der Objektplanung betraut werden. Die Stadt nominiert Wolfgang Brunbauer, damals 42, sich als Architekt gerade selbständig machender Oberbaurat des Magistrats mit „Salz der Erde“- Kunsterfahrung, der mit den Vorstudien betraut war und der daher jenen Wissensvorsprung hat, der eine Berücksichtigung bei der Prämierung nahelegt. Außerdem nominiert die Stadt Günter Feuerstein, damals 63, der 1968 spektakulär aus dem Lehrkörper der TU entfernt wurde, weil er Otto Muehl eingeladen hatte und um den es seit der Siedlung „Linz Hörsching“ 1977 recht still geworden war. Wir nominieren Rudolf Guttmann, damals 42, der sich bei der Planung eines innovativen frühen Holzhausprogramms der Sozialbau bewährt hatte.

Ein Eklat! Günter Feuerstein nimmt die Nominierung nicht an! Er meint, es sei ein abgekartetes Spiel. Wolfgang Brunbauer und Rudolf Guttmann würden seiner Meinung nach beauftragt und er sei bloß das chancenlose „Feigenblatt“. Ich kann den Günter nicht umstimmen. Die Stadt nominiert daher einen Teilnehmer nach, - ausgerechnet den Einkaufszentren-Gegner Rupert Falkner, damals 58, der seine zugunsten des Architektur- Ehepaars Hautmann zurückgestellten Entwürfe für den „Wiener Flur“ im Gemeindebau „Karl Wrba-Hof“ einige Jahre vorher hatte realisieren dürfen.

Wolfgang Brunbauer fühlt sich schlecht behandelt, weil er nicht freihändig beauftragt wird. Er ärgert sich über den Wettbewerb. Und er gibt in seinem Ärger nicht sein mit Magistrat und Entwicklung wohlabgestimmtes Projekt aus den beauftragten Studien ab, sondern ganz etwas anderes. Dieses Andere hat Hochhäuser an den Ecken! Wolfgang Brunbauer hätte ja wissen müssen, dass Hochhäuser wegen des Stadtumrisses nicht zulässig sind, - um den Blick von Schönbrunn's „Gloriette“ nicht zu stören!

Somit kommen Wolfgang Brunbauer und Günter Feuerstein um ihre Prämierungen und um ihre Planungsaufträge. Das wären die Highlights in beiden Lebensläufen gewesen! Aus dem Wikipedia-Lebenslauf des Rupert Falkner jedenfalls knallt der vielfach preisgekrönte „Meiselmarkt“ heraus! Doch mit einem Einkaufszentren- Gegner

ausgerechnet ein Einkaufszentrum zu planen, das war für uns damals wirklich nicht einfach, - doch was hätten wir tun sollen? Um wieviel lieber wären uns Wolfgang Brunbauer und Günter Feuerstein gewesen, die sich beide in völliger Verkennung der Lage selbst aus dem Spiel genommen haben. Schade!

1989 – Scheriff von Mariahilf

Dies ist die Geschichte des Vorfalles vom 27. August 1989, 0:30 Uhr, Ecke Getreidemarkt - Gumpendorferstraße in Wien Mariahilf, zwischen mir als Radfahrer und zwei Streifen-Besatzungen. In dieser Zeit lege ich mich manchmal früh schlafen, stelle den Wecker auf Mitternacht und radle die vier Kilometer in die nahe meinem Arbeitsplatz gelegene Disco „Titanic“, um dort eine oder zwei Stunden zu tanzen. Das Rad ist am Karlsplatz grad so schön in Schwung. Ich gestatte mir, bei der Secession vor dem Bergauf-Stück eine Gelbphase zu überfahren. Die Streifen-Besatzung des BP 71 sieht das. Sie fährt mir nach, obwohl die Ampel inzwischen Rot zeigt. Ich werde angehalten und bekomme eine Organstrafe in Höhe von 100 Schilling. „Muss das unbedingt sein? Ich weiß, es war gelb, doch es ist kein Verkehr und ich brauch das Geld für die Disko Titanic.“ Es musste sein! Leider. Der Beamte sieht, dass ich zwei Hunderter und sonst nichts im Börsel habe. Dann geht es weiter. Die Streife biegt unmittelbar vor mir vom Getreidemarkt links in die Gumpendorfer Straße ein. Ich tue das auch, weil das ist der Weg zur Diskothek. Vorn bei der Rahlgasse steht eine weitere Streife. Dort hält die vor mir herfahrende Streife. Ich winke grüßend. Ein Beamter winkt auch. Ich soll stehenbleiben. Ich stehe nun zwischen den beiden Streifenwagen an. „Was ist?“ – „So, jetzt geben sie mir den zweiten Hunderter!“ – „Warum“ – „Da ist Abbiegeverbot!“ – „Sie sind ja vor mir abgebogen!“ – „Ich darf!“. Nun ja. Der „zweite Hunderter“ ist somit auch weg. Im „Titanic“ konsumiere ich in dieser Nacht eben nichts und sage denen dort, wieso.

Ich schreibe daraufhin den dargelegten Sachverhalt der Präsidialabteilung der Bundespolizeidirektion Wien. Zum Schluss des Schreibens meine ich: „Natürlich soll der Staatsbürger nicht der Polizei blindlings folgen, sondern muss sich erst ein Bild darüber machen, ob er sich richtig verhält. ... Ich meine jedoch, dass ... ein wenig Großzügigkeit am Platz wäre, da leicht, wenn vielleicht unbeabsichtigt, der Eindruck entstehen kann, es würden dem Bürger „Fallen“ gestellt, um Strafgeelder zu erzielen.“ Antwort sind zwei Seiten eines Hofrat Mag. Nachtelberger, in denen mir von Ermittlungen gegen den Beamten berichtet wird und die enden mit: „Sie werden gebeten, das Verhalten des Beamten entschuldigen zu wollen.“

Tatsächlich! Ich werde als Zeuge im dienstrechtlichen Verfahren gegen einen der Polizeibeamten geladen! Er hatte sich ja durch das Ausstellen der Strafzettel selbst überführt, sowohl falsch abgebogen zu sein, als auch das Rotlicht überfahren zu haben. Ich werde informiert, der Beamte habe sich verantwortet, er habe vor dem Abbiegen einen Einsatzauftrag mit dem Hinweis „Hilferuf einer Frau“ erhalten, der das Abbiegen erforderte und der unmittelbar nach dem Abbiegevorgang wieder hinfällig wurde. Er habe nicht in Erinnerung, ob er das Blaulicht eingeschaltet habe.

Hat er nicht! Ich weiß es! Doch ich will seine Karriere nicht ruinieren wegen diesem seinem Blödsinn und daher lüge ich, auch ich könne mich nicht erinnern.

Doch ich mache aus dem Vorfall das Lied vom „Scheriff von Mariahilf“. Anlässlich eines Festes mit Showprogramm des Timo Huber singe ich es dort öffentlich zur Gitarre. War aber auch nicht jener große Erfolg, der mich zu einem Weitertun als Singer-Songwriter motiviert hätte!

1989 - Prüfungen

Am 30.11.1989 ist Ziviltechnikerprüfung. Die Ingenieurkammer hatte vorbereitende Vorträge organisiert sowie ein Plauder-Treffen mit den Prüfern der Kommission, die aus Baudirektor Bechyna, Abteilungsleiter Pohl, TU-Professor Gieselmann und Arch Ottl besteht. Den Ottl, - den kenn ich ja gar nicht! Also wende ich mich an ihn und meine, es sei am besten, er redet über sich selbst: „Was planen sie denn gerade, Herr Architekt?“ „Ich plane Vieles.“ „Wo sind Ihre Schwerpunkte, - im Wohnbau, in Büros, in Sonderbauten?“ „Ich mache das alles.“ „Und was liegt aktuell auf Ihrem Schreibtisch?“ „Versicherungs-Gutachten. Eigentlich mache ich zurzeit nichts als nur Versicherungs-Gutachten.“ Oh je! Mein Insistieren geht nach hinten los! Peinlich!! Also das Beste daraus machen: „Und? Können Sie Zwei-Null verrechnen?“ Damit meine ich das Zweifache des Ziviltechniker-Stundensatzes der Honorarordnung. Arch Ottl versteht mich sofort. „Ja. Es geht noch!“ Er freut sich sichtlich darüber. Also wünsche ich ihm, dass es weiterhin „hinein geht“ bei seinen Auftraggebern. Habe ich ihn nun verärgert? Oder doch nicht? Ich werde es ja sehen bei der Prüfung. Dort stellt er mir folgende Frage: „Sie haben ein Haus mit Erdbebenschäden zu sanieren. Wie errechnen Sie ihr Honorar?“ Er erinnert sich also, dass ich von der Honorarermittlung etwas verstehe. Ich freue mich darüber, vergleiche die Zeitgebühren-Abrechnung mit jener nach Anteilen an der Bausumme zugunsten letzterer und hole mir so ein „Sehr gut“ von ihm. Jahre später treffe ich den Arch Ottl wieder und bedanke mich für seine Frage. Er sieht mich groß an und meint, das sei keine seiner üblichen Fragen. Schau! Da hat er sich bei der Prüfung erinnert, wovon ich etwas verstehe und sich eine extra auf mich und meine ihm bekannten Kenntnisse zugeschnittene Frage einfallen lassen. Oder wollte er es selbst wissen, für seine eigene Tätigkeit? Jedenfalls hat er die Frage wohl kein zweites Mal gestellt und sogar vergessen, dass er sie mir gestellt hatte.

Und die anderen Prüfer? MA18-Abteilungsleiter Pohl will eigentlich nur wissen, wie die Eröffnungsfeier am Meiselmarkt war, an deren Teilnahme er verhindert war. Dann geht er telefonieren, entschuldigt sich dafür sowie auch dafür, dass er mir noch eine Frage stellen muss. Er fragt mich nach seiner eigenen Funktion als Vorsitzender des Fachbeirats für Stadtplanung! Nein, auch er will mich nicht durchfallen lassen! Der Baudirektor stellt als Vorsitzender gar keine Fragen. Ernsthaft geprüft werde ich nur von Reinhard Gieselmann, der auch einer meiner Lehrer auf der Technischen Hochschule gewesen war. Er stellt mir Wissensfragen zu den englischen „Gartenstadt“- Dienstwohnungs-Siedlungen, da er mich als besonders sozialorientiert erlebt hatte und überprüfen will, ob ich auf diesem Gebiet auch sattelfest bin.

Ja, Prüfungen und Beurteilungen! Da bekomme ich beim Hochbau-Entwerfen bei der Vorbenotung durch die Assistenten vier „Einser“ bevor mir der Professor ein „Nicht-Genügend“ gibt, - allerdings nach einigen Verbesserungen der Entwurfsarbeit dann doch auch ein „Sehr Gut“. Derselbe Professor, - Karl Kupsky, - fragt bei der Hochbau-Prüfung im breiten Dialekt „mit was schliassen´s a Kamintürl?“ Ich steige drauf ein: „Mit aan Reiwa!“ „Mit wos fia aan Reiwa?“ „Mit aan Zungenreiwa!“. Trotz aller Warnungen der Assistenten, ich solle mit meinen bescheidenen Zeichnungen des schriftlichen Teils und mit meinem bescheiden Wissen besser nicht hineingehen, verlasse ich das Professoren-Zimmer mit meinem ersten „ausgezeichnet“. Dank der „Dialektik“!

Ja, - und was für den Professor und späteren Stadtrat Rudolf Wurzer ein schwacher Vierer aufs Entwurfsprogramm ist, ist für eine internationale Jury ein hoch gelobtes Siegerprojekt der Architekten, für die ich es als ihr noch studierender Städtebau-Bürochef ausarbeiten darf. Also wundern mich auch nicht die beiden „Zweier“ und das eine, - zum Glück nicht entscheidende, - „Nicht-Genügend“ auf meine Dissertation im Jahr 2025.

1989 – Selbständig oder angestellt?

Wohnungsstadtrat Rudolf Edlinger fragt mich, ob ich die künftige „Gebietsbetreuung der Stadterneuerung“ im Wiener Bezirk Brigittenau übernehmen möchte. Gedacht ist an eine Beauftragung als selbständiger Architekt, honoriert mit drei Millionen Schilling im Jahr. Das wäre in heutigem Geld etwa eine halbe Million Euro, - den Index der Verbraucherpreise berücksichtigend. Da gingen sich wohl zwei Fachkräfte und ein Sekretariat aus! Wäre also ein durchaus überlegenswertes Angebot. Ich beantworte die Anfrage jedoch spontan und dankend: Ich möchte bei der „Stadt-projekt“ bleiben. Ich meine nämlich, dass ich dort, - als angestellter Abteilungsleiter in der Sozialbau-Gruppe, - für Wien mehr beitragen kann, als wäre ich ein Freiberufler. Mit der „Gebietsbetreuung“ in der Brigittenau wird sodann Helmut Eisenmenger beauftragt, - für einen geringeren Betrag.

Ich hatte gerade eben erst die Ziviltechnikerprüfung abgelegt und die Befugnis eines Architekten angemeldet, die das Ministerium im Februar 1990 erteilt. Natürlich denke ich über die Selbständigkeit nach, - in dieser Zeit aus der wirtschaftlichen Lage eines Alleinverdieners mit jugendlichem Sohn und ohne Rücklagen. Als Architekt wäre ich Dienstleister und könnte über die Büroeinrichtung hinaus kein betriebliches Anlage-Vermögen aufbauen. Ich wäre dem Risiko der Auftragslage ausgesetzt und im steten Wettbewerb mit Mitbewerbenden. Bei Wirtschaftskrise und Bauflaute wäre es mit den Aufträgen schneller aus, als in anderen Sparten. Sinn machte so etwas nur in Verbindung mit stabiler Geschäftstätigkeit in anderen Fachgebieten. Etwa im Export-Import- Handel mit edlen Baumaterialien, die die Kundschaft günstig beziehen kann, wenn sie mein Architekturbüro beauftragt: Handel ab Kinshasa, Rotterdam und Rio! Wie ich das bei der Muehl-Kommune gesehen habe! Oder Geschäftstätigkeit in der Gebäudeverwaltung, wo ich meinem Architekturbüro Aufträge der Sanierungs- und Dachausbauplanung zukommen lassen kann. Meines früheren Chef's Erwin Christoph's Gattin besaß ja eine Gebäudeverwaltung. NUR Architekt sein, - das sehe ich damals und sehe es auch heute als viel zu riskant an.

Außerdem habe ich erlebt, wie viel ich als Angestellter bewirken kann, wenn ich mich nur geschickt anstelle! In der dritten Hierarchiestufe der Sozialbau-Gruppe kann ich im Weg des Verfassens eines Wohnbauforschungs-Berichts ein so wesentliches Bundesgesetz wie das Wohnhaussanierungsgesetz gestalten. Ohne die Einflüsse aus meiner Abteilung der „Stadt-projekt“ wäre Vieles bei der Altbausanierung in Wien anders verlaufen. Auch bei Neubauanlagen mit Nutzungs-Mischung, wie zum Beispiel dem Meiselmarkt, - der gerade im Jahr 1989 in seinem entscheidenden Planungsstadium ist. Ohne meinen Einfluss hätte sich auch die „Planabteilung“ der „Stadt-projekt“ ganz anders entwickelt, aus der vier Jahre später die „ARWAG Pro“ und sieben Jahre später die „ARWAG Bauträger“ werden sollte.

Meine Meinung gilt auch heute noch: Bei gleicher Intensität des Einsatzes und bei gleicher fachlicher Versiertheit sind Angestellte in nennenswert großen Betrieben, die nicht Einzelpersonen gehören, viel selbständiger, als Selbständige! Sie können für die Gesellschaft auch weit mehr bewirken und schlafen letztendlich auch ruhiger, weil die Gefahr eines wirtschaftlichen Abstiegs in Angestelltenverhältnissen wohl auch geringer ist, als in der Selbständigkeit, - ebenso wie die Gefahr der Überschuldung. Zum Glück hatte ich mein Berufsleben lang nie eine Stechuhr zu bedienen und war zumindest in den letzten Jahrzehnten vor dem Ruhestand in der Hierarchie unter jenen, deren Gehalt pauschaliert ist und nicht von fixen Arbeitszeiten und Stechuhren bestimmt. Wie auch in der Selbständigkeit führt das in der Praxis des Arbeitslebens zu Arbeitsstunden weit über dem Kollektivvertrag, - doch freie Zeiteinteilung hat eben auch ihren Wert!

1989 – Flaktürme

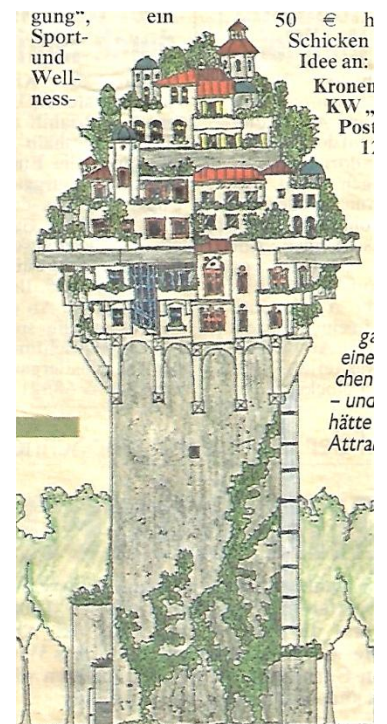
Die Freude an einem harmonischen Gesamtbild aus dem Nebeneinander individueller Gebäude, - wie ich es aus Hallstadt, Santorin oder Orvieto kenne, - mit zeitgemäßer Gebäudetechnik und Leistbarkeit zusammen zu bringen, - das sehe ich als eine meiner Aufgaben in der gemeinnützigen Immobilienwirtschaft. Das gebaute Gegenteil eines solchen harmonischen Miteinanders, - das sind die sechs riesigen Flakturm-Bunker in Wien. Bedrohliche Hässlichkeit! Da in der Nähe der beiden Türme im Arenbergpark aufgewachsen und als Kind oft dort gespielt, sind sie für mich stets gegenwärtig.

Ich denke damals, die riesigen Flakturm-Bunker durch sichtbar demokratisch-vielfältige Strukturen mit gigantischer Aussicht über die Stadt hinweg gleichsam "überwuchern" zu lassen, als Hotel, mit Wohnungen oder sogar als Konzernzentrale, - besonders die beiden im Augarten und die beiden im Arenbergpark. Ich besorge mir die Pläne der Türme und zeichne das auf. Schaut aus, als läge das berühmte Dorf „Oia“ nicht auf Santorin, sondern es bedeckt die oberen Teile eines Wiener Flakturms. Statisch geht das ja, - nicht einmal sonderlich teuer. Eine unterirdische Verbindung mit der jeweils nächsten Straße samt Tiefgarage macht die nötige Erschließung unterhalb der Parkanlagen unsichtbar. Die ARWAG würde gern in das Projekt investieren und zumindest die Strabag würde es gern bauen. Wohnbau-Stadtrat Rudolf Edlinger allerdings will nicht an NS-Themen anstreifen und sagt mir "nein!", als ich ihm es unter vier Augen zeige. Damit ist es mir auch nicht möglich, die Idee zu publizieren, - es ist ja bekannt, dass ich zur ARWAG gehöre.

Was also tun? Eine Idee: Die Zeichnung mit einer erfundenen Geschichte an die „Kronen Zeitung“ senden, die damals gerade in ihren Wiener Ausgaben Ideen für die Flaktürme sucht. Ich schreibe also, ich sei der Trafikant von Zwölfaxing, - ein Ort in Niederösterreich nahe der Stadtgrenze, - dessen Namen ich aus dem Telefonbuch abschreibe. Und ich hätte in einem Papierkorb die beiliegende Zeichnung gefunden. Das wäre vielleicht für die „Krone“ interessant! Da ja Niederösterreich, würde der Trafikant seinen Namen in der ihm zugestellten Ausgabe der „Krone“ nicht finden können und die missbräuchliche Verwendung seiner Identität gar nicht merken! Schlaue! Oder?

Tatsächlich! Die „Krone“ macht einen ganzseitigen Artikel draus (Bild), samt der Geschichte, und sie lobt die Idee. Die Zeichnung wird dann auch zusammen mit ausgewählten anderen Vorschlägen im „Museum der Stadt Wien“ ausgestellt. Natürlich ohne Widerhall. Die Stadt will ja nicht! Auch eine anerkennende Erwähnung bei einem deutschen Betonbau-Preis gibt es und die Zeichnung taucht in Deutschen Fachmagazinen auf.

Inzwischen sind um die vier Jahrzehnte vergangen. Die Flaktürme gibt es leider noch immer. Nur jener mit dem „Haus des Meeres“ im Esterhazypark ist heute intensiv genutzt und halbwegs gefällig gestaltet. Die lange ungeschützte Bewitterung der anderen hat dem Beton jedenfalls nicht gutgetan.



1989 - Vom Aufguss-Wart zum Immobilien- Chef

1986 bis 1989 macht das Team vor allem Altbau- Sanierungen. Zwar gibt es entgegen den ersten Ankündigungen keine "Kontingente" für sie bei der Altbau-Förderung. Zwar gibt es den geschilderten Rückschlag in der Warteschlange der Förderungen. Zwar gibt es auch ein "schwarzes Loch" bei den Auftragseingängen. Zwar passen sie, um

das „Loch“ zu schließen, ihren Standardvertrag mehr den Kundschafts- Wünschen an, als ihren eigenen. Aber Dank der Partnerschaft mit der damaligen "Zentralsparkasse und Kommerzbank Wien" haben sie doch bald rund dreißig Projekte in Arbeit, darunter den Meiselmarkt.

Dabei kommt dem Team der Stadt-projekt zugute, dass es von den Studentinnen und Studenten der Technischen Universität damals nicht als „Firma“ oder als „Architekturbüro“ im herkömmlichen Sinne angesehen wird.

Für ihre Art der menschenfreundlichen Sanierung in kollegialem Team lohnt es sich, sich einzusetzen! Es herrscht ein, - sonst unbekanntes, - Vertrauen zwischen Allen, - auch zwischen den angestellten Angehörigen des Teams und den frei Mitarbeitenden. Gibt es keinen Platz im Büro, arbeiten die Studierenden eben zu Hause an den Plänen und verrechneten dann die Stunden. Es gäbe jede Möglichkeit, das Team anzuschwindeln. Ich bin mir aber ziemlich sicher, dass das nie der Fall ist.

An diesem Dienstagabend im Jahr 1989 ist es mir jedoch nicht möglich, Jemand für dringend benötigte Planzeichnungen zu finden. Im Team sind Alle ausgelastet. Es gibt keine Anfragen um Arbeit. Niemand von den studierenden Mitarbeitenden kennt Arbeitssuchende. Es gibt auch keine Annoncen in den einschlägigen Medien. Was also tun? Ich gebe auf. Morgen ist ja auch noch ein Tag! Ich radle in die selbstverwaltete Studenten- Sauna, die es bis 2018 im Adolf Schärff- Heim in der Laudongasse gibt. Dort dürfen auch Alt- Akademiker hin, - sie müssen nur etwas mehr bezahlen.

Vom dem, - mir bisher unbekannt gewesenen, - jungen Studenten aus dem Heim, der heute der Saunawart ist, bekomme ich die Eintrittskarte. Der Student ist hörbar Kärntner.

Wem das Herz voll ist, geht der Mund über. Also erzähle ich dem Studenten von meinem Leid. Ich finde keine Architekturstudierenden zum Pläne-Zeichnen.

Der Saunawart meint, er sei selbst Architekturstudent.

Suche er Arbeit?

Eigentlich habe er bereits Arbeit gefunden. Er solle in ein paar Tagen in einem Architekturbüro anfangen. Aber dort sei es irgendwie komisch.

Ob er nicht bei der Stadt-projekt anfangen möchte?

„Ja, warum denn nicht, wäre vielleicht besser. Was wird gezahlt?“

„Hundertzwanzig Schilling für die Stunde.“

„Das ist in Ordnung. Ich könnte dem Architekturbüro ja auch noch absagen.“

„Also gut. Donnerstag um Neun. Ist das recht?“

„Ja, das ginge.“

Dach einigen Runden Aufguss durch den Gesprächspartner, Kaltwasserbecken und Ruheraum verabschiede ich mich.

„Also Donnerstag 9 Uhr!“

„So schnell geht das bei Euch?“

„Ja, so schnell geht das bei uns! Wie ist Dein Name?“

„Gerhard Moser“.

Bald ist der Gerhard Jener, der die besonders heiklen Aufgaben bekommt. Er löst sie alle. Ob er nicht ins Angestelltenverhältnis möchte? Jahrelang wehrt sich Gerhard Moser gegen das Weniger an Freiheit, das mit dem Angestelltenverhältnis verbunden ist. Als Diplomingenieur mit zwei Kindern zu Hause sagt dann endlich doch zu.

Viele Jahre später wird Gerhard Moser der Reihe meiner Stellvertreterinnen und Stellvertreter in der Stabstelle „Projektentwicklung“ der ARWAG Holding-AG nachfolgen. Diese Reihe besteht aus der Friederike Hofer, dem Siegfried Jeschko, dem Stefan Jainöcker, der Andrea Steiner, der Katja Wilfinger und zuletzt dem

Gerhard Moser. Seit meiner Alters-Pensionierung in der ARWAG im April 2013 ist nun der Gerhard der Leiter!



Bild: Gerhard Moser und ich jeweils ganz außen auf diesem Bild in Prag im Jahr 2011

1989 - Was verbirgt sich hinter dem Gräsel?

Es ist Sommer, und ich lade das ganze Team zu einem Fest beim Wolfgang Veit ein. Der Wolfgang Veit war früher Mitarbeiter der Arbeiterkammer und betreibt zu dieser Zeit unter dem Namen "Club International" ein Mittelding aus Kaffeehaus, Disco und Gastarbeitenden- Beratung in Ottakring.

Im Hinterzimmer wird ein Buffet aufgebaut und dann kommen die Leute des Teams, sommerlich gekleidet, in Leibchen, Shorts und Jeans. Manchmal sind es schon ziemlich abgerissene Jeans. Viele sind auch sommerlich braun gebrannt. Das Ganze sieht eher aus wie eine Zusammenkunft von Strandschläfern, als wie eine Betriebsfeier.

Die Feier dauert bereits einige Stunden, da kommen zwei Leute herein, die nicht dazugehören. In der Vorderstube ist kein Platz mehr, also weist sie der Wolfgang Veit nach hinten.

Der Verfasser kennt sie. Der eine ist Theodor Österreich, der Direktor des Verbands gemeinnütziger Bauvereinigungen Österreichs. Der andere ist Karl Wurm, der damalige Sekretär der Niederösterreichischen Arbeiterkammer und spätere Vorsitzende des Vorstandes des Verbands Gemeinnütziger Bauvereinigungen Österreichs. Zwei respektable Persönlichkeiten, beide noch jung und beide umgänglich.

Ich stehe also auf und begrüßt die Beiden. Sie sind etwas verwundert, mich in einem solchen Kreis und in der Kleidung, die ich an habe, zu sehen, begrüßen mich aber herzlich. Dann fragen sie mich:

"Wer sind die Leute da?"

„Das“, sage ich, "ist die Stadt-projekt!"

Einige Momente lang ist es still. Dann sagt der Theodor Österreich: "Also DAS verbirgt sich hinter dem Gräsel!"

Das gediegene und seriöse Auftreten des Wolfgang Gräsel hatte es mit sich gebracht, dass der Theodor und der Karl ganz automatisch erwarten, "hinter ihm" könne es ebenfalls nur Gediegenheit, weiße Hemden und Selbstbinder geben.

Dieses "Aha-Erlebnis" ist aber ein durchaus positives. Die Beiden setzen sich dazu und bald entdeckt der Karl, dass der, - leider nicht lange danach plötzlichem Herztod erlegene, - Hermann Simböck aus der gleichen Gegend in Oberösterreich stammt, wie er selbst.

Der Hermann hat die Geige mit und bald singen sie zusammen oberösterreichische Lieder. Die Lieder, die die beiden kennen, haben allesamt originelle Texte. Es ist ein netter Abend, - und die Entdeckung des Theodor und des Karl macht sich offensichtlich für sie bezahlt.

1990 - Casting für Manager

Jahr 1990. Die „Eisernen Vorhänge“ sind offen. 150.000 Menschen mehr sind in Wien, als noch vor kurzem für möglich gehalten. Fritz Hof, nun Leiter der „Gebietsbetreuung Meidling“ zeigt dem Verfasser Wohnungsannoncen. 140 Schilling für den Quadratmeter Meidlinger Altbauwohnung werden auf dem privaten Markt verlangt! Das sind umgerechnet über zehn Euro! Und das im Jahr 1990!

Mit einem Mal ist nicht mehr die Altbausanierung das Hauptproblem Wiens. Der Fokus liegt auf Entspannung der Nachfrage durch große Mengen an Neubau. Stadtrat und Vizebürgermeister Hans Mayr stellt mit der Anlagenserie „Wohnen und Arbeiten“ die Weichen. In absehbarer Zeit werden mehr als zehntausend geförderte Wohnungen alljährlich fertig. Ab August 1990 gibt es zu diesem Zweck die ARWAG Holding-AG, in der die Vorläufer- Unternehmen der „Gruppe Schiffamtsgasse“ vereinigt sind.

Die Altbausanierung läuft in Wien, - verglichen mit früher, - „wie von selbst“, - und das so gut, so menschlich und so sozial, wie nirgends sonst wo auf der Welt.

Seit der mangelhaften Abstimmung mit Wolfgang Gräsel wegen der acht Neu-Aufnahmen, wie in der Erinnerung „1986 - die endlose Betriebsversammlung“ geschildert, ist die Stadt-projekt für Herbert Ludl keine Notwendigkeit mehr. Er denkt, sie zur Gänze abzustoßen. Vertraulich verrät er später sogar seine Verkaufs-Kalkulation.

Wolfgang Gräsel ist keineswegs dagegen. Er denkt an mehr Dispositionsfreiheit außerhalb von Herbert Ludl's Einflussgebiet. Daher organisiert er Präsentationen. Die Stadt-projekt und ihr Team stehen zum Verkauf!

Am Mittwoch 4. Juli 1990 dürfen sich Werner Scharf für die Bauführung, Hans Friedler für die Finanzen und ich für die Projektentwicklung im Rahmen eines „Casting“ mit Kurz- Referaten dem Wien Holding- Direktor Stadler und seinen Leuten präsentieren. Die Wien Holding bedankt sich für die Vorstellung und nimmt sie nicht.

Im Oktober lädt ein Magister Franz Hauberl, seit August ARWAG Holding- Vorstand, den Wolfgang Gräsel und mich, - seit Juli Stadt-projekt Einzelprokurist von Herbert Ludls Gnaden, - zum Mittagessen in ein Innenstadt-Lokal.

Franz Hauberl aus dem Bereich der Bank Austria, - im Jahr 2009 früh verstorben, - ist ein wendiger und schlauer Manager. Er sieht in seinem eigenen Bereich einen Mangel an qualifizierter Technik in Anbetracht der gewaltigen Aufgabe.

Anlässlich eines „Finanz-Heurigen“ Ende November ist zu hören, Hans Mayr und ARWAG- Generaldirektor Adolf Holper hätten zugestimmt, die Stadt-projekt zum wohlfeilen Preis laut Herbert Ludl zu erwerben. Eine Unternehmens-Gruppe mit insgesamt rund 45 Angestellten übernimmt eine weitaus größere Firma!

Bei der Stadt-projekt- Weihnachtsfeier 1990 sitzt Franz Hauberl bereits unter den Leuten des Teams. Die Betriebsräte sehen den neuen Gesellschafter skeptisch, - sind sie ja Arbeits-Konflikte mit neuen Direktoren gewohnt (siehe die Erinnerung 1986 – Die endlose Betriebsversammlung). Anfang Jänner 1991 ist die Stadt-projekt von der ARWAG Holding-AG übernommen. Für die Belegschaft ändert sich vorderhand nichts. Alle sind sie wie vorher in der Lindengasse 26 an der Arbeit.

Allerdings: Der Niki Lauda sucht für seinen Tourismus- Partner Vasilis Varvaressos eine Liegenschaft für ein größeres Bürohaus als jenes in der Jaquingasse. Er wird vom Wirtschaftsförderungs-Fonds auf die Grundstücke der U-Bahn- Baustelle der Stadt Wien Ecke Schachthausgasse und Markhofgasse hingewiesen und, - ob von der Bank Austria oder von jemand anders, das frage ich mich bis heute, - auf die Stadt-projekt für Projektentwicklung und Planung.

Bald, nachdem ich und meine Kollegen von der Brüstung der „Jaquingasse“ auf den Botanischen Garten herunterblicken dürfen, gibt es wirtschaftliche Schwierigkeiten dort. Macht nichts, - weil die ARWAG braucht ohnehin ein neues Bürogebäude, in dem alle Abteilungen von der Stadt-projekt, vom Zuwanderer-Fonds, von der Migra und von der ARWAG selbst zusammen ziehen können.

Ein von der Stadt Wien unkoordiniert auf dem Bauplatz verlegtes Straßenbahngleis führt zum Abtausch der vorgesehenen Liegenschaft mit jener am nächsten Eck. Nach diesem Hin und Her stelle ich in den Semesterferien täglich nach dem Schilaufen in Lackenhof am Ötscher im Bett die Knie auf. Ich entwerfe und zeichne im Maßstab 1:200 das Büro-, Wohn- und Geschäftshaus Würtzlerstraße 15, die Heimstatt für die kommenden Jahrzehnte.

Bild: Meine Karikatur zeigt Lindengasse- Betriebsrats- Vorsitzenden Fritz Hof der an der Kette des Betriebsrats der Schiffamtsgasse.



1990 - Ist etwas anders?

Werner Scharf und ich, wir sind, - wie auch Wolfgang Gräsel, - zur ARWAG Weihnachtsfeier 1990 eingeladen. Die Stadt-projekt hat bis zum Umzug ins gemeinsame Haus noch ihre eigene Weihnachtsfeier. Wir gehen also gemeinsam zur Feier uns noch unbekannter Leute in die Landstraßer Petrus und Paulus- Stuben.

Sollen wir pünktlich kommen? Oder zehn Minuten vorher? Oder wenige Minuten nachher? Wir entscheiden uns für ein paar Minuten nachher, weil wir das für das Höflichste halten. Also gehen wir noch ein paar Schritt die Straße hin und her vor dem Lokal. Wie wir eintreten, ist Generaldirektor Adolf Holper bereits mitten in seiner Ansprache und blickt indigniert auf uns beide Spätlinge.

Später erfahren wir, Generaldirektor Adolf Holper stehe früh um halb acht stets im Foyer, begrüße alle Mitarbeitenden mit Handschlag und mahne Verspätete, - als wäre er die Allegorie einer Stechuhr.

Da Alle ja schon Platz genommen haben, müssen wir uns nach der Ansprache, die wir im Stehen verfolgen, irgendwo dazu setzen. Da wir Personen, die wir schon kennen, nicht vorfinden, - Franz Hauberl und Wolfgang Gräsel sind gar nicht anwesend, - ist Ausschau nach freien Plätzen zu halten.

In einer extrazimmerartigen Nische sehe ich etwas Besonderes. Geballte Lieblichkeit! Ja, ein Platz ist noch frei. Die drei Damen sind nicht viel älter als Zwanzig. Veronika, Petra und Claudia. Alle drei vom Vertrieb. Und der Peter Zalesky, ein junger Techniker. War der Peter Supcik von der Gebäudeverwaltung nicht auch dabei? Übrigens: Die Claudia, damals Ziveczky, heute Wiesner, leitet später den Vertrieb der Migra, noch später sogar der ganzen ARWAG.

Es ist heiter am Tisch, kommunikativ, gelassen und frei von beruflichen Themen - irgendwie ganz anders, als zusammen mit dem Team der Stadt-projekt. Ich fühle mich auf selbstverständliche Art in den Kreis aufgenommen.

Es sammeln sich in Vertrieben und Verwaltungen wohl auch andere Arten von Menschen, als in Abteilungen für Projektentwicklung, Planung und Baubetreuung.

Franz Hauberl und Wolfgang Gräsel stoßen später dazu. Ein paar Worte noch da und dort, und wir machen uns auf den Heimweg. Nun in einer Full Service- Bauvereinigung! Das waren wir in der Sozialbau-Gruppe ja irgendwie auch. Aber jetzt, scheint es, sind wir mitten drin und nicht nur dabei!

1991 - Zwei Jahre brauchen wir ihn mindestens noch!

Wegen der Mitteilungsfrist an den Betriebsrat ist nicht ab dem 1.1.1991 die ARWAG Holding die Gesellschafterin der Stadt-projekt, sondern erst eine Woche später. Das Team ist nun also Teil des ARWAG- Konzerns und nicht mehr Teil der Sozialbau-Gruppe. Es ist an der Zeit, festzustellen, wo genau es da hineingeraten ist.

Schließlich ist ja, abgesehen vom kleinen Neubau „Schiffamtsgasse“ mit den Büros von ARWAG, Zuwanderer-Fonds und MIGRA, - erst eine einzige der geplanten Anlagen des „Wohnen und Arbeiten“ fertig, der „Wohnpark Sandeisen“. Beim „Park & Ride Erdberg“ wird seit vier Monaten ausgehoben und fundiert. Dinge wie „Wohnpark Rennweg“ und „Wohnpark Erdberg“, „Wohnpark Dresdner Straße“ und „Wohnpark Kornhäusl“ gibt es zwar schon auf Plänen, sonst sind sie noch Zukunfts- Musik.

Alles hängt, - auf welche Weise wissen wir ja noch gar nicht genau, - irgendwie an dem mächtigen Vizebürgermeister und Finanzstadtrat Hans Mayr. Jedenfalls gibt es in der ARWAG keine Akquisition, - und es ist auch keine nötig, da fast alle Baugründe vom Stadtrat Hans Mayr zugeteilt sind, - und fast immer im Weg des Wiener Wirtschaftsförderungs- Fonds, dessen Präsident Hans Mayr damals ist.

Was das Team der Stadt-projekt selbst betrifft, - und die „mitgenommenen“ Aufträge, - gäbe es ja gar keine Sorgen. In Gudrunstraße, Reschgasse, Thalheimer-gasse, Holochergasse und Max Winter- Platz sind zirka 1.000 Wohnungen auf zirka 50.000 m² Nutzfläche gerade in Sanierung oder in Bau. Mit „Meiselmarkt“ und einigem anderem Beauftragtem wird für um einiges Mehr gerade der Baubeginn vorbereitet.

Was aber die ARWAG Alles vor sich hat, ist ganz etwas Anderes! Die machen nicht nur Dienstleistungen, wie die Stadt-projekt! Die investieren selbst! Auf Kredit und auf eigenes Risiko! Und die machen das in einem Umfang, der jenen, für den die Stadt-projekt ihre Dienstleistungen macht, um ein Mehrfaches übersteigt. Und die haben weder in einer Tradition „gewachsene“ Strukturen, wie sie die Sozialbau-Gruppe hat, noch einigermaßen ausreichend Eigenkapital! Die ARWAG Holding, die Vorgänger-Körperschaften in einen Konzern zusammenfasst, gibt es seit gerade 5 Monaten! Das Alles könnte ja auch böse enden!

Der Wolfgang Gräsel, der Werner Scharf, der Idi und ich werden in den Techniker-Kreis um den Vorstandsdirektor Franz Hauberl eingeführt. Auch wenn wir nicht dem Kaufleute- Kreis um Generaldirektor Adolf Holper angehören, haben wir bald Einblick in die Zahlen.

Gegen 300.000 m² Nutzfläche sind für die genannten Anlagen des „Wohnen und Arbeiten“ konkret zu bewältigen. Die größere Hälfte für gefördertes Wohnen. Die kleinere Hälfte für die verschiedenen Arten des „Arbeiten“ und ein bisschen für frei finanziertes Wohnen. Und ein Investment von fast einer halben Milliarde, ausgedrückt in Euro zum damaligen Geldwert exklusive der Umsatzsteuer! In Schillingen: sieben Milliarden, - bereinigt um Förderungen und Finanzierungsbeiträge eben sechs! Wie soll das Alles zurückkommen?

Für die Zentralsparkasse und Kommerzbank, - die heutige Bank Austria, - kümmert sich um die Darlehen der Alois Steiner. Für die Erste Bank macht es der Wolfgang Ulrich mit seinen Getreuen Josef Schmiedinger und Bernd Rießland. Ich sehe den Bernd Rießland am Rand einer Veranstaltung: Ja, wenn die zwanzig Jahre Förderungs- Bindung vorbei sind, gibt es höhere Erträge und bis dahin eben von Jahr zu Jahr steigende Aushaftungen.

Jetzt weiß ich nach kurzer Kopfrechnung, was die ARWAG braucht: Es sind einige hundert Millionen Schilling! Immerhin könne ja sofort damit begonnen werden, einen Teil dieses Geldes mit den Generalplanungen und Totalunternehmerarbeiten meines Bereichs zu verdienen!

Zwei Jahre, denke ich damals, zwei Jahre wenigstens brauchen wir den Hans Mayr noch, damit das Alles, was jetzt begonnen ist, auch abgesichert ist! Damit die Stadt hilft, sollte irgendetwas ins Stocken geraten. Und damit sie allenfalls geradesteht, sollte etwas schief gehen! Solange, bis Alles aufgebaut ist, selbständig läuft und sie auch akquirieren können, ohne des Hans Mayr's Hilfe.

Zum Glück geht dann nichts schief, - und Wien hat den Hans Mayr noch vier Jahre, bis Ende 1994!

Während dieser Zeit ist das Werkel soweit konsolidiert, dass sowohl die Baugründe-Beschaffung funktioniert, als auch das Ende des Tunnels absehbar ist, - auch ohne des Hans Mayr's Nothilfe. Durch Erlöse, die die Anfangs- Aufwendungen neutralisieren und die krisensicherndes Eigenkapital aufbauen!

Zur Überraschung Vieler bleibt die ARWAG auch nach Hans Mayr am Markt, - und ihre Produktion wächst sogar, obwohl sie in den Jahren 1995 bis 1999 keinen einzigen „Bauträger-Wettbewerb“ gewinnt!

Es braucht Jahre, bis etwa Werner Faymann und Josef Osterrmayer das Vertrauen haben, bei den Menschen in der ARWAG- Gruppe handle es sich nicht um verspätete Hans Mayr- Mitläufer, sondern um offene, sozial engagierte und fachlich versierte Personen, die ihren Erfolg selbst erarbeiten und daher auch Erfolg haben!

1991 - Team ohne Namen

Sehen wir uns die Firma, „Stadt-projekt“ zur Zeit der Niederschrift dieser „Erinnerung“ im August 1991 gemeinsam an: Sie ist eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung und hat rund 50 Angestellte und rund 15 freie Mitarbeitende. Der Name "Stadt-projekt" und das Team gehören erst seit Frühjahr 1986 zusammen. Zwischen Herbst 1985 und Frühjahr 1986 hieß die Firma "Fendi". Die 8 Jahre davor, seit 1977, waren die Mitglieder des Teams bei der „Sozialbau“ angestellt, der größten gemeinnützigen Bauvereinigung Wiens. In dieser Zeit war das Team aber meistens unter dem Namen "Urbanbau" bekannt, weil es auf Grund eines Betreuungsvertrages hauptsächlich für die Urbanbau arbeitete, eine andere gemeinnützige Bauvereinigung der Sozialbau-Gruppe.

Anfang Jänner 1991 war der Gesellschafter ein anderer geworden, nämlich die „ARWAG“. Ab 1994 wird dann der Arbeitgeber „ARWAG Projektentwicklung und Planung“ heißen, später umbenannt in „ARWAG Bauträger GmbH“. Alle diese Veränderungen hatten noch drei oder vier Jahre über den Umzug in die Würtzlerstraße im September 1993 hinaus keine merklichen Konsequenzen auf die Aufgaben und auf die personelle Zusammensetzung des Teams.

Bereits vorher, seit 1969, haben einige Angehörige dieses Teams unter Namen wie "Projektgruppe" oder "Projektgruppe Favoriten" zusammengearbeitet; zuerst als Studierenden- Gruppe, später zur Erfüllung verschiedener öffentlicher Aufträge.

Trotz all der verschiedenen Namen und Rechtsformen hatten sich Ziele und Stil des Teams bis zu der Neuausrichtung auf „Wohnen und Arbeiten“, - wie in den späteren Erinnerungen berichtet, - kaum verändert, - oder nur insoweit, als es die wachsende Zahl von beteiligten Personen mit sich bringt. Es ist also mehr als 25 Jahre lang ein Team ohne Namen. Trotzdem ist es ein ganz unverwechselbares Team. Worum es ging, dürfte allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ziemlich klar gewesen sein: Doch ich glaube nicht, dass es eine Person gibt, die das in kurzen Worten klar machen könnte. Jede und jeder würde etwas anderes als Haupt-Charakteristik herausgreifen. Daher bietet es sich an, dieses Team in diesen Erinnerungen festzuhalten, - die ich meist bereits in den einzelnen Jahren aktuell notiere.

Fünf der bisherigen Erinnerungen über das „Team ohne Namen“ haben den neuen Schwerpunkt „Wohnen und Arbeiten“ bereits vorbereitet. Das können die Beteiligten aber im Jahr 1991 natürlich noch nicht wissen.

1991 - Sex und Immobilien

Handelte es sich bei jenen „Erinnerungen“ in meinem Buch „Das soziale Leben rund um unbewegliche Sachen“ gesammelt sind, um solche rund um Film, Fernsehen, Musik und Theater, hätte vermutlich die Hälfte der Geschichten persönliche Beziehungen zum Gegenstand, - Paarbildungen, Trennungen, Fremdgehen und Eifersucht.

Es handelt sich jedoch in diesem Buch bei den Erinnerungen um das Leben rund um Immobilien. Wäre das die einzige Form menschlichen Lebens, wäre die Menschheit zwar vielleicht auch nicht ausgestorben, - es gäbe aber wohl viel weniger Menschen! In den über fünfzig im Buch betrachteten Jahren von 1968 bis 2021 gab es rund tausend Personen in den jeweiligen Unternehmen und sonstigen Gruppierungen, von denen berichtet wird, - je etwa zur Hälfte Frauen und Männer. Unter all diesen Personen kann sich der Verfasser an nicht mehr als es ganze acht Paar- Bildungen erinnern, - drei Mal davon ein und dieselbe männliche Person betreffend.

In der Regel, - wenn aus so wenigen Fällen eine Regel überhaupt ableitbar ist, - kam es zu stabilen Beziehungen in Partnerschaften von Personen, die in der Hierarchie annähernd gleich auf sind, wie die Beispiele der Paul's und der Tröscher's zeigen, sowie der Familien, die ich hier entsprechend der Initialen „Fesch“ und „Webelein“ nenne, - bis hin zu den „Urzeiten“ von Ursula und Wolfgang Bunbauer!

Und was ist mit diskreten Beziehungen?

Ja, - unter dem Mitarbeitenden der Sozialbau der achtziger Jahre war es Tradition und es bereitete einer Reihe von Kolleginnen und Kollegen stets viel Freude, anlässlich der alljährlichen Bundes- Schimeisterschaften der Gemeinnützigen Wohnungswirtschaft Zimmer zu tauschen, sodass je Weiblein und Männlein zusammen lagen und nicht je zwei Weiblein und zwei Männlein!

Das war keineswegs geheim. Es wurde offen darüber gesprochen, - beim Frühstück zum Beispiel. Alle vor Ort wussten es. Allen bereitete es Freude. Alle würden auch diskret sein, - da waren sie sich völlig sicher, - und nichts der je auswärtigen Partnerschaft verraten! Ob es so etwas heute auch noch gibt, ist dem Verfasser nicht bekannt. Das Team der Urbanbau- Abteilung und später der Stadt-projekt hat es damals zwar mit Interesse mitbekommen, - vielleicht auch mit einem gewissen Neid, - und war nie daran beteiligt. Es haben sich die passenden Paare einfach nicht gefunden.

Etwas Besonderes war der plötzliche Aufstieg der „Gruppe Schiffamtsgasse“ die ja die „Stadt-projekt“, bei der ich beschäftigt war, per Jänner 1991 aus der Gruppe der Sozialbau herauskaufte. Aus dem Nichts waren Menschen, die vorher nicht annähernd solcher Rollen gewohnt waren, aufgerufen, ein bunt zusammen gewürfeltes „Irgendwas“ zu bilden - und Teile davon zu leiten, - das innerhalb von 15 Jahren 700.000 Quadratmeter Nutzfläche bauen sollte, - in heutigem Geld ein Investment von zwei Milliarden Euro!

Wenn es in dieser Situation nicht zu Macho- Träumen unerwartet mächtig gewordener männlicher Personen kommen sollte, wann denn dann? – Träumen von groupiehaft sich anschmiegenden Sekretärinnen im Büro, ergänzt durch eine liebevolle Gattin zu Hause. Ein Leben wie ein ägyptischer Pharao, - und das im Wien der Neunziger Jahre! Es gibt in der neuen Gruppe keine „gewachsene“ Unternehmens- Kultur, - doch es gibt Abhängigkeiten und Macht- Strukturen! Die können „von oben her“ ausgenützt werden, - am besten mit Damen, die Bücher, wie Maria Sauer-Peteani's „Liebesleiter“ von 1931

gelesen hatten, sich daher etwas an Karriere davon versprechen, - wie es ja dann ja auch wirklich eintritt, - und die sich nicht mit einem „me too“ an die Gewerkschaft wenden!

Die konkreten Beispiele nenne ich aus Diskretion nicht, - obwohl sie eigentlich gar nicht wirklich geheim gehalten wurden. Nein, - die „Angekauften“ des Teams der Stadtprojekt haben sich kein Beispiel daran genommen! Und ja, - es gab auch von Jahr zu Jahr weniger solcher „Beispiele“! Heute gibt es das gar nicht mehr!

Also bleiben wir dabei: Bei Film, Fernsehen, Musik und Theater ist das anders! Rund um Immobilien spielt es sich nur wenig ab!

1991 - Wasserwerke statt Dächern

„Hallo!“

„Guten Tag, was darf es sein?“

„Ich hab gehört, Sie brauchen eine Zeichnerin.“

„Ja, ganz dringend. Wer sind Sie denn?“

„Ich bin die Regina!“

„Sind Sie Architektur-Studentin?“

„Ja, im fünften Semester!“

„Und haben sie schon einmal gearbeitet?“

„Ja, natürlich.“

„Bei wem denn?“

„Beim Architekten Kleindienst.“

„Beim Gerhard! Das ist gut. Den ruf ich gleich an!“

„Kleindienst.“

„Hallo Gerhard! Der Manfred. Bei mir sitzt die Regina. Sie hat bei Dir gearbeitet?“

„Ja. Hat sie. Am Wohnpark Sandleiten! Polierpläne.“

„Und? Wie ist sie?“

„Sie arbeitet mit affenartiger Geschwindigkeit!“

„Das ist gut! Und kann sie auch etwas?“

„Woher soll ich das wissen? Glaubst Du, ich habe die Zeit, die Pläne anzusehen?“

Der letzte Satz ist wohl vom Wunsch getragen, mit einem besonders originellen Scherz zu schließen. Sein Wahrheitsgehalt wird allerdings später mehr als spürbar.

Regina Matousek wird prompt aufgenommen. Sie erweist sich als tüchtig und passt sich sehr gut ins Team ein.

Der „Wohnpark Sandleiten“ ist seit 1989 fertig. Ein ehrgeiziges Projekt der „Gruppe Schiffamtsgasse“, halb „Wohnen“, halb „Arbeiten“, das Vieles, das scheinbar erst heute angestrebt wird, vorwegnimmt. Etwa die intensive Begrünung von Gebäuden, - insbesondere Dachgärten anstelle Dachflächen! Es steht ja auch im Firmen-Namen, sogar unter Führungszeichen, „Wohnen und Arbeiten im Grünen“!

Zu dieser Zeit wird an vielen Stellen auf der Welt von Wissenschaft, Forschung und Fach- Unternehmen an der Technik dafür gefeilt. An Folien, Dämmstoffen und Verarbeitungs- Details, die technisch und ökologisch ausgereift sind.

In der Sandleiten aber ist so etwas bereits gebaut! Mit den Polierplänen der Regina, - die sich der technisch sehr versierte Gerhard Kleindienst jedenfalls doch angesehen haben wird, aber deren technische Grundlage mehr auf Annahmen, als auf gesichertem bauphysikalischem Wissen beruht.

Jedenfalls beginnt im „Wohnpark Sandleiten“ ein Jahrzehnte- langer Prozess von Mängel- Behebungen und Sanierungen, damit Oberflächen- und Kondenswasser nicht ins Innere der Trakte eindringen kann. Dass dies nicht zu einem wirtschaftlichen Desaster führt, sondern finanziell relativ locker aus den Einnahmen bestritten werden

kann, ist dem Werner Scharf zu danken, seinem technischen Wissen und seiner Rigidität beim Durchsetzen von Ansprüchen.

Und nun ist auch der „Wohnpark Rennweg“ geplant.

Ich sehe mir die Details des Daches des ersten von zwei Bauteilen an. Das ist ja ein Kondenswasserwerk! Das kann bauphysikalisch ja gar nicht funktionieren! Außerdem handelt es sich um Details aus einer Generalunternehmer-Ausschreibung, die nun für Einzelvergaben angewendet wird, - ohne die dafür nötigen „Haftungs-Fugen“, die die Verantwortungs- Bereiche der einzelnen Gewerke trennen.

Ich sage dies dem Franz Hauberl, der nun nicht nur ARWAG- Vorstand, sondern nun auch Stadt-Projekt- Geschäftsführer ist. Der nimmt's nicht ernst, kann sich nicht vorstellen, dass all die technische Kompetenz der Planverfasser und Bauaufsichts- Organe das nicht bemerkt haben sollten, - und entscheidet, meine Hinweise nicht zu berücksichtigen und zu bauen, wie geplant.

Ich kann nicht glauben, was ich da erlebe. Ich bin verzweifelt. Es kommen mir die Tränen in meinem Büro in der Lindengasse 26. Tatsächlich! Das Wasser rinnt aus meinen Augen!

Aber es gibt immerhin einen Teilerfolg: Franz Hauberl entscheidet, dass die Polier- und Detailplanung für den zweiten von zwei Bauteilen des „Wohnpark Rennweg“ nicht von den bisherigen Planverfassenden erstellt wird, sondern vom Team der Stadt- projekt!

So kommt es, dass die beiden Bauteile des „Wohnpark Rennweg“ hinsichtlich der technischen Nachhaltigkeit so völlig unterschiedlich sind. Im ersten Bauteil erneut jahrzehntelange Sanierungsbemühungen. Im zweiten Bauteil nie irgendwelche bautechnische Probleme!

1991 - Warum das Zimmer so schön ist

Begleitet von dem uns bereits bekannten Buchhalter Eichinger, der die Stadt-projekt seit dem Gesellschafter Wechsel anstelle der Projektbau- Damen betreut, kommt spontan ein weibliches Wesen, - Mädchen oder doch schon junge Frau, - ins Zimmer vom Idi und von mir in der Lindengasse 26.

Sie sei die Leiterin des Rechnungswesens in der ARWAG, heiße Anneliese Schütz und sei neugierig, wer die seien, die da gekauft worden sind.

Ich wundere mich, dass ein Konzern mit solchen Aufgaben, wie die ARWAG sie hat, ihr Rechnungswesen von einer so jungen Person leiten lässt, die ja gar keine ausreichende Erfahrung haben kann.

„Sie haben ein schönes Zimmer!“

„Aber erst, seit Sie sich darin befinden!“

Bei der Rückkehr in die Schiffamtsgasse fragt die Prokuristin Helga Schöller die Anneliese Schütz: „Und? Wie sind sie, - die in der Lindengasse?“

„Sie haben dort einen sehr charmanten Prokuristen!“

Später erfährt der Verfasser, das „junge Mädchen“ sei in Wirklichkeit eine End-Vierzigerin. Es sähe nur so jung aus und es hätte das Rechnungswesen von Zuwandererfonds, ARWAG und MIGRA prüfungssicher aufgebaut.

Wenn Adolf Holper keine Antwort auf Fragen des Hans Mayr wusste, die Gebarung betreffend, pflegte dieser zu sagen, „fragt's die Frau Schütz, - die sagt Euch das!“

Der gleiche Hans Mayr sagte in seiner Ansprache bei ihrer Auszeichnung mit dem goldenen Verdienstzeichen, „die Frau Schütz schiebt die Millionen da hin, sie schiebt



sie dort hin, - und sie weiß immer, wo sie sind!“ Ohne die Anneliese Schütz wäre der stolze ARWAG- Konzern wohl nicht so ohne weiteres ins Laufen gekommen.

„Das ist mein Revier!“ meint der Idi, da ja für die Finanzen zuständig, - in Anbetracht der sowohl persönlichen als auch fachlichen Attraktivität der Anneliese Schütz. Ich kommentiere das nicht, scheine es aber irgendwie berücksichtigt zu haben. Da ja eher selten in der Schiffamtsgasse zugegen und für technische Belange zuständig, nicht jedoch für finanzielle, begegne ich der Annliese Schütz erst wieder ein dreiviertel Jahr später, bei der Weihnachtsfeier 1991 der Leute der Schiffamtsgasse, - beim Heurigen in Neustift am Wald.

Dann aber entwickelt sich zwischen Anneliese Schütz und mir eine Freundschaft, die fünfundzwanzig Jahre lang andauert, - bis zu ihrem Ableben am 9. März 2016, - mit dem Höhepunkt der gemeinsamen Leitung der Gemeinnützigen Wohnungsges.m.b.H. MIGRA in den mehr als drei Jahren von Anfang 1999 bis Frühjahr 2002.

1991 - Unsichtbare Barrieren

Besser, als würde er in der Zentrale arbeiten, ist es jedenfalls, wenn Franz Hauberl als angeheirateter Neffe des späteren Bank Austria Generaldirektors René Alfons Haydn außer Haus werkt.

So ist er erst Mitarbeiter von Vorstand Papousek bei der Sanierung des Mischek-Konzerns. Sodann führt er für die „Wohnpark Sandeiten „Wohnen und Arbeiten im Grünen“ GmbH und Co KG“ kollegial die Geschäfte, - ab 26.9.1985 in eine „OG“ Offene Gesellschaft umgewandelt.

Als die Siedlungsserie „Wohnen und Arbeiten“ weitere Unternehmens-Gründungen mit sich bringt, werden sie erst in der „WEVAG“ zusammengefasst, - der „Wohnpark Errichtungs- und Verwertungs- AG“, - ab August 1990 dann in der ARWAG Holding-AG, in denen Franz Hauberl je zum Vorstand berufen ist.

Dazu erweist es sich bei der Bank Austria als günstig, den Dr. Norbert Fuchs, meist genannt „der Norbert“, dem Franz Hauberl mit zu geben, jeweils als Prokurist für den Wirtschafts-Bereich. Da Adolf Holper's Bereich stets der wirtschaftliche ist, hat Franz Hauberl, obwohl Absolvent der Wirtschaftswissenschaften, stets den technischen Bereich zu übernehmen.

Eine rasch um den Zuwanderer-Fonds herum aus dem Boden gestampfte Truppe muss wohl oder übel eine bunte sein. Da sitzen sie am Schluss eines Betriebsausflugs im „Schweizerhaus“ um einen Tisch, die bunten Jünglinge um den Norbert, der sich eigentlich nur im Kreis dieser Gruppe wohl zu fühlen scheint. Ich werde neugierig eingeladen, mich dazu zu setzen.

Vom „Roger“, von Roger Jenisch, wird erzählt, die ÖVP habe ihn entsendet, wovon diese Partei selbst wohl gar nichts weiß. Er ist geprüfter Gebäudeverwalter und seine Konzession wird gebraucht. Zum Glück ist Anfangs wenig zu verwalten und der etwas fahrigere Roger ist nicht wirklich gefordert. Als die Mauer um den Baugrund des „Wohnpark Handelskai“ vom Wind umgeblasen wird und eine Frau erschlägt, wäre er um ein Haar ins Gefängnis gekommen.

Dem Peter Supcik, der vom Kellnern erzählt und der auch eine Gebäudeverwaltungs-Berechtigung hat, bescheren Scharm, gutes Aussehen, Selbstsicherheit und Schmach Liebeserfolge, dem Vernehmen nach auch erhöhten Geldbedarf wegen Alimenten.

Der „Zaly“, DI Peter Zalesky, Hochbau- Techniker und ein stets freundlicher Kamerad mit Cabrio-Oldtimer und verblüffender Standfestigkeit, wird von den Frauen nicht zuletzt deshalb gesucht, weil er zuhören kann.

Manfred Osner, der burgenländische Buchhalter und Betriebsrat, versteht nicht, warum die Hausbesorger gemäß dem damaligen Hausbesorgergesetz mehr

verdienen, als er. Er ist überzeugt, mit der Runde um den Norbert sei die Unternehmenskultur in die ARWAG gekommen.

Seltsamer Weise kommt es nie zu einer Vermischung zwischen dieser Gruppe um den Norbert und dem „Team“ der Stadt-projekt. Die von der EKAZENT kommenden Peter Gregori und Thomas Julius Slanec werden jedoch mit offenen Armen in den Kreis um den Norbert aufgenommen.

Zwischen der Gruppe um den Norbert und dem „Team“ gibt es jedoch über die Jahre hinweg, - solange diese Gruppe existiert, - eine unausgesprochene, unsichtbare Barriere. Dabei hätte ich nichts gegen eine „Akkulturation“ der Leute des übernehmenden Unternehmens gehabt.

Zu einem Fest zum gegenseitigen Kennenlernen ist bereits eingeladen. Wegen des schweren Herzinfarkts von Generaldirektor Adolf Holper wird es abgesagt.

Einen Versuch der Gruppe um den Norbert kann ich durch einen Zufall miterleben. Als ich mit meiner Gattin Johanna einen Platz beim Heurigen "Sirbu" am Nußberg suche, werde ich vom Norbert und seiner Gruppe begrüßt, die dort mit meinen Sekretärinnen Karin Reichel und Bettina Horeth sitzen, von ihnen diskret eingeladen. Aber auch daraus hat sich kein ständiger Kontakt entwickelt.

Als Adolf Holper Ende 1994 als Generaldirektor in Pension geht und Aufsichtsrats-Vorsitzender wird, - zeitgleich mit dem Ende der Periode des Hans Mayr, - rückt der Norbert in den Vorstand nach. Der Verfasser dichtet:

Die ARWAG ist ein bunter Haufen,
und geht sehr gern auf Spesen saufen.
Es leitet sie nicht der Verstand,
sondern der Vorstand, wie bekannt:
Hauberl und Fuchs. Wie froh sie wären
ohne Aufsichtsrat und Aktionären!

Gerade aus diesen Zeilen geht hervor, dass die Vorbehalte von beiden Seiten her bestanden, - auch von meiner Seite. Heute haben die Generationen gewechselt und die ARWAG- Gruppe ist gewachsen. Zeit und Wachstum haben Gedanken über die genannten unsichtbaren Barrieren obsolet gemacht.

1992 - Mach's noch mal, Hans!

Thema: Meiselmart. Zeit: Anfang 1992. Ort: Im Rathaus, bei Vizebürgermeister und Finanzstadtrat Hans Mayr. Es geht um die Vereinbarung mit der Stadt Wien über den Verkauf von zweieinhalb Hektar Grund der Stadt Wien, über die Übersiedlung des Marktes in den leeren Wasserbehälter, über die Garagenförderung und über das Gesamtprojekt.

Alle sind sie da. Der Generaldirektor der Wiener Städtischen Versicherung Dr. Siegfried Sellitsch. Der Generaldirektor der ARWAG Holding KR Adolf Holper. Die „zweite Reihe“ dieser Konzerne mit Mag. Manfred Ferstl, Mag. Franz Hauberl und DI Wolfgang Gräsel. Soweit erinnerlich, auch der Vorstand der Erste Immo AG Dr. Wolfgang Ulrich und der Geschäftsführer der zur „Städtischen“ gehörenden gemeinnützigen Bauvereinigung EGW „Heimstätte“ Staritzbichler. Auch ich bin dabei und schreibe mit.

Sorgfältig wird Alles durchbesprochen. Sie sind sich einig, verabschieden sich und gehen ihrer Wege.

Ich wundere mich. Niemand ist neben dem Hans Mayr gesessen und hat für die Stadt mitgeschrieben. Es gibt auch keine schriftlich formulierten Anträge. Wie soll das transportiert werden? Doch nicht mit meinen eigenen Notizen?

Da ich bei derart hochrangigen Vereinbarungen sonst ja nicht dabei bin, meine ich, es werde doch Vorbilder geben. Der Stadtrat und die Generaldirektoren haben sich ja über nichts gewundert.

Es vergeht ein Tag. Dann eine Woche. Nichts geschieht.

Ich frage daher im Umfeld des Hans Mayr, wie es nun weiter geht. Beim Erich Pecka mit seinen unendlich hohen Aktenstößen auf jedem Sessel. Bei der Gabi Votava, der späteren Bezirksvorsteherin Meidlings, die des Hans Mayr's Büro umsichtig leitet.

Ich erfahre: „Es geht gar nicht weiter“. Es läge ja nichts auf.

Müsse die Zusammenkunft daher wiederholt werden?

Ja, ja, das müsse sie.

Und müsse dann nicht Jemand vom Magistrat neben dem Hans Mayr sitzen und für die Stadt mitschreiben?

Ja, ja, so müsse das sein!

Natürlich, - bis alle die hohen Herren wieder einen Termin finden, an dem sie alle Zeit haben, vergehen mehrere Wochen.

Aber dann sind sie wieder bei Hans Mayr im Rathaus. Sie reden dasselbe, wie bei der vorhergehenden Sitzung. Aber neben dem Hans Mayr sitzt jetzt der Dr. Josef Kramhöller und schreibt mit!

Das war's dann auch! So einfach ist das Leben!

1992 - Das verflixte siebte Jahr

Zur Familie von des Wolfgang Gräsel's Gattin Eva gehörte die Berta Sramek, die gemeinsam mit der Mutter des Verfassers in der Zeit zwischen den Kriegen bei Blumenfeld in der Rotenturmstraße 14 als Lehrmädchen den Einzel-Handel mit Damenbekleidung gelernt hatte. Sie ist im nach dem Krieg neu eröffneten Damenmodengeschäft der Mutter des Verfassers in der Wipplingerstraße 13 bis zur gemeinsamen Pensionierung im Jahr 1973 angestellt. Die angebotene Partnerschaft lehnt sie ab. Selbständigkeit sei in ihrer sozialistischen „Arbeitersänger“- Großfamilie nicht erwünscht.

So bleibt dem Verfasser nicht verborgen, der ihm auch von der TH Wien bekannte Wolfgang Gräsel, - Diplomingenieur der Architektur, - habe bei der Wiener „Infrabau“ der Deutschen „Neue Heimat“ gearbeitet. Aus Gründen der Gesundheit hätten Ärzte zu einer weniger stressigen Beschäftigung geraten.

Wolfgang Gräsel wird also vom Magistrat der Stadt Wien aufgenommen und der Abteilung für Flächenwidmungs- und Bebauungspläne zugeteilt. Sein Referatsleiter ist der kurzfristig von der deutschen Privatwirtschaft in den Wiener Magistrat übersiedelte DI Horst Berger. Dieses Referat hat das „Assanierungsgebiet Ottakring“ zu betreuen, zusammen mit Amtsrat Ernst Roth von der Magistratsdirektion–Baudirektion.

Die „Gebietsbetreuung“ der Stadterneuerung soll auf Betreiben von Wohn-Stadtrat und Vizebürgermeister Hubert Pfoch im Jahr 1977 an ein Sozialbau- Unternehmen ausgelagert werden und ab Juni 1978 ein fixes Lokal haben.

Horst Berger und Ernst Roth lehnen den Wechsel vom Magistrat in die Sozialbau ab (siehe die Erinnerung „1985 - Eine fünfzehn Meter hohe Mauer für den Veitschi“). Auf deren Empfehlung wird Wolfgang Gräsel von den beiden Geschäftsführern Mag. Fritz Hofmann und Franz Fischerlehner zum Sozialbau-Prokuristen bestellt. Ein hohes Amt, - gibt es doch mit den Leitern von Rechnungswesen, Verwaltung und Technik sonst bloß die drei Prokuristen Duchon, Schreyvogel und Mayerhofer in der Sozialbau.

Wolfgang Gräsel nützt die Position. Seine Initiativen zur Stadterneuerung fallen Vielen positiv auf. Fachtagungen, Gruppenreisen zu ausländischen Beispielen, Initiativ-Vorschläge!

Als 1984 Fritz Hofmann und Franz Fischerlehner nicht ganz freiwillig durch Dr. Herbert Ludl ersetzt sind, - und auch Hubert Pfoch, - nach schwerem Autounfall, - nicht mehr in der Regierung aktiv ist, ist die Geschichte von Wolfgang Gräsel's Bestellung nicht mehr Allen in den Gremien gegenwärtig.

Wolfgang Gräsel ist in der Folge des innerbetrieblichen Zwistes Anfang 1986 (siehe die Erinnerung „1986 - Die endlose Betriebsversammlung“) nicht mehr bei der Sozialbau selbst angestellt, sondern alleiniger Geschäftsführer der Projektbau-Tochter „Stadt-projekt“. Er leitet dort das bisherige „Urbanbau“-Team, - spezialisiert auf Dienstleistung in der Altbausanierung. Herbert Ludl denkt, die ganze Stadt-projekt zu veräußern, die mit dem Sozialbau- Kerngeschäft wenig zu tun hat und daher in der Gruppe eigentlich entbehrlich sei.

Für die ARWAG ist ein technischer Dienstleister notwendig, um ihre gewaltige Aufgabe bewältigen zu können, das „Wohnen und Arbeiten“ umzusetzen. Daher wechselt die Stadt-projekt Anfang 1991 von der Sozialbau-Gruppe zur ARWAG, - als Tochter-Gesellschaft der ARWAG Holding- AG selbst (siehe die Erinnerung „1990 - Casting für Manager“!).

Bald nach Beginn der ARWAG- Zeit wird eine Wolfgang Gräsel zukommende Abstimmung zum Thema von Erörterungen, - diesmal mit den Investierenden bei der Vergabe der Hauptunternehmer-Arbeiten am „Meiselmark“. Ist das berechtigt? Die ARWAG- interne Kommunikation kann dies nicht aufarbeiten. Das ist ja in dieser Zeit keine „hausinterne“, sondern eine zwischen den Häusern Schiffamtsgasse 14 und Lindengasse 26.

Von einer der Stadt-projekt- Sekretärinnen habe Franz Hauberl von Tätigkeiten Wolfgang Gräsel's gehört, die auf eine künftige Selbständigkeit hinweisen und die daher zu einem Ende des Zusammenwirkens innerhalb der Gruppe führen könnten (erinnert sei an Hans Friedlers diesbezügliche Vermutung schon 1985, - zu Anfang der Erinnerung „Erst die Antwort, dann die Frage“). Es beginnen Erkundigungen. Rechtsanwalt Dr. Axel Nepraunik erhält Material zur Durchsicht. Franz Hauberl meint jedoch, am besten wäre, Wolfgang Gräsel würde seine Initiative, die Gruppe zu verlassen, selbst bekannt machen.

Als Franz Hauberl die genannte Sekretärin eines Freitags am Nachmittag in der „Gebietsbetreuung Meidling“ trifft, erfahre ich dies von einem dortigen Mitarbeiter prompt telefonisch und ich berichte es samt Hinweis auf den möglichen Hintergrund auch umgehend dem Wolfgang Gräsel. Vertraulich natürlich.

Doch Wolfgang Gräsel erzählt am Montag darauf dem Franz Hauberl von meiner Nachricht. Franz Hauberl solle das Personal nicht verunsichern! Was ich mir daraufhin von Franz Hauberl anhören muss, können sich Leserin und Leser sicherlich vorstellen! Die Vertrauensbasis hat gelitten.

Hans Friedler und ich, wir schauen dem Wolfgang Gräsel am 18. November 1992 vom Fenster nach, - wie sein Auto aus der Einfahrt in der Lindengasse 26 kommt und in die Zollergasse biegt, - verärgert über einen kurzfristig einberufenen Termin in der Schiffamtsgasse. Alle Mitarbeitenden der Stadt-projekt außer Wolfgang Gräsel selbst wissen, was er dort gefragt wird.

Der Verfasser erfährt, Adolf Holper und Franz Hauberl hätten Axel Nepraunik mit Wolfgang Gräsel allein gelassen. Wolfgang Gräsel möge bekannt geben, ob eine Trennung von der Firma anstrebe.

Es gibt eine "erweiterte Geschäftsführersitzung" am 23. November 1992, - wie immer. Am Ende, - es ist bereits Nachmittag, - teilt Wolfgang Gräsel den Anwesenden mit, er



würde sich selbständig machen. Seit drei Tagen gäbe es bereits eine Vereinbarung, die ihm dies gestatte.

Am 8. Jänner 1993 wird die neue Stadt-projekt- Geschäftsführung von den ARWAG-Vorständen Adolf Holper und Franz Hauberl beschlossen, prompt genehmigt vom Aufsichtsrat. Franz Hauberl liest dem Verfasser am Telefon den Umlaufbeschluss vor. Werner Scharf und ich würden Geschäftsführer, Hans Friedler Prokurist. Wir nehmen die Funktionen an.

Vor versammelter Belegschaft wird im Beisein von Wolfgang Gräsel am 23. Jänner 1993 die neue Geschäftsführung bekannt gegeben. Wolfgang Gräsel werde sein neues Büro in der Döblinger Pantzergasse im Februar in Betrieb nehmen, nach fast sieben Jahren als Stadt-projekt- Geschäftsführer.

Zu hören ist, erfolgreich! Sogar noch im Oktober 2019 ist er einer der Haupt-Referenten beim Symposium "Zukunft des Wohnens" in Wien, - zu seinem spezial-Thema "Wohnformen im Alter".

Bild auf der Vorseite „Unser Sonnenschirm“: Die Sicht von Werner Scharf, von Hans Friedler und von mir auf das Innenverhältnis in einer Karikatur.

1993 - Vogelhochzeit

Schräg gegenüber vom „Wohnpark Sandeilen“ gibt es fünf Jahre nach dessen Fertigstellung noch einen „Nachschlag“. „Lobmeyrgasse 5–7“, - stolz ebenso „Wohnpark“ genannt, - mit dem bald darauf eingegangenen Autohaus Ecke Sandeilengasse, brachte rund zwanzig Prozent „Wohnen und Arbeiten“ mehr auf die Sandeilen.

Wolfgang Ulrich als stellvertretender Generaldirektor der Erste Bank, - später wird er die Bank Burgenland retten, - steht bei klirrender Kälte in Sakko und Halbschuhen unter den verummten Festgästen vor der Anlage. Ein wahrer Naturbursch! Ich kenne ihn noch nicht, hatte allerdings den Film „Arsen und Spitzenhäubchen“ gesehen und frage mich im Sinn dieses Films, ob er ein echter Mensch sei.

Prompt wird er mir vorgestellt. Von der Anneliese Schütz, deren besonderer Fan der Wolfgang Ulrich ist. Wir plaudern und er nennt mich dabei „Herr Prokurist“.

Mein Unbewusstes hatte, - wenn schon nicht den Namen ohne Beiwerk, - so doch „Architekt“, „Diplomingenieur“ oder zumindest „Direktor“ erwartet, - wo ich doch Geschäftsführer bin. Das Unbewusste schaltet mein Bewusstsein aus und trällert frei nach Karl Valentin's „Vogelhochzeit“:

„Der Prokurist, der Prokurist,
der Prokurist, der säuft und frisst!

Wolfgang Ulrich ist keineswegs betreten. Er lacht schallend und ist begeistert, unverhofft jemand mit der gleichen Art Humor wie er selbst gefunden zu haben. Bei jedem der vielen Treffen der Zukunft wird er sich daran erinnern.

Wolfgang Ulrich wird „Highlights“ finanzieren. Er wird am „Meiselmarkt“ und in der „Kreuzgasse“ als Generaldirektor der „Sparkassen Immobilien AG“ sogar investieren. Er wird von der Bank Burgenland aus für das erste Passivhaus Wiens der Migra das Darlehen geben und ebenso mit der Bank Burgenland im „Kabelwerk“ zwei Großbanken zur höheren Ehre des Verfassers bis kurz vor der Vergabe unterbieten. Von seinen im Hotel „Panhaus“ am Semmering alljährlich veranstalteten vorweihnachtlichen Erste Bank- Tagungen der Wiener Wohnimmobilien- Branche wird bis heute viel erzählt, - je von Donnerstag nachmittags bis Freitag mittags mit nächtlichem Event in der Hotelbar.

1993 - „Kanadier“ – Freistilringen

Sie werden also im September 1993 ins neue Bürohaus Wützlerstraße 15 einziehen, die ARWAG, der Zuwanderer-Fonds, die gemeinnützige MIGRA und die Stadt-projekt, letztere knapp drei Jahre vorher von der Projektbau aus der Sozialbau- Gruppe angekauft.

Die Vorbereitungen für die neue Struktur in der ARWAG Holding- AG sind im vollen Gang. Wolfgang Gräsel hat sich per Februar 1993 selbständig gemacht (Näheres dazu siehe die Erinnerung “1992 - Das verflixte siebte Jahr”!).

Franz Hauberl berichtet, wie der Bereich der technischen Dienstleistungen gestaltet werden soll. Walter Eberhart und Werner Scharf sollen den Bereich der Bauleitung und Ausschreibung in der „ARWAG Baubetreuung“ übernehmen. Hans Friedler, - der „Idi“, - und ich sollen den Bereich der “Projektentwicklung und Planung” in der gleichnamigen neuen ARWAG- Firma übernehmen.

Ich gebe zu bedenken, dass Walter Eberhart und Werner Scharf in einer kollegialen Geschäftsführung sich vielleicht nicht vertragen. Beide sind Baumeister. Wäre doch besser, Walter Eberhart käme zu mir in die „ARWAG Pro“ und der Idi zum Werner Scharf in die „Baubetreuung“. Franz Hauberl stimmt dem zu.

Nebengedanken des Verfassers ist, dass mit dem Walter Eberhard sehr viel vom Einfluss der bisherigen “Gruppe Schiffamtsgasse” in die Geschäftsführung der „ARWAG Pro“ käme und dass er sich ein gutes Verhältnis mit Walter Eberhard gut vorstellen konnte. Walter Eberhard würde sich nicht sonderlich in das ihm weitgehend unbekannte Sachgebiet “Projektentwicklung” einmischen.

Richtig gedacht! Auf Betreiben von Walter Eberhard wird bald festgelegt, dass die ARWAG Baubetreuung stets Auftragnehmerin der „ARWAG Pro“ sein wird.

Franz Hauberl dürfte dann doch bemerkt haben, was da vor sich geht. Er zieht zur Sicherung seines Einflusses die Reißleine. Es wird in der ARWAG Pro einen weiteren Geschäftsführer geben. Den Walter Fläckl, - vom aufgefangenen Bankhaus Rössler zur „Erste Bank“ gekommen!

Nun bin ich bestürzt. Das Versprechen einer Zweier-Geschäftsführung ist gebrochen! Es steht zwei Personen der Käuferin gegen mich als die eine Person der Gekauften! Ich falle in eine Art Verzweiflung.

Freundinnen und Freunde hören mir zu und sprechen mir Mut zu.

Dann kommt der nächste Morgen. Ich bin ausgeschlafen und fühle mich nicht mehr verzweifelt. Ja, es steht Zwei gegen Einen. Aber der Eine, das bin ich! Und am Heumarkt rangen der Adi Berber, der Schurl Blemenschütz und der Otto Wanz auch mit Zweien und siegten in der Regel! Dieser Bewerb hieß damals „Kanadier“.

Erster Erfolg: Ohne weiteres Zutun ist klar, dass Walter Eberhard für die Technik zuständig ist, Walter Fläckl für die Finanzen. Und dass ich den Vorsitz überhabe.

Tatsächlich verstehe ich mich dann gut mit Walter Eberhard, der froh ist, dass jemand die von ihm wenig geliebte Arbeit einer „Geschäftsführung“ macht. Walter Fläckl tritt relativ wenig in Erscheinung, ist ein Jahr später bereits Vergangenheit und wird nicht ersetzt. Und dadurch bin ich, - wer hätte so etwas vorher gedacht, - der für die Finanzen zuständige Geschäftsführer. Ich werde es später im „Kabelwerk“ erneut sein! Als Erstes erweitere ich Fläckl’s Planrechnungs-Muster zu einer umfassenden “excel” Wirtschaftlichkeits-Berechnung für alle Projekte, - die bis heute in Gebrauch ist.

1993 - Der Lohn der Angst

Schiffamtsgasse. Besprechungszimmer. 18. August 1993, - kurz nach dem dritten Jahrestag der Gründung der ARWAG Holding- AG und kurz vor dem Umzug ins neue Haus. Adolf Holper, Franz Hauberl, Norbert Fuchs, Walter Eberhart, Werner Scharf, Hans Friedler, ich und Weitere.

Es geht um die Regelung der technischen Dienstleistungen. Die „Gruppe Schiffamtsgasse“ hatte ihre Dienstleistungen alle in die „ADCON“ gepackt: Jegliche Planung und Baubetreuung, sowie Verwaltung und Vertrieb. Weitere technische Dienstleistungen sind, wie berichtet, in der „Stadt-projekt“.

Mit 1. August 1993 sind gegründet: Die „ARWAG Projektentwicklung und Planung GmbH“ mit dem Verfasser, Walter Eberhard und Walter Fläckl als Geschäftsführer, die „ARWAG Baubetreuung GmbH“ mit Werner Scharf und Hans Friedler, die ARWAG Gebäudeverwaltung GmbH mit Roger Jenisch und Rosa Maria Dopf und die ARWAG Immobilienverwertungs- GmbH mit Regina Feistritzer und Peter Gregori. „Die Stadt-projekt“ ist in „ARWAG Wohnhaussanierung GmbH“ umbenannt, mit Hans Friedler und Werner Scharf.

In der Mitteilung des ARWAG Holding- Vorstands an den Verfasser vom 4. August steht neben der Bestellung zum Geschäftsführer der „ARWAG Pro“: „Als Aufgaben-Bereich wird Ihnen die Projektentwicklung und Planung übertragen.“ „Na bumm“ denk ich, „was sie einem da Alles übertragen“. „Sie liefern sich Ihnen ja aus“ sagt die Wirtschaftsberaterin von SOT – Ernst & Young. Bald ist sie allerdings durch die „Consultatio“ ersetzt. Schauen wir also einmal, wie es weiter geht!

Norbert Fuchs sagt zu Beginn der Sitzung, die Leistungen der ADCON seien rückwirkend ab 1. August von den vier neuen Unternehmen zu übernehmen.

Hans Friedler sagt, er möchte die Stadt-projekt erst zum Jahreswechsel übergeben, aus bilanztechnischen Gründen.

Ich sage, ich könne mit der „ARWAG Pro“ gern den ADCON- Anteil mit 1. August und den Stadt-projekt- Anteil mit dem Jahreswechsel übernehmen.

Norbert Fuchs ist das Recht. Hans Friedler ist das recht. Alle anderen stimmen zu. Klingt ja ganz einfach. Der Gescheitere gibt nach! Niemand kommt auf die Idee, dass sich in der ADCON ja monatliche Honoraransprüche sammeln, denen kaum Personalaufwand gegenübersteht und in der Stadt-projekt sich monatlich Gehaltsansprüche der vielen technisch Beschäftigten sammeln, die nun die „ARWAG Pro“ fünf Monate lang nicht betreffen. Die Differenz beträgt 25 Millionen Schilling, fast 2 Millionen Euro!

Die Sitzung geht weiter. Ich zittere. Hoffentlich kommt Niemand da drauf!

Die Regelung der Übernahme der ADCON- Teile durch die neuen Unternehmen für Verwaltung und Vertrieb per 1. August erfolgt unproblematisch. Trotzdem: Es vergeht die Zeit, die Sitzung läuft noch immer und jederzeit könnte Jemand draufkommen, dass gerade beschlossen wurde, dass die „Angekauften“ mit einem Mal auf dem ganzen frei verfügbaren Geld der Gruppe sitzen.

Ich zittere noch heute, wenn ich an die Spannung während dieser so langsam dahinfließenden Minuten denke! Und dann ist die Sitzung aus! Das Ergebnis ist in den nächsten Tagen von den Geschäftsführungen mit der „Consultatio“ umzusetzen. Der Termin mit Mag. Stagl am 26. August ist bereits festgesetzt.

Niemand außer mir hat mitbekommen, was der finanzielle Gehalt von dem ist, was da gerade beschlossen worden ist.

Einige Tage später fragt Franz Hauberl, ob die „ARWAG Pro“ für ihn und seine Gäste stundenweise einen Tennisplatz im „Club Danube“ im „Park & Ride Erdberg“ mieten könnte. Bereitwillig tu ich das. Ein einziges Mal spiele ich dort auch selbst, mit dem Idi. Das ist mehr symbolisch. Weil für Tennis nehmen wir uns eigentlich keine Zeit.

Zwanzig Jahre später erzähle ich die Sache dem Norbert Fuchs. Der sagt, er habe das bis heute nicht bemerkt. „Wenn es wirklich Absicht war, dann war’s genial!“

1993 - Die Geographie des Affenlandes

Das Personal der Stadt-projekt ist nun hauptsächlich in der „ARWAG Pro“, der ARWAG Projektentwicklung und Planung GmbH, - heute ARWAG Bauträger GmbH genannt. Die Bautechniker der Stadt-projekt sind vorübergehend in der ARWAG Baubetreuung GmbH, - Auftragnehmerin der „ARWAG Pro“ und bald mit dieser verschmolzen. Die Altbausanierungs- und Gebietsbetreuungs- Aufträge sind in der alten Stadt-projekt verblieben, die nun „ARWAG Wohnhaussanierung“ heißt und auch bald in der ARWAG Bauträger aufgeht. Klingt kompliziert, - ist es aber eigentlich nicht. Ich hatte das neue Bürohaus zu planen gehabt, direkt über der U-Bahn U3. Judith Lang, die damals als Österreichs „Schallschutzpäpstin“ gilt, bringt es zusammen, dass über dem U-Bahn-Tunnel sich noch ein Garagengeschoss ausgeht und der Fußboden des Erdgeschosses bündig mit dem Gehsteig ist. Neopren statt dem Betonflötz macht es möglich!

Die Vorstände Adolf Holper und Franz Hauberl hätten eigentlich beide im fünften Stock der Wützlerstraße 15 sitzen sollen. Auch deren zugeordneten Prokuren, die Helga Schöller, der Norbert Fuchs und der Walter Eberhard. Daher sind die Räume im fünften Stock auch einige Zentimeter höher gebaut, als die in den anderen Geschossen. Ich hatte auch extra großzügige Toiletten im fünften Stock geplant, - noch größer, als die Vorstands- Toiletten in der Sozialbau, damit es aus Sicht der Stadt-projekt nicht wie ein sozialer Rückschritt wirkt.

Dann will aber die Helga Schöller nicht im selben Stock sitzen, wie der Franz Hauberl. Und der Adolf Holper will vom selben Sekretariat versorgt sein, wie die Helga Schöller. Wie Menschen eben sind!

Die konzipierte Gebäudestruktur ist zum Glück flexibel und geduldig. Also sitzen Adolf Holper und Helga Schöller im zweiten Stock. Im ursprünglich für Adolf Holper gedachten Zimmer sitzt der Norbert Fuchs. Und statt der Helga Schöller und deren Sekretariat sitzen des Norbert's Lokal- und Büro- Verwerter Peter Gregori und Thomas Julius Slanec nebenan. Für Juristin Rosa Maria Dopf gibt es dort ein winziges Kammerl.

Mein „Reich“ für Projektentwicklung und Planung ist der vierte Stock. Jenes des Werner Scharf mit den Bauleitern und dem „Idi“ Hans Friedler ist der Dritte. Verwaltung, Rechnungswesen mit der Anneliese Schütz und der EDV sind neben der Generaldirektion im zweiten. Der Vertrieb und der Zuwanderer-Fonds mit dem Franz Schinogl sind im ersten Stock.

Im Erdgeschoss gibt es die „Ausländer-Beratung“ des Zuwanderer-Fonds mit eigenem Eingang in der Markhofgasse und als verbindendes Element zwischen den beiden Eingängen unterschiedlichen sozialen Rangs ein Kaffeehaus. Ein von mir vorgesehenes Seminarzentrum wird auf einen Sitzungssaal reduziert, zugunsten zweier Geschäftslokale.

In Anbetracht der grünen Streifen an den Seitenwänden der Garageneinfahrt in der Schiffamtsgasse, die alle von des Adolf Holper's Jaguar stammten, plane ich die Garageneinfahrt sieben Meter breit!

Im eingerückten Dachgeschoss, dem sechsten Stock, gibt es großzügige Dachterrassen. Die Räume dort sind sehr genau geplant: Ein Reserveraum für die Kühltürme einer späteren Klimaanlage ist exakt so groß, wie ein Tischtennisfeld. Daneben der Waschraum mit Duschkabinen, ein Stauraum für die Terrassenmöbel, ein Seminarraum mit Küche, in dessen Eck ganz genau eine Saunakabine passen würde, mit der Tür zu den Duschen.

„Die Sauna kommt erst, wenn der Mayr da war!“ Kann es sein, dass Franz Hauberl das gesagt hat? Jedenfalls kam nie eine Sauna, es kam auch kein Tischtennistisch,

doch das Möbellager wird als gut ausgestattete Bar zweckentfremdet und die Möbel auf der Terrasse bloß mit einer Plane zugedeckt.

Die Terrassenlandschaft hat sich bewährt, - sowohl für festliche Veranstaltungen, als auch für Seminare. Da die Klimaanlage, als sie dann wirklich kommt, keine „Kühltürme“ mehr benötigt, ist der Platz dafür oftmals genützter Reserveraum.

Dem „Mayr- Modell“ des „Wohnen und Arbeiten“ entsprechend gibt es auf dem Grundstück außerdem 43 geförderte Wohnungen über einem Kindergarten und zwei weitere Geschäfte! Je ein Drittel Wohnen, Lokale und Büro auf knapp 8.000 m² Nutzfläche!

Als der Franz Hauberl in der Küche des fünften Stock einmal stöhnt „die sind alle so deppert und ich bin denen ihr Chef“ schallt es singend zurück: „ich bin der König im Affenland!“

1993 – Der dritte Lebensabschnitt

Gattin Johanna mag besonders die Landschaft nördlich der Donau. Besonders gern ist sie bei ihrem Bauern in Niederneustift nahe Zwettel im Waldviertel und ebenso gern rund um den Oberleiser Berg im Weinviertel. In den Jahren 1997 bis 2013, in denen sie meine um billiges Geld erworbenen ausgedienten Dienstwägen Kadett Kombi und Opel Zafira übernimmt und ausfährt, ist sie oft und oft auch alleine dort. In den Jahren davor fahren wir gemeinsam mit dem Dienst-Kadett hin, den ich auch privat nutzen darf, und verbringen die Nächte beim Bauern. Im April 1993 möchte die Hanni mit mir von Niederneustift nach Zwettel und wieder zurückwandern. Immerhin zwei Mal acht Kilometer die rote Markierung den Fluss Zwettel entlang über Schloss Rosenau! Will sie vielleicht über etwas Besonderes sprechen?

Immerhin: Sohn Peter ist nun fast zwanzig Jahre alt, gerade von zu Hause in die mit dem Ableben der Mutter leer gewordene Wohnung meiner Eltern umgezogen und studiert erfolgreich Linguistik an der Universität. Johanna selbst hatte sich drei Jahre vorher mit dem Abschluss der Ausbildung zur Wirbelsäulengymnastik-Trainerin ein berufliches Standbein geschaffen und betreibt ihre Kurse mit ausgeklügeltem Musikprogramm zur Freude des Wiener Volkshochschulen-Leiters Michael Ludwig ebenso erfolgreich, - wenn auch nicht aufregend einträglich, - in diversen Wiener Volkshochschulen. Auch ich selbst bin gerade erst vom Prokuristen zum Geschäftsführer geworden. Ein neuer Lebensabschnitt hat somit begonnen. Einiges am materiellen Teil und am Zweck der Bindung der nun schon 25 Jahre währenden Gemeinschaft zwischen der Hanni und mir ist also weggefallen.

Ja! Johanna fragt tatsächlich rund heraus, ob ich sie auf ihrem weiteren Lebensweg wie bisher unterstützen werde. Die Frage drängt sich ja auf, trotzdem ist sie für mich einigermaßen überraschend. Ohne die Bindung der gemeinsamen Kindererziehung und der noch bis vor sechs Jahren drückend gewesenen Schulden stünde uns ja auch das Trennen der Lebenswege völlig frei. Doch ich denke nicht lange nach und sage „ja“. Johanna ist sichtlich erleichtert und sie ist wohl überzeugt, sie kann mir diesbezüglich vertrauen. Die Entscheidung ist gefallen und sie wird weitere 26 Jahre halten, bis zu ihrem Ableben im Jahr 2019. Die Art des Zusammenlebens verändert sich allerdings. Ja, wir wohnen weiterhin gemeinsam in der Wohnung in der Böcklinstraße, - bis Johanna im Jahr 2014 ins Pflegewohnheim muss. Um das Jahr 2000 meldet sich Johanna für eine Migra-Wohnung in Stetten im Weinviertel an, zieht die Anmeldung doch bald wieder zurück. Doch unsere Bezugskreise entwickeln sich

auseinander. Johanna will mit meinen gemeinnützigen Immobilien-Kreisen nichts zu tun haben und möchte auch nicht, dass ich in ihren Kreisen und in ihren Kursen auftauche. Daher habe ich nicht einmal ein Foto von ihren Kursen! Also geht zu meinen berufsbedingten gesellschaftlichen Terminen stets jemand anders als Begleitung mit. Meist ist es meine spätere Migra- Geschäftsführungs-Kollegin Anneliese Schütz. Ich bin ebenso froh, mit der „Lieserl“ eine Person an der Seite zu haben, die bei den gemeinnützigen Immobilien zu Hause ist, wie auch die Lieserl froh ist, dass sie mich an ihrer Seite hat. Ihr Gatte Carlo ist nämlich Hochschul-Professor für Orgelkunde und Organist, welche Bereiche sie genauso wenig interessieren, wie ihn die gemeinnützigen Immobilien. Also meinen Lieserl und ich wohl mit Recht, es ist gerade unsere Freundschaft, die unsere beiden Ehen über all die Jahre gerettet hat!

Bild von Johanna aus dem Jahr 1993 im Alter von 48 Jahren, aufgenommen auf der Hohen Wand



„DURCHZIEHEN“

1993 - Was alles schiefgehen kann

Ein Jahr vor dem Ende von Hans Mayr's Stadtrats-Periode ist Jury des städtebaulichen Wettbewerbs des "Wohnpark Trillergasse", der später "Trillerpark" heißen wird. Es ist die eine Örtlichkeit, an der alles Erdenkliche schief gegangen ist. Wer sich an die Erinnerung "1986 - Der Platz mit der Wasserader" erinnert, findet etwas Vergleichbares dort in der Trillergasse vor, - nur in viertausendfacher Vergrößerung!

Es beginnt mit dem "Konsum Österreich", der dort den "Konsum Nord" betreibt, in Baurecht auf einer 5 Hektar großen Stadt-Wien- Liegenschaft.

Die Verkaufshalle ist 25 Jahre alt, hat keine Wärmedämmung und ist längst nicht mehr zeitgemäß. Es gibt Gespräche über einen neuen "Konsum Nord" auf der Parkplatz-Hälfte des Areals, - mit geförderten Wohnungen des "Wohnen und Arbeiten" oben drüber.

Dem Konsum Österreich geht es wirtschaftlich nicht gut. Er probiert eine Kooperation mit der Schweizer MIGROS- Genossenschaft, - doch die Bemühungen helfen nicht wirklich. Aus dem Kaufpreis des Baurechts kann dann noch der Belegschaft ihr Weihnachtsgeld 1994 ausbezahlt werden. Dann ist es aus! Ausgleich im Mai 1995, Übernahmen. Abwicklungen. Glücklicher Weise übernimmt der SPAR- Konzern die Nachfolge in der Trillergasse, wodurch das Projekt nicht völlig zum Erliegen kommt.

Benachbart zum Areal laufen Planungen für eine Verlängerung der U-Bahn- Linie U6 mit Station direkt an der Liegenschaft, - ebenso für die Nord-Autobahn auf der anderen Seite der Liegenschaft. Überlegt wird, dort vielleicht nur einen Ast der Donauufer-Autobahn A22 münden zu lassen, und die Nordautobahn bei der Praterbrücke zu führen, - wie es ja zwischenzeitlich gebaut ist. Verordnet gemäß Bundesstraßen-Gesetz ist jedenfalls im Jahr 1993 noch nichts.

Schwierig, zu planen, wenn vieles Wichtige in der Umgebung noch offen ist. Für ein Einkaufszentrum ist jedenfalls die U-Bahn- Station lebenswichtig.

Montag 26. September 1993 ist also Jurysitzung. Ich bin der Vorprüfer. Übernäch tig kommen die ARWAG- Leute von ihrem Betriebsausflug aus Istanbul zurück, an dem ich nicht teilgenommen hatte.

Ich erläutere alle acht Projekte dem Beurteilungsgremium. Jenes von Roland "Harro" Hagmüller, das geschlossene Randbebauung in Bauklasse V vorsieht, kommt dabei mangels Flexibilität und mangels Bezugs zu Himmelsrichtungen und allfälligen Störquellen von außen nicht gerade gut weg. Ich weiß allerdings nicht, dass bei einem frühmorgendlichen Rundgang sich Stadtrat Hannes Swoboda ausgerechnet für dieses Projekt ausgesprochen hat.

Ich werde gerügt. Es wird mir Mangel an Objektivität vorgeworfen. Und die Jury entscheidet sich tatsächlich für das Roland Hagmüller- Projekt!

Wie also weiter? Als sich die Nachrichten verdichten, die Autobahn münde entlang der langen Südgrenze, wird beschlossen, dort eine Hochgarage hin zu bauen, zum Schallschutz der übrigen Anlage und weil die PKW ohnehin von dort kommen. Auf einen Teil der möglichen Nutzflächen wird dadurch bereits vorweg verzichtet.

Aber was soll's, - Büros gehen an dieser abgelegenen Seite ohnehin nicht und für Wohnungen ist es zu laut. Wie es gegangen wäre, zeigen die späten Bauabschnitte "Süd" und "West", deren transluzenter, gebäudehoher Schallschutz die Autos so unhörbar macht, wie Fische in einem Aquarium.

Der "Hundeknochen" ist nun vorgesehen zwischen Garagenliften und der U-Bahn. Nur: Die U-Bahn endet weiterhin am Franz Jonas-Platz und die Verlängerung wird nicht gebaut. Ganz schlechte Voraussetzungen für ein Einkaufszentrum! Trotz

renommierter Berater, wie Steinmann und Naeff kommt es nie so richtig in Gang. Zum Glück haben sie nur die Hälfte der zulässigen EKZ- Nutzfläche errichtet und lange gewartet, ob ein "Großer" wie etwa IKEA, sich der leeren Konsum- Halle annimmt. Fünfzehn Jahre nach den hier geschilderten Ereignissen wird dann gehandelt: Das Einkaufszentrum wird verkleinert und die geschilderten Trakte mit dem Schallschutz zur Autobahn werden nach einem weiteren Wettbewerb genehmigt. Es soll dort auch das Pflegewohnhaus Floridsdorf hinkommen. Die "Cartas Socialis" und die "Senecura" bewerben sich beim Fonds Soziales Wien. Die Caritas erhält den Zuschlag und soll Mieterin der ARWAG werden. Die Förderung ist beschlossen. Endlich ein positives Ergebnis! Sechs Wochen vor Baubeginn ein abermaliges "Nein". Neue Studien der Stadt haben den Bedarf nach einem "Pflegewohnhaus Floridsdorf" widerlegt! Nun helfen aber Alle. Stadtplanung, Baupolizei, Wohnfonds und Wohnbauförderung. Seit 2015 ist der "Trillerpark" nun endlich fertig, - mit Wohnungen statt dem Pflegewohnhaus. Er ist zur Gänze verwertet und nach langen Jahren roter Zahlen nunmehr in den schwarzen!

1994 - Die „Wohnparks“ des „Wohnen und Arbeiten“

Nun ist der Jahreswechsel zu 1994 vorbei! ARWAG, Zuwanderer-Fonds und MIGRA sind seit vier Monaten im neuen Haus Würtzlerstraße 15. Die „Stadt-projekt“ war schon einige Wochen früher umgezogen. Ihre Tätigkeiten sowie ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind, - wie gesagt, - seit dem 1. Jänner in der ARWAG Bauträger GmbH, die damals noch „ARWAG Projektentwicklung und Planung GmbH“ heißt, - sowie in den zwei weiteren Firmen, die bald mit ersterer verschmolzen sein werden.

Außer dem „Wohnpark Sandeilen“ und der „Würtzlerstraße 15“ ist von den 14 Anlagen des „Wohnen und Arbeiten“ nach dem „Mayr-Modell“ noch nichts fertig.

Doch am „Park & Ride Erdberg“, an den Wohnparks „Rennweg“, „Kornhäusl“ und Dresdner Straße“, sowie am „Meiselmarkt“ wird bereits gebaut.

Und die Wohnparks „Handelskai“ und „Erdberg“ stehen kurz vor Baubeginn.

Ein knappes Jahr, - bis 7. November, - wird Hans Mayr noch Finanzstadtrat sein. Und er schickt während dieser Zeit noch Einiges für sie auf die Reise:

Den Wohnpark und das Hochhaus „Neue Donau“, den „Konsum Nord“, der bei ihnen dann „Trillerpark“ heißen wird, das „Park & Ride Ottakring“ und die „Remise Kreuzgasse“. Dass das „Zentrum Muthgasse“ bald auch bei ihnen sein wird, ahnt zu Anfang des Jahres noch Niemand.

An den MIGRA- Häusern Schönbrunner Straße 104 und Felix Slavik- Straße 4-6, an der Cumberlandstraße 54 des Zuwanderer-Fonds, sowie an der „Geibelgasse“ der Z Immobilienfonds-AG wird außerdem gebaut. Gleichfalls an der Sanierung von Häusern mit insgesamt stolzen 646 Wohnungen am Neubaugürtel sowie in Löhrgasse, Possingergasse und Kennergasse.

Unglaublich! Wer in Wien hat schon zweieinhalbtausend Wohneinheiten gleichzeitig in Bau oder Sanierung? Und weit mehr noch in Vorbereitung!

Durch gute Kontakte mit den verschiedensten Institutionen und Unternehmen kommen sie zu weiteren Liegenschaften. Hier wird ein Einspringer für einen ausgefallenen Partner für die „Wattgasse“ gesucht. Da sucht der WWFF einen Partner für einen Autospengler mit Platz für ein Wohnhaus auf seinem Grund in Simmering, in der Rautenstrauchgasse. Dort sind wir Nachbar eines Schulbauplatzes und dürfen eine integrative Schule zur Anmietung durch die Stadt Wien an der Hernalser Hauptstraße errichten.

Im Gegensatz zu vielen Außenstehenden in Wien zweifeln wir daher nicht, den Abgang des ARWAG- Initiators und Mentors Hans Mayr ohne Einbruch unserer Produktion aus Eigenem überstehen zu können. Wir sollten recht behalten!

Warum allerdings nach der Fertigstellung der 14 Anlagen des „Wohnen und Arbeiten“ die zwei Banken weiterhin die Mehrheit der Anteile halten sollten, und die Stadt, der Zuwanderer-Fonds und die „Städtische“ die anderen Anteile, darüber wird die nächsten 25 Jahre lang philosophiert, - zuletzt auch von den Banken feilgeboten. Im Oktober 2020 nützt dann die Wien Holding der Stadt die Gelegenheit zum Aufgriff. Was bedeutet das alles für das Team der früheren Stadt-projekt? Die meisten dieser Mitarbeitenden finden sich ab Jänner 1994 in jenem Unternehmen wieder, das heute „ARWAG Bauträger GmbH“ heißt, - und das seine ersten Jahre lang „ARWAG Projektentwicklung und Planung GmbH“ geheißen hat.

Auch was auf den Tischen des Teams liegt, hat sich geändert. Statt der Altbausanierungen gibt es nun zunehmend Pläne und Leistungsverzeichnisse für Neubauten. Etwa die Würtzlerstraße 15, den Bauteil Zwei des Wohnpark Rennweg, die Blütengasse 11-13 und die Marilaungasse 4, alle im Bezirk „Landstraße“. Weiters 1100 Laaerbergstraße 67, 1110 Lorystraße 85-87, 1150 Nobilegasse 48 und Geibelgasse 18-20, 1210 Arbeitsmarktservice Schloßhofer Straße 16 und Bürohaus Trillergasse 8, sowie drei Siedlungen in Stetten, etwa Kirchenweg 9.

Bald werden gar keine Pläne mehr auf den Monitoren und den Tischen in Arbeit sein. Sie werden derartige Arbeiten in Auftrag geben und sich selbst auf die Projektentwicklung und auf das Projektmanagement zurückziehen.

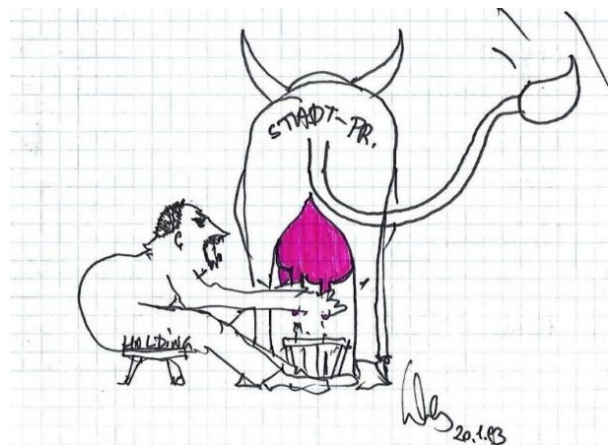
Altbausanierung wird es dabei bis heute immer geben, - von der Menge her jedoch nur mehr als Randerscheinung, - wenn auch im Detail so spektakulär, wie etwa beim Schloss Liesing, bei der Remise Kreuzgasse und bei der BFI- Fachhochschule im Wohnpark Molkereistraße.

Mit 7. November ist, wie gesagt, die Periode von Bürgermeister Dr Helmut Zilk, Vizebürgermeister und Finanz-Stadtrat Hans Mayr und Wohnbau- Stadtrat Rudolf Edlinger zu Ende. Es beginnt die Periode von Bürgermeister Dr Michael Häupl und

Wohnbau- Stadtrat Werner Faymann, zwei Jahre noch unterstützt von Rudolf Edlinger, - nun nicht mehr als Wohnbau-, sondern als Finanz- Stadtrat.

Sie sind zu ihrem Erstaunen jetzt in einer Unternehmens- Gruppe, die als Betriebsausflüge mehrtägige Exkursionen veranstaltet, - nach Istanbul, Rom, London, Paris, New York, St. Petersburg, Lissabon, Athen, und so weiter, - mit Kostentragung zu je einem Drittel durch den Betriebsrat, durch das Unternehmen und aus Selbstbeteiligung.

Bild: So sehe ich es damals, wie Franz Hauberl die Stadt-projekt für die ARWAG „übernimmt“.



1994 - Aufdecken!

Franz Hauberl tut so, als wüsste er nicht, warum er zu einem der Juroren im städtebaulichen Wettbewerb „Remise Kreuzgasse“ bestellt wird. Die Stadt Wien lässt eine gründerzeitliche Straßenbahn- Remise auf und es soll ein weiterer „Wohnpark“ des „Wohnen und Arbeiten“ dort entstehen. Der Disposition des Finanzstadtrats Hans Mayr entsprechend musste die ARWAG her, in der Person ihres für Technik zuständigen Vorstandsdirektors!

Remisen mit Wohnungen überbauen, - das war ja auch eine der Ideen des Hans Mayr. Daher wirkte die ARWAG auch mit bei der Überbauung der Remise an der

Simmeringer Hauptstraße durch die GWSG und die GESIBA bei der Überbauung der Remise in der Ottakringer Maroltingergasse.

An der Kreuzgasse allerdings gibt es keine Straßenbahnen mehr, nur die drei leeren, weiträumigen und denkmalgeschützten Sichtziegelhallen!

Was soll da hinein? Kultur natürlich! Da können Bezirk und Stadtplanung ja nur einverstanden sein! Beide müssen es ja auch nicht bezahlen! Konkretes dazu gibt es allerdings nicht.

Nun denn! Sei eben der ARWAG vertraut, dass sie schon eine Lösung findet, gegen die es keinen Widerstand gibt.

Zuerst aber der Wettbewerb! Ausgeschrieben von den „Wiener Linien“, einem Teil der Stadt Wien mit Sondervermögen, dem auch der Verkaufspreis zugutekommt. Daher bitte schön möglichst viel Nutzfläche, um, - multipliziert mit den „förderbaren Grundkosten“, - zu einem stattlichen Erlös zu kommen!

Es gewinnt das Grazer Architektur- Paar Karla Kowalsky und Michael Szyszkowitz. Ein Blockrand- „U“ mit einem Trakt über den Hallen und einem anderen „aufgeständert“ davor, so dass zwischen zwei Stiegenhäusern je drei Stockwerke frei bleiben. Ganz oben dann sollen zweigeschossige Wohnungen darüber „schweben“, die aussehen, als wären sie drei Straßenbahnwaggon hinter einander. Zur Nutzung der Hallen: keine Aussage!

Dieses Architekten Team hat hohe Reputation. Es ist aber auch bekannt wegen seiner ausgeprägten Haltung gegen Verdichtungen auf Druck der Wirtschaft.

Franz Hauberl berichtet mir, die Wiener Linien wollen den Wettbewerb aufheben, da viel zu wenig Nutzfläche ausgewiesen ist. Sie dürften dies bei der Jurierung übersehen haben. Ob mir dazu etwas einfällt?

Ich setze mich in den Zug und fahre am 21. Juli 1994 nach Graz. Ich denke, wer etwas von als schwierig geltenden Zeitgenossen will, muss zu ihnen hinfahren. In einer Mappe habe ich ein Blatt Papier mit einer Zeichnung drauf.

Zu dritt sitzen wir in einem Grazer Gasthaus. Karla Kowalsky und Michael Szyszkowitz sind voll Misstrauen. Sie haben gehört, dass die Wiener Linien mehr Nutzfläche wollen. Mit ihnen gehe so etwas aber nicht!

Das Blatt Papier liegt mit der Rückseite nach oben vor mir. Ich meine, bevor sie sich festlegen, sollten sie einmal herschauen. Neugierig und skeptisch sehen mir die beiden beim „Aufdecken“ zu. Ich drehe das Papier um.

Drauf ist das Projekt von Karla Kowalsky und Michael Szyszkowitz dargestellt, nur mit proportional größeren „Waggon“ in der Luft! Dreieinhalb Geschosse hoch statt zweien, zwölf Meter tief statt acht, - und mit sechs Meter Freiraum darunter anstelle von acht. Auf den ersten Blick ist der Unterschied kaum zu bemerken, obwohl es 2.000 Quadratmeter Nutzfläche mehr sind, ganze 15 Prozent!

Die beiden wechseln einen Blick mit einander. Ja, DAS machen sie schon! Ihr Projekt ist ja gar nicht verändert, - nur eben proportional vergrößert. Damit können sie leben! Natürlich auch mit dem vergrößerten Honorar.

Ein Problem ist also gelöst. Nun das zweite! Was kommt in die Hallen hinein? Erste Frage: Gibt es Nachfrage nach einem Supermarkt? Ja, gibt es! Zum Beispiel beim SPAR- Konzern! Fast die Hälfte der 5.000 m² großen Hallen ist damit verwertet!

Zweite Frage: Wo kommen die Garagen für die 201 Autos gemäß der Stellplatz-Verpflichtung hin? Es ist ja fast überall der Denkmalschutz! Richtig! In die Hallen hinein! In mehreren Ebenen über einander und auch darunter! Was früher Straßenbahnen aufnahm, kann in der Zukunft auch Autos aufnehmen!

Wie viel an Fläche der Hallen hat nun noch keine Nutzung? Es sind noch 1.300 m² der Nutzfläche übrig! Da brauchen wir aber Glück! Und wir haben Glück! Eine private höhere Schule einige Häuser weiter benötigt zwei Turnsäle! Bingo! Alles unter Dach und Fach! Und mit der schulischen Nutzung ist sogar ein bisschen von der allseits gewünschten Kultur in den „Wohnpark Kreuzgasse“ gekommen.

Franz Hauberl ist erleichtert. Allerdings: Vor der Lösung der genannten Probleme hat er schon vorsorglich die Sparkassen Immobilien AG gefragt, ob sie nicht investieren möchte, bei Beauftragung der ARWAG als Generalplanerin, - und deren Chef Wolfgang Ulrich hatte „ja“ gesagt. Nun denn, - ein risikoarmes Dienstleistungs-Projekt ist ja auch nichts Schlechtes!



1994 - Fliegender Wechsel

September 1994. Die Stadtrats- Periode des Hans Mayr wird nach über 21 Jahren bald vorbei sein. Das 40.000- Quadratmeter- Amtszentrum „Muthgasse“ hat er noch in eine „Wohnen und Arbeiten“ – Struktur eingepackt, mit Wohnungen, Lokalen und Gewerbe. Allerdings ist diesmal nicht die ARWAG der Partner sondern die „V.G. Liegenschaftsverwertungs- GmbH“ um den „Hazet“- Chef Zehetmeyer und den Architekten Heinz Neumann. Eine Spundwand ist bereits gesetzt und die Baugrube für eine mehrgeschossige Tiefgarage ist schon ausgehoben.

Voll Sorge reden die Bank Austria Vorstände Karl Samstag und Friedrich Kadrnoska den Franz Hauberl an. Das Finanzierungskonzept der „V.G.“ sei nicht so plausibel, wie gewünscht. Besonders das Verwertungskonzept macht Sorge. Ein Flop mit 40.000 m² Stadt Wien- Miet-Amtsräumen mitten drin, - das darf es nicht geben! Kann die ARWAG das retten? Bringt die ARWAG die Realisierung des Raumprogramms der Stadt fertig, - und schafft sie für die andere Hälfte ein sicheres Verwertungskonzept, mit viel Wohnbauförderung dabei, Vereinfachungen und dazu eine Kosten- und Verwertungsgarantie? Kann das die ARWAG? Schnell muss es gehen, Es wird ja schon gebaut!

Franz Hauberl befragt den Werner Scharf und mich. Uns fällt gleich eine Menge ein. Ein Tiefgeschoss weniger und dafür Garagenplätze neben dem Supermarkt. Reduktion und Entwirrung eines etwas verquer vorgesehenen Eigentumswohnungs-Bereichs. Auch ein Wohnheim neuer Art. Ja, sie werden rechnen! Nächste Woche kann gesagt werden, ob das geht. Wir seien optimistisch.

Bald ist es klar:

Ja, die „ARWAG Pro“, - heute heißt sie „ARWAG Bauträger GmbH“, - übernimmt die Totalunternehmerarbeiten zu einem Fixpreis! Samt Planung, Errichtung, Verwertung und Erstverwertungsgarantie! Honorierung laufend mit gleichmäßig verteilten Raten vom Baubeginn bis zur zeitlich fixierten Fertigstellung!

Rasch besteht Einigkeit mit der „BAL“, der „Bank Austria Leasing“, die nun vermittelt einer Tochtergesellschaft die Liegenschaft der „L.G.“ abkauft und investiert. Das Projekt ist gesichert, - die L.G. und die Beteiligten auch!

Hektisch wird umgeplant. Walter Eberhart kommt mit einer Schreckensmeldung. Unter dem Erddruck gerät die Spundwand in Bewegung und ist in Gefahr, in die Baugrube zu stürzen! Was tun?

Da ja das unterste Garagengeschoss entfällt, ist es möglich, eine Berme aufzuschütten, die nachher nicht mehr entfernt werden muss. Das geschieht unverzüglich.

Ich spinne vor mich hin: Wir melden das Aufschütten der Berme der BAL als Baubeginn und setzen den Zahlungsplan in Gang. Ich werde dafür von Franz Hauberl, Walter Eberhart und Werner Scharf ausgelacht. Das gehe NIE durch! Doch ich bleibe dabei: Das Aufschütten einer Berme ist eine Baumaßnahme, - und eine absolut notwendige auch noch dazu!

Als Geschäftsführer des Totalunternehmers „ARWAG Pro“ meldet ich den Baubeginn dem Geschäftsführer der BAL Kunesch und bereite die erste Rechnung vor. Dabei denke ich: Kaufleute dürfen Geschäftspartner nicht unterschätzen – aber fürchten vor ihnen dürfen sie sich schon gar nicht. Ich werde doch noch probieren dürfen!

Tatsächlich! Bei der BAL sind sie dankbar, dass die Spundwand nicht in die Grube gestürzt ist! Uns sie zahlen ohne weiteres Hinterfragen!

Bis alle Bewilligungen und Bauaufträge für das geänderte Projekt da sind, dauert es ein paar Monate. Hinterhältig fragt der Verfasser den Franz Hauberl, der inzwischen Generaldirektor geworden ist, was er glaube, dass die ARWAG Pro auf ihrem „Ordinario“ hat.

Franz Hauberl ist stolz auf die sich gut entwickelnden Unternehmen, lächelt und sagt, „ihr habt gut gewirtschaftet“. Er schätzt. Der Verfasser korrigiert die Schätzung. „Es ist zehnmal mehr!“

Hauberl staunt. „Ja, der „Muthgasse“ – Vertrag wirkt sich aus. Aber ihr müsst davon ja die Bau- und Planungs- Rechnungen zahlen.“ Natürlich, - müssen wir! Aber die Zinsen der Gelder, die gehören uns! Damals hat es ja noch Zinsen gegeben!

Auf diese Weise und auf ähnliche Art ist Vieles von dem, was zu verdienen war, - wie in der Erinnerung „1991 - Zwei Jahre brauchen wir ihn noch“ berichtet, - hereingekommen. Allerdings: Vielleicht erscheine ich dem Franz Hauberl zu selbständig. Hat der Vorgesetzte noch Alles in der Hand oder nimmt der Untergebene vielleicht mehr in die Hand, als ihm zusteht? Jedenfalls darf ich mich Ende 1996 „Direktor“ nennen, bin Holding-Prokurist, Geschäftsführer der ARWAG Wohnpark Molkereistraße und bald auch Migra-Prokurist. Von der „ARWAG Pro“ bin ich nach drei Jahren jedoch abgezogen und das stolze Dekret vom 4.8.1993 gilt nicht mehr.

Friedrich Schiller lässt im „Fiesco“ den Mulai Hassan in vergleichbarer Situation sagen: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan. Der Mohr kann geh’n.“

1994 - Gratis- Werbung und Blitz- Novelle

Hans Mayr ist seit 7. November 1994 durch Rudolf Edlinger als Finanzstadtrat ersetzt und Rudolf Edlinger selbst durch Werner Faymann als Wohn-Stadtrat.

Werner Faymann war ja bis dahin Mieter- Vereinigungs- Vorsitzender. Das Fehlen einer Miethöhen- Sicherung im „Mayr-Modell“ des § 15 WWFSG nach dem zwanzigsten Jahr in der jeweiligen Wohnung war ihm immer schon ein Dorn im Auge gewesen. Das soll sich jetzt ändern! Also sorgt er dafür, dass Kollege Rudolf Edlinger die Leitung der ARWAG diesbezüglich vorlädt.

Adolf Holper ist ja nun Vorsitzender des Aufsichtsrats und nicht mehr Generaldirektor. Das ist jetzt der Franz Hauberl. Eines der ersten Dinge, die auf ihn zukommen, ist die angeführte Mieten-Angelegenheit. Es bleibt ihm nicht erspart, diesbezüglich nach zu geben. Es werde vertraglich zugesichert, dass die Mieten nach dem zwanzigsten Jahr in der Wohnung nicht höher steigen, als zur Wertsicherung nötig.

Alle Tageszeitungen schreiben darüber. Da hat der Werner Faymann jedenfalls nachgeholfen. Jetzt weiss wirklich Jede und Jeder, dass in den Wohnparks „Rennweg“, „Erdberg“, „Kornhäusl“, „Handelskai“ und „Neue Donau“ von einer

“ARWAG” insgesamt dreieinhalbtausend geförderte Wohnungen gebaut und vermietet werden. Dazu ist gar keine entgeltliche Werbung mehr nötig!

Was in zwanzig Jahren ist oder nicht ist, - das berührt Menschen, die HEUTE eine Wohnung brauchen eigentlich nicht wirklich. Und wenn, - jetzt ist ohnehin klargestellt, dass auch nach zwanzig Jahren nichts passiert!

Diese kostenlose Werbung ist für das ARWAG Team von größerer Bedeutung, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Die ARWAG ist ja neu auf dem Wohnungsmarkt, - nicht altbekannt, wie Sozialbau oder Gesiba. Die Wohnungs-Suche via Internet ist noch nicht erfunden, - und der Nachfrageboom der “Neuen Wohnungsnot” nach dem Aufgehen der “Eisernen Vorhänge” ist infolge dreier Jahre mit über 10.000 Förderungen bereits im abebben.

Ich bin darüber hinaus bedacht auf die Refinanzierung des Investments. Ich wende mich an den Leiter der Wiener Wohnbauförderung, Obersenatsrat Dr. Otto Maisel: Was wäre, wenn zusätzlich zum Baukostenbeitrag vom 110- fachen des monatlichen Mietbetrages gemäß § 63/1 WWFG auch ein Grundkostenbeitrag für die §- 15- Wohnungen eingehoben wird?

Herablassend schmunzelt Otto Maisel. Im Pauschalbetrag sei alles inkludiert. Wieso ich das nicht wisse?

“Eine Überschrift gehört doch zum Gesetzes-Text dazu?”

“Ja, natürlich.”

“Die Überschrift lautet aber “Baukosten-Beitrag” und nicht “Finanzierungs-Beitrag”!”

“Oha! Da ist uns etwas passiert! Das werden wir aber ganz schnell ändern!”

Sie haben es auch in Rekordzeit geändert!

1994 - Ein Hauberl auf dem-Dach

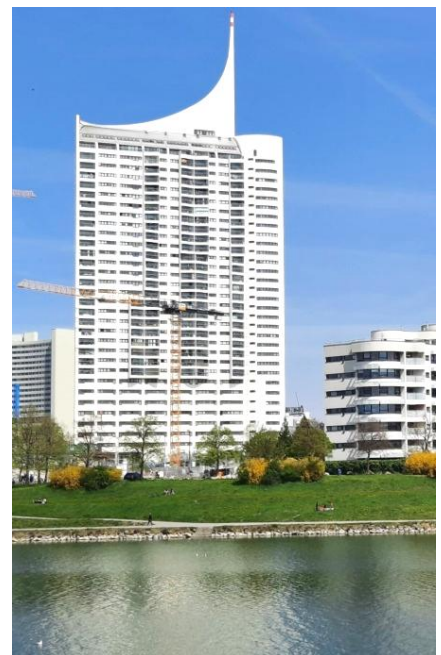
Laut seiner Bürochefin Gabriele Votava, der späteren Bezirksvorsteherin Meidlings, ist der Wohnpark Neue Donau ein besonderes Anliegen des Hans Mayr im Rahmen des “Wohnen und Arbeiten”. In der ARWAG fällt Bürgermeister Dr Helmut Zilk mehr auf, - mit seiner Einladung des weltbekannten australischen Architekten mit österreichischen Wurzeln Harry Seidler, die rund drei Hektar über der Donauufer- Autobahn A22 zu beplanen. Dem Harry Seidler ist es möglich, ausgehend von der schwierigen Lastverteilung über der Autobahn und dem unbedingten Erfordernis des Durchblicks vom dahinter liegenden riesigen Gemeindebau “Marshallhof” auf die Donau, einen luftigen, zeitlosen und gefälligen weißen Architekturraum zu entwerfen.

Höhepunkt der Anlage ist das Hochhaus. Es ist kein Risiko. Es ist ja eigentlich bekannt. Ein ganz ähnliches stehe bereits in Hongkong und weitere in Australien.

Für den Wohnpark wurde das Investment, wie schon beim “Wohnpark Handelskai” mit 60 % für BAI und SEG geteilt. Das Hochhaus ist zur Gänze Sache der ARWAG. In das Kinocenter, - inzwischen wieder abgebrochen, - investiert die Cinereal.

Harry Seidler weiß, was die Menschen wünschen. Örtliche Besonderheiten, die in Australien anders sind als in Österreich, - was etwa die Vorzimmer betrifft, - werden prompt berücksichtigt.

Oben am Dach eine Gestaltung. Es sieht aus, wie das Seitenruder eines Flugzeugs. Bescheidene Größe. Unauffällig. So wie es geplant ist, ist es Allen recht.



Allen? Nein! Es gibt einen, dem es so, wie es geplant ist, nicht recht ist. Dem Franz Hauberl! Warum? Will er es einsparen? Abermals nein! Ganz im Gegenteil! Es ist ihm viel zu klein!

Harry Seidler ist befremdet. Architekten sind es gewöhnt, dass ihre Gestaltungen von den Auftraggebern eingespart werden. Aber vergrößert? Das ist Neu!

Und nun hecken sie gemeinsam das große weiße "Segel" aus, das heute oben auf dem "Hochhaus Neue Donau" steht. Es ist zum Markenzeichen der ARWAG geworden und zu einem wichtigen Teil des Silhouette Wiens. Es möge an den Franz Hauberl erinnern, der nach kurzer Krankheit an seinem 61. Geburtstag im Jahr 2009 verstorben ist!

1995 - Im ersten Jahr nach Hans Mayr

Jahr eins nach Hans Mayr. Für den Generaldirektor von Siemens Österreich Hochleuthner sind große Immobilien- Angelegenheiten wohl immer im Einvernehmen mit dem Hans Mayr als Präsident des Wiener Wirtschaftsförderungs- Fonds und als Finanzstadtrat abzuwickeln gewesen. Jetzt, 1995, wo es den Hans Mayr in dieser Rolle nicht mehr gibt, wen wird er anreden? Den neuen Präsidenten und Finanzstadtrat Rudolf Edlinger? Den Planungs- Stadtrat Hannes Swoboda? Den neuen Bürgermeister Michael Häupl?

Ist es vielleicht am besten, erst einmal bei den alten Vertrauten des Hans Mayr nachzufragen? Der Adolf Holper ist aber auch nicht mehr operativ tätig. Wen dann?

Jedenfalls gelangt die Liste der von Siemens abzugebenden Liegenschaften im Sommer 1995 zum ARWAG- Vorstand. Filetstück: Die sechs Hektar der KDAG Kabel und Draht Aktiengesellschaft am Meidlinger Südhang des Wienerbergs an der U-Bahn U6- Station "Tscherttegasse", - später als das "Kabelwerk" bezeichnet!

Ich werde ersucht, das auszuwerten und tue das prompt mit Rückfrage beim Referatsleiter Herbert Buchner in der Magistratsabteilung 21B für Flächenwidmungs- und Bebauungsplanung, deren damaliger Leiter erstaunt bestätigt, dass die Sache bis dato unbekannt ist. Ich errechne etwa 105.000 m² Nutzfläche. Den ARWAG- Vorständen ist das zu viel und in Anbetracht der "Betriebsbaugebiet"- Widmung auch zu riskant. Franz Hauberl bespricht es mit Planungs- Stadtrat Hannes Swoboda und Kollegen Maximilian Weikart, Chef von „Wien Süd“ und damals auch der „BAI“.

Hannes Swoboda, politisch selbst in Meidling organisiert, entwickelt erste Aktivitäten. Vorderhand noch diskret und ohne Information der Öffentlichkeit, wird eine Bevölkerungs- Umfrage und ein "Milleniums-Workshop" vorbereitet.

Fertigteilbau- Produzent Hugo Konrad Mischek glaubt an eine exklusive Information, als der Siemens Österreich- Generaldirektor auch ihn in Beisein von Maximilian Weikart informiert. Wer es wirklich zuerst wusste, bleibt ungeklärt. Jedenfalls sind es jetzt drei.

Auch Dreien gemeinsam ist es immer noch zu groß. Besser nur je ein Viertel für die ARWAG, die Wien Süd und für die beiden Mischek- GmbH's "Wiener Heim" und "Domizil", die später von der "Strabag" übernommen werden sollten. Sie kommen überein, die gemeinnützige Wohnungs- Genossenschaft „Altmannsdorf–Hetzendorf“ zu fragen, ob sie mit dem restlichen Viertel mitmacht. Die ist Anrainerin mit einer großen Reihenhaussiedlung.

Altmannsdorf–Hetzendorf nicht ist dabei. Als Anrainer wollen sie in der Lage sein, für ihre Genossenschafterinnen und Genossenschafter das Projekt kritisch zu betrachten. Aber sie wird für Ersatz sorgen! Es kommen gleich zwei! Die Gemeinnützige Genossenschaft "Neues Leben" und die Gemeinnützige GmbH "GSG" mit je einem Achtel. Zum Schluss möchte noch der Karl Wurm Raum für die "Gewog" und die "Neue

Heimat", die er beide leitet. Die ARWAG und die Wien Süd treten ihm gern dafür je 8% ab. Somit steht die Arbeitsgemeinschaft.

Da das "Milleniums-Workshop" positiv verläuft und da in Hannes Swoboda's Mitbestimmungs-Veranstaltungen keine Gegeninitiative ersichtlich ist, kaufen die Unternehmen der Arbeitsgemeinschaft am 20. Jänner 1998 gemeinsam die Liegenschaft.

1996 - Projekt- Entwicklung als „Mensch ärgere Dich nicht“

Hannes Swoboda hat doch tatsächlich anno 1989 als neuer Planungsstadtrat Wolfgang Gräsel's Gesuch schriftlich genehmigt, Projektentwicklungs- Tätigkeiten der Stadt-projekt auf Gemeinde Wien- eigenen Flächen im Bereich des Floridsdorfer Franz Jonas-Platz zuzulassen! Mit einem Kooperations- Gebot an den Magistrat, - aber natürlich auf eigene Kosten! Die U-Bahn U6 ist ja gerade in Bau.

Ich beginne mit der Arbeit, wenn ich auch an konkreten Erfolgs- Möglichkeiten zweifle. Die erste Figur des „Mensch ärgere Dich nicht“- Spiels ist jedoch hinein gewürfelt.

Erste Vorschläge! Darunter eine Überbauung des Bahnhofs. Es geht um Grund von Gemeinde und Bund. Zu einer Übereinkunft kommen der Bundesbahndirektor Übeleis und der Finanzstadtrat Hans Mayr vor Ort zusammen. Im letzten Moment scheitert es an einem spontanen Veto des ÖBB- Mitarbeiters Widl, das der ÖBB- Direktor ernst nimmt. Wie peinlich! Die erste Figur ist draußen! Zurück zum Start!

Als Nächstes: Eine Überbauung der Fahrbahn der städtischen Autobusse an der Schloßhofer Straße durch ein Arbeitsamt, - mit Ausnahmegenehmigung aus dem ÖBB- Bauverbotsbereich neben den Gleisen. Die ARWAG hat die Stadt-projekt inzwischen erworben. Sie baut es doch tatsächlich nach den Plänen des Verfassers und seines Mitarbeiters Ibrahim Memic auf freihändig angekauftem Gemeinde-Grund! 1999 ist es fertig und ans AMS vermietet. Eine erste Figur ist im Ziel!

Und noch Etwas: Eine Überbauung des Fernautobus- Bahnhofs mit Park & Ride- Anlage und „Club Danube“- Fitness darüber in der Schloßhofer Straße 19. Sie scheitert, da sich kein Zahler für die Kubatur des Autobusbahnhofs selbst findet. Kaum hinein gewürfelt ist die zweite Figur schon wieder draußen!

Folgt nun der Höhepunkt? Ich schlage eine gegenüber den Wiener- Linien- Plänen alternative Straßenbahnschleifen- Führung am „Franz Jonas- Platz- Süd“ vor. Sie schafft einen Bauplatz für 15.000 Quadratmeter Nutzfläche mit dem Naturdenkmal einer riesigen Schirmplatane! Da stimmen alle zu! An so etwas hatte Niemand vorher gedacht! Also Kaufen, Widmen und Bauen, - wie gewohnt! Der nächste Wurf, - und die zweite Figur wäre im Ziel!

Aber halt! Da ist jetzt etwas anders! Werner Faymann ist Wohn- Stadtrat geworden und für die Stadt Wien- Liegenschaften zuständig. Er ist dagegen, die Liegenschaft freihändig der ARWAG zu verkaufen! Wer weiß denn auch, ob die ARWAG Hans Mayr's Abgang in die Pension "überlebt"?

Werner Faymann lässt einen Wettbewerb ausschreiben, ein öffentliches, EU- weites anonymes Auswahlverfahren, das Herbert Binder als MA 21C organisiert („Auswahlverfahren“ werden in Deutschland „Konzeptverfahren“ genannt). Dass es die Liegenschaft ohne die ARWAG und ohne mich gar nicht gegeben hätte, zählt nichts! Das war mit Hans Mayr vielleicht so. Im Jahr 1996 ist es anders! Zum Glück ist bei uns Siegfried Jeschko der Projektleiter. Der hat die Ruhe weg! Doch die zweite Figur ist schon wieder draußen und neu hinein zu würfeln!

Was soll es? Mit dem Wissensvorsprung, den wir haben, haben wir beste Chancen, den Wettbewerb zu gewinnen! Wir machen ein Projekt mit dem prominenten Architekten Heinz Neumann. Mit Nutzungs-Mischung, wie gewohnt. Büros, Geschäfte und mit einem Partner eines der damals so aktuellen Kino-Center.

Eine Bitte des befreundeten Architekten Peter Podsedensek an Franz Hauberl: Darf er auch ein Projekt mit denselben Nutzungen machen, - auf eigenes Risiko? Ja, er darf, - und er startet, weil die ARWAG selbst ja bereits besetzt ist, für die ARWAG Gebäudeverwaltung.

Anonyme Abgabe. Sie hören es prompt aus der Jury- Sitzung. Sie haben den Zuschlag! Es wundert sie nicht. Aber doch etwas Unerwartetes: Mit Peter Podsedensek's „Riesen- Tor“! Hat Jemand aus der Jury angedeutet, hätten sie das vorher gewusst, wäre anders entschieden worden, - oder hat der Verfasser das geträumt?

Das Alles hat Zeit gekostet. Die Markt-Verhältnisse haben sich geändert. Es sind zwischenzeitlich andere Kinos gebaut worden. Der Partner steigt aus. Gut, - ersetzen sie das Kino eben durch ein gefördertes Wohnheim der Migra! Der Standort an U- und Schnell- Bahn passt ja dafür! Das wird genehmigt. Auch wenn der „Grundstücksbeirat“ der Wohnbauförderung den Partner „Kuratorium Fortuna“ wegen zu großer Apartments hinauswirft und nur kleinere à la MIGRA akzeptiert, ist die Anlage 2006 fertig. Und die zweite Figur ist im Ziel!

Platzhirsch ist eben Platzhirsch! Daher gibt es im Umfeld des Franz Jonas-Platz als Nächstes 2008 das Consultatio- Büro gegenüber dem Arbeitsamt an der Schloßhofer Straße mit des Abgebers Papiergeschäft im Erdgeschoß! Die dritte Figur ist im Ziel!

Wenn's läuft, dann läuft's! Das „Baumhaus“ der MIGRA in der Floridsdorfer Hauptstraße 33 ist 2010 fertig, - in kreativer Abweichung vom Bebauungsplan rund um das riesige Naturdenkmal „Gingko bilboa“ gebaut. Der Grund kommt auch diesmal von einer Privaten. Gilt das als „vierte Figur im Ziel“ oder ist es zu weit weg vom eigentlichen Franz Jonas- Platz, - auch wenn beide Naturdenkmal- Bäume auf einen Blick zu sehen sind?

Zu guter Letzt gibt es aus der „Wiener Wohnbau- Initiative“ seit 2016 anstelle des Parkplatzes das „Kowo“- kostenoptimierte „Wohn-Carree“ der ARWAG in der Franklinstraße 25, - mit Alfred Weber als Architekt! Jetzt gibt es keinen Zweifel mehr. Auch die vierte Figur ist im Ziel! Die Partie ist gewonnen! Der Mensch hat nach 27 Jahren „Mensch ärgere Dich nicht“- Spiel keinen Grund mehr, sich zu ärgern!

1997 - Die ARWAG hoch!

Klausur in Bad Kleinkirchheim! Mittwoch 19. bis Samstag 22. März 1997. Mit Anreise und Abreise vier Tage! Großer Kreis! Alle Geschäftsführer und Prokuristen von ARWAG, Migra und Zuwanderer-Fonds!

Die Wohnbauförderungen in Wien werden weniger, da die „Neue Wohnungsnot“ nach dem Öffnen der „Eisernen Vorhänge“ bewältigt ist. Das fertig Bauen des „Wohnen und Arbeiten“ des Hans Mayr wird sie noch ein paar Jahre beschäftigen, doch was kommt nach? Was tun, um die Produktion aufrecht zu erhalten?

Die Ergebnisse der Klausur, - mehr frei finanziertes Eigentum und auch außerhalb Wiens akquirieren, - werden in der Folge prompt und mit Erfolg umgesetzt.

Aber so weit sind wir noch nicht. Es sind Arbeitsgruppen eingesetzt. Deren Leitungen referieren im Plenum. Ich bin einer der Leiter. Ich gehe zum Rednerpult und hebe an.

In diesem Moment steht der Generaldirektor Franz Hauberl auf und geht auf die Toilette. Typisch für den Franz Hauberl, der sein Umfeld gern dadurch ärgert, dass er es in Verlegenheit bringt.

Was soll ich nun tun? Das Referat beginnen, ohne die Anwesenheit des Chefs? Oder einfach stehen bleiben, gar nichts sagen, damit Alle umso sehnsüchtiger auf die Rückkehr des Generaldirektors warten? Wie ich's nun mache, es sollte immer falsch sein!

Da kommt mir eine Idee: Er sagt, er nütze die Pause zur Motivation! Sie kennen doch alle das „Lied der Arbeit“? Das: „Stimmt an das Lied der hohen Braut, die schon dem Menschen angetraut, eh er selbst Mensch ward noch ...“ und so weiter, - mit dem Refrain „Die Arbeit hoch!“. Ja? Also, - ich singe jetzt die Version der ARWAG! Die gehe so:

“Stimmt an das Lied der jungen Braut,
die kaum dem Ihren angetraut,
schon bei der ARWAG wohnt!
Was fein ist auf dem Erdenrund,
ist Ihres nun zu jeder Stund’!
Die ARWAG hoch! Die ARWAG hoch!”

Allgemeine Begeisterung, Applaus, Johlen. Mitten in dieses Johlen kommt Franz Hauberl von der Toilette zurück. Was ist denn das? So eine Stimmung hat er nicht erwartet. Was bleibt ihm aber über, als gute Miene zu machen, wenn es heißt „die ARWAG hoch!“

Das folgende Referat startet jedenfalls in eine aufgekratzte, erwartungsvolle und aufmerksame Runde!

Und dem Franz Hauberl, dem gefällt es in Bad Kleinkirchheim so gut, dass er sich später dort ein Ferienhaus bauen wird.

1997 – Wie das so ist mit Bewerbungen

Im März 1997 wird im Amtsblatt zur Bewerbung um die kaufmännische Leitung einer ungenannten gemeinnützigen Bauvereinigung eingeladen. Ich weiß von der die Migra hinsichtlich Prüfbarkeit beratenden Gertrude Oberhofer, - der Gattin des dort altersbedingt scheidenden Vorstandsdirektors Horst Oberhofer, - dass die Gesiba gemeint ist, die große gemeindeeigene gemeinnützige Bauvereinigung. Meine Vorsitzende in der SPÖ Leopoldstadt, die Finanzstadträtin Brigitte Ederer, rät mir, mich zu bewerben, - wenn auch allgemein erwartet werde, dass Dr. Werner Klepp aus der steirischen Energiewirtschaft die größten Chancen auf die Position habe. Ich berichte dies alles meinem Chef, dem Arwag-Generaldirektor Franz Hauberl. Der hat nichts gegen meine Bewerbung. Also sende ich ein einseitiges Brieflein und eine Seite „Lebenslauf“ an das Amtsblatt. Prompt werde ich verständigt, in der engeren Auswahl jener Drei oder Vier zu sein, die ihre Vorstellungen gegenüber einer Bewertungskommission vortragen dürfen und sich deren Fragen stellen.

Ich mache mich via „Kreditschutzverband von 1870“ und „Firmenbuch“ über die Gesiba schlau und finde mich pünktlich zum Hearing bei der „Wiener Holding“ (heutiger Name „Wien Holding“) in der Universitätsstraße ein. Mir wird der Platz an einem Kopfende eines großen, dicht an dicht gefüllten Besprechungstisches zugewiesen. Mir gegenüber der Leiter der Wiener Holding Gerhard Schwaiger, der auch Vorsitzender des Gesiba-Aufsichtsrats ist. Beidseits des Tisches mehrere Personen eines Beratungs-Unternehmens und Funktionstragende der Gemeinde Wien. Ich beginne mit „Vor sieben Jahren saß ich hier, angeboten zum Verkauf.“ Gemurmelt. Ich erinnere an die Präsentation aus der Erinnerung „1990 – Casting für Manager“, als die Stadtprojekt und ihr Leitungsteam der „Wiener Holding“ zum Kauf angeboten wurden. Ja, Gerhard Schwaiger kann sich erinnern und ich bin nun kein ganz Fremder mehr. Dann führe ich die Runde durch die Weltwirtschaft, die Wiener Immobilien-Wirtschaft sowie das gemeinnützige Wirtschaften und erläutere, wie genau die Gesiba sich entwickeln werde und vermöge ihrer Beispielwirkung ganz Wien, - falls ich das Unternehmen leiten darf. Sie hören aufmerksam zu, stellen einige Fragen und verabschieden mich freundlich nach einer Stunde.

Knapp vier Wochen später erhalte ich einen kurzen Brief der Wiener Holding mit dem Dank für die „ausgezeichnete Präsentation“ und dem Bedauern, dass das Gremium anders entschieden hat. War ja zu erwarten. Doch höre ich übereinstimmend von Gertrude Oberhofer und Brigitte Ederer, sie hätten beide gehört, meine Präsentation sei mit Abstand am besten angekommen. Na ja. Die beiden können das ja auch nur vom Hörensagen haben. Und mit dem letztlich tatsächlich ausgewählten Werner Klepp, - nachfolgend Adolf Holper auch Arwag-Aufsichtsratschef, - habe ich in der Folge stets das beste Einvernehmen.

Wer weiß, ob ich ohne die beschriebene Bewerbung noch im selben Jahr zum Migra-Prokuristen bestellt worden wäre, um in der Folge dieses Unternehmen bis Ende 2015 leiten zu dürfen, ohne dass je viel dreingeredet wird. Als ich mich im Jahr 2002 erneut an Franz Hauberl wende, ob er Einwände hat, wenn ich am Bewerbungsverfahren um die Holding-Leitung teilnehme, sagt er „ja“. Ich solle nicht zu sehr den Eindruck erwecken, dass ich von der Gruppe weg möchte. Ich halte mich daran.

1997 - Prospekte für Brüssel

Es kommt vor, dass auch ein Beratungsunternehmen Rat braucht. Ich werde von dem mir bisher unbekannt gewesenen Lukas Stuhlpfarrer und seinem Geschäftsführungskollegen Bärnthaler angesprochen, die sonst hauptsächlich EU-Anträge betreuen. Sie suchen eine Lösung für eine neue Fachhochschule des BFI- Berufsförderungs-Instituts. Diese Schule ist für den Anfang in Räumen der Bank Austria untergebracht, mit der ersten Klasse eines der Lehrgänge und etwa 100 Studierenden. Binnen fünf Jahren werden es 1.000 Studierende sein und ein Bedarf von mehr als 5.000 Quadratmeter Nutzfläche. Für mehr als zwei Jahre reichen die Räume bei der Bank nicht aus!

Ich meine, ein Neubau, der am Anfang zu mehr als der Hälfte leer steht, wäre jedenfalls nicht wirtschaftlich. Am besten wäre ein „geduldiger“ Altbau, der Abschnitts- weise saniert und dem Zweck angepasst werden kann. Im Bereich der ARWAG sei solcher Altbau allerdings derzeit nicht bekannt.

Kurz danach, am 4. Juni 1997, ist ein Termin von Franz Hauberl zusammen mit mir bei Magister Klaus Fischbacher angesetzt, von Finanzstadtrat Rudolf Edlinger eingesetzter Geschäftsführer des WWFF- Wiener Wirtschafts- Förderungs- Fonds, - heute die Wirtschaftsagentur. Ich möchte ihn bitten, Prospekte des Zuwanderer- Fonds im Büro in Brüssel aufzulegen. Ich treffe pünktlich im WWFF ein. Franz Hauberl sagt seine Teilnahme kurzfristig telefonisch ab.

Ich plaudere mit Klaus Fischbacher über die aktuelle Immobilien- Entwicklung in Wien und über gemeinsame Bekannte. Bei der Verabschiedung sagt Klaus Fischbacher: „Sie sind doch ein Projekt-Entwickler. Fällt Ihnen zum Baublock der ehemaligen „Wiener Molkereien“ etwas ein, für leerstehende Produktions- und Büro- Anlagen auf einem Hektar Grund in der Molkereistraße im Stuwerviertel? Der Magistrat diskutiert darüber seit zwei Jahren und es geht nichts weiter!“

„Eine Fachhochschul- Gesellschaft des BFI sucht genau so etwas! Daneben wäre Platz für Wohnungen, im Erdgeschoss für Geschäfte.“

„Kann ich das schriftlich haben?“

„Wenn Sie wollen, in einer halben Stunde!“

Eine halbe Stunde später hat Klaus Fischbacher das Konzept samt Grundsatz-Kauf-Angebot, - auch von Franz Hauberl unterfertigt, den ich im Büro antreffe. Es wird, wie damals üblich, per Telefax übermittelt.

Die Fachhochschul-Gesellschaft ist erleichtert und stimmt umgehend zu. Dass das Beratungsinstitut bald darauf seinen Betrieb einstellt, tut dabei nichts zur Sache.

Der für das Wirtschaftliche zuständige Geschäftsführer des WWFF ist der für Leserin und Leser bereits bekannte Alfred Gruber. Er hat seine Kaufpreis- Vorstellungen dem Bezirksvorsteher und einem Gemeinderat der Leopoldstadt genannt, von denen ich sie erfahre. Eine in Schillingen runde Summe! Die Höhe erscheint wirtschaftlich machbar. Die Sache läuft sodann ab, wie vorbesprochen. Ein vorübergehender Anstieg des Kaufpreises um 20 % kann mit Hilfe der neuen Finanz- Stadträtin Brigitte Ederer auf 7,5 % reduziert werden, was mich sehr hernimmt und meine Schläfen-Haare nachhaltig weiß färbt.



Die Fachhochschule zieht ins alte Büro- Gebäude der "WIMO" ein, das für bis zu 500 Studierende ausreicht. Danach ziehen sie in bereits sanierte und umgebaute ehemalige Produktions- Trakte aus der Gründerzeit um.

Statt des alten Büro- Trakts entsteht sodann das erste größere Passivhaus Wiens, ein Studierenden- Heim der Migra, das der ÖAD mietet, der Österreichische Austausch- Dienst, rund um Günther Jedliczka, - für Studierende des internationalen "Erasmus"- Programms (Bild).

Der Anlass für dieses Passivhaus war eigentlich bloßer Ärger. Ich war mit den Architekten Carlo Baumschlager und Dietmar Eberle in der Vorrunde des Passivhaus- Bauträgerwettbewerbs "Kamelweg" ausgeschieden. Die Jury hatte befunden, das Projekt passe nicht ins Gesamtkonzept. Verärgert nehme ich mir vor, mit den beiden Architekten eben in der Molkereistraße ein Passivhaus zu bauen und damit ein Jahr vor dem "Kamelweg" fertig zu sein. Das gelingt dann auch in Partnerschaft mit Günther Jedliczka!

Letztendlich entsteht eine Anlage, die ich als die Erfüllung aller Träume der Stadterneuerung sehe. An einem freiwillig hergestellten öffentlichen Platz im Inneren eine Mischung aus Neubau und erhaltender Erneuerung. Mit einer Fachhochschule. Mit Geschäften und Gastronomie. Mit einem Behinderten- Tageszentrum der "Jugend am Werk", in deren Rahmen Menschen mit speziellen Bedürfnissen in einem Restaurant kochen und servieren. Mit der "Gebietsbetreuung" der Stadterneuerung. Und mit unterschiedlichen Wohnformen, von frei finanzierten Eigentumswohnungen über geförderte Options- Mietwohnungen bis zu geförderten Wohnheim- Apartments für Personen mit vorübergehenden Unterbringungsbedarf.

Sie haben beim Wiener Wohnbaupreis 2009 den zweiten Rang erzielt, - von allen geförderten Bauten seit 1995! Von der Jury, die im Gastgarten des betreuten "Jugend am Werk"- Restaurant im "Wohnpark Molkereistraße" zu Mittag aß, war zu hören, hätten sie nicht nur das Passivhaus eingereicht gehabt, sondern den ganzen "Wohnpark Molkereistraße", hätten sie vermutlich sogar den Hauptpreis gewonnen!

Der Verfasser wird vor dem Baubeginn vielfach gebeten, das Projekt zu präsentieren. Zum Beispiel beim Straßenfest der örtlichen Kaufleute, in einer SPÖ- Sektion und sogar anlässlich einer Funktionärs- Information der FPÖ. Bei letzterer wird er gefragt, wie lange die Projektentwicklung gedauert hat. Seine Antwort ist, dies könne nicht so genau gesagt werden, es seien aber zwei Minuten gewesen, - oder drei!

1997 - Drei Affen

1997, - jenes Jahr, in dem ich vom Wirtschaftsförderungsfonds- Chef auf die „Wimo“-Gründe in der Molkereistraße aufmerksam gemacht werde und sie für Arwag und Migra kaufen darf (siehe die Erinnerung „1997 – Prospekte für Brüssel“), - jenes Jahr, in dem mein Stellvertreter in der „Stabstelle Projektentwicklung“ Stefan Jainöcker und ich zu den beiden Geschäftsführern der „Arwag Wohnpark Molkereistraße“ bestellt werden.

Auch das eineinhalb Hektar große Areal des Tierschutzhauses des Tierschutzvereins am Meidlinger Khleslplatz 6 steht zum Verkauf. Es soll anderen Orts ersetzt werden. Zu klein, zu unmodern, zu baufällig, zu teuer! Also ansehen! Die Anlage ist noch in Vollbetrieb, als der Stefan und ich sie besichtigen kommen. Die Leiterin Lucie Loubé ist in ihrem Büro von ihren Tieren umgeben. Es riecht daher ziemlich streng dort. Vögel kreischen und rasch sitzt etwas Pelziges auf meinem Schoß. Ja, wir dürfen uns die Anlage, - die aus den Dreißiger- und Siebzigerjahren stammt, - ansehen, - die Stallungen für Katzen und Hunde, die Verwahrräume, das Vogelhaus und so weiter. In einem Käfig im Hof der Anlage etwas Unerwartetes: Drei Affen! Aus irgendwelchen Gründen sind sie dem Tierschutzhaus zugewachsen. Zwei größere und ein kleinerer. Ob nun Pavian, Bonobo und Rhesusäffchen, oder andere Arten, kann ich weder damals noch heute beantworten. Sagen wir, ohne es genau zu wissen, es sind gerade solche Affen. Stefan und ich sehen neugierig hin. Und ohne das ein Wort gewechselt worden wäre, fangen wir unwillkürlich und schallend zu lachen an. Wir drehen unsere Köpfe einander zu, um uns anzusehen. Und wir lachen weiter. Warum? Ja! Wir haben beide genau dieselbe Assoziation! Die Drei, die sitzen da, als wären sie der Affe gewordene Vorstand der Arwag! Da, der große Pavian, - der sieht aus, als wäre der Generaldirektor der Arwag, unser beider Chef Franz Hauberl, geschrumpft und als Pavian verkleidet. Der mittlere Affe, - ja, - genauso sieht der Norbert aus, der weitere Vorstandsdirektor Dr Norbert Fuchs! Und das kleine Äffchen! Natürlich! Das ist die Helga! Vorstandsdirektorin Helga Schöller verkleinert und im Affenkostüm! Wie kann es solche Ähnlichkeiten in der rauen Wirklichkeit des Tierschutzhauses in Echt geben! Und was, ja was mag uns Untergebene zu einer derartig starken unbewussten Reaktion auf ebenso unbewusst empfundene Ähnlichkeiten unserer Vorgesetzten treiben? Da gibts zu jener Zeit offenbar unbewusste Vorbehalte!

Nein! Wir haben das Tierschutzhaus-Areal nicht kaufen können. Andere aus dem Süden Wiens in Kooperation mit dem „Kuratorium Fortuna“ für betreutes Wohnen hatten einfach bessere Voraussetzungen dafür. Meine Planskizzen allerdings hat der örtliche Abteilungsleiter für Flächenwidmungs- und Bebauungsplanung Walter Voukan für die neuen planrechtlichen Festsetzungen herangezogen, da er mit den ihm vorgelegten Architektenplänen nicht zufrieden war. Macht nichts! Lassen wir auch Anderen ihre Akquisitionserfolge! Seit September 1998 befindet sich das neue Wiener Tierschutzhaus in der Triester Straße 8 in Vösendorf.

1998 - Go To Hell!

„Was müssen Ihnen, Sir Norman, alle diese Leute bezahlen, damit sie bei Ihnen arbeiten dürfen?“ Ich frage das auf Englisch den Architekten Norman Foster in dessen „Riverside Studio“ an der Themse. Der Lord Foster, damals noch ein „Sir Norman“, - mit eindrucksvoller Glatze, - meint zwar mit Stolz, doch auch etwas indigniert, dass die Leute bezahlt werden und nichts bezahlen müssen, - für das Arbeiten dürfen im prominenten Atelier Foster & Partners, - ein Highlight in jedem Lebenslauf! Sogar Partnerschaften sind zu Hauf angeboten.

In der mehrere Stockwerke hohen riesigen zentralen Halle des Riverside Studio stehen in vielen Reihen unzählige CAD- Plätze neben einander, geordnet in einem riesigen Raster. Im Jahr 2020 ist von fast tausend Mitarbeitenden in London zu lesen.

Um eine beauftragte Masterplanung für das „Eurogate“ an der Stelle des ehemaligen Aspang- Bahnhofs zu betreuen, fliegt eine Gruppe von Wienern in den Jahren 1997 und 1998 alle paar Wochen in der Früh zu Norman Foster nach London und am Nachmittag wieder zurück. Verschlafen redet einer der Teilnehmer beim Überqueren einer Brücke mit dem Taxi vom Donaukanal. Nein! Falsch! Es ist die Themse!

Die Wiener, - das sind als „ARGE Eurogate“ für die Haupt- Grundeigentümerin BIG Bundesimmobilien- Gesellschaft die beiden Direktoren Gerhard Buresch und Hartwig Chromy. Für die Options-Inhaber sind es Maximilian Weikhart mit seinem Planungschef Müller für die BAI und Wolfgang Maria Markowitsch für eine Gesellschaft der WED Wiener Entwicklungsgesellschaft für den Donauraum. Für die ARWAG als Bauvereinigung des dritten Bezirks sind es Franz Hauberl und ich.

Der Herr Müller hatte gemeint, Bekannte von ihm würden den Norman Foster persönlich kennen, - daher gäbe es einen Zugang zu ihm. Einen Plan von Norman Foster, der als bester Architekt der Welt gilt, würde sich die Wiener Stadtpolitik wohl nicht ablehnen trauen. Na ja! Da wurde das Selbstbewusstsein der Wiener Stadtpolitik allerdings gewaltig unterschätzt!

Allerdings: Max Weikhart und anderen beteiligten Wiener konnten von der Idee überzeugt werden. Sir Norman kommt also mit Gattin nach Wien, spaziert durch das Arsenal und bewundert die so Britisch anmutende Sichtziegel- Architektur, - und er legt sein Angebot.

Einige Monate später ist die Studie fertig. Rund 500.000 m² Nutzfläche entlang eines Wegs, der sich von der S- Bahn „Rennweg“ zum Arsenal schwingt. In der Mitte ein künstlich angelegter Teich, - trotz 14 Meter Hangneigung. Die Nutzungen der Flächen, - in Aufteilung auf Wohnen, Handel, Gewerbe, Bildung, et cetera, - sind gemäß meiner Idee proportional zu jenen von Gesamt-Wien.

Im Rathaus wird das am 10. Februar 1998 präsentiert. Im hellen Wappensaal gibt es ein Buffet. Der Bürgermeister Michael Häupl ist da, einige aus der Stadtregierung, - auch der Planungs- Stadtrat Bernhard Görg von der ÖVP. Die Wiener Investoren- Gruppe ist natürlich auch da. Franz Hauberl wird von seiner Assistentin Brigitte Hell begleitet, - und von mir.

Im Raum sind mehrere Gruppen im Gespräch mit einander. In der Mitte steht der Sir Norman ganz allein. Im Folgejahr wird er zum life peer und „Lord Foster of Thames Bank“ ernannt werden und ins Britische Oberhaus einziehen. Doch im Wappensaal kümmert sich Niemand aus der Wiener Politik und Verwaltung um ihn. Die Angst vor laut werdendem Neid der örtlichen Mitbewerber ist wohl zu stark, um sich nachsagen zu lassen, mit dem Sir im Gespräch gesehen worden zu sein.

Mir ist das peinlich. Ich plaudere daher mit dem Norman Foster. Englisch. Warum er glaubt, dass die Leute das Gespräch mit ihm scheuen? Er wisse es nicht. „Ganz einfach: Sie können zu schlecht Englisch und sie schämen sich deshalb!“ Es gelingt, dem Bernhard Görg den Norman Foster zu übergeben. Der kann gut Englisch.

In der ARWAG ist bald darauf „Techniker- Jour- Fixe“. Neugierig fragen zwei Dutzend Augen, wie denn die Veranstaltung im Rathaus war. Ich fabuliere. Ich hätte mit Norman Foster geredet. Was sagt denn so ein berühmter Architekt? Er sagt: „Mr. Wasner, may I have a pencil?“ Ich hätte geantwortet: „Go to Hell!“ Entsetzen im Raum. „To Hell, - to Mrs. Brigitte Hell! She is the fairhaired lady standing there. She will give you the pencil.“ Diese frei erfundene Fabel wird noch Jahre später im Haus viel belacht. Letztendlich wird ganz etwas Anderes auf den Aspang- Gründen gewidmet, als von Norman Foster geplant. Den ersten Bebauungsplan entwirft für die Stadt Wien der aus der Erinnerung:

„Wasserwerke statt Dächern“ bekannte Architekt Gerhard Kleindienst. Der nun aktuelle ist Ergebnis eines Wettbewerbs.

Auch wenn die London- Aktion daher nicht von Erfolg gekrönt war, hat doch die ARWAG auf dem Aspangbahnhof- Areal bauen dürfen. Ihre beiden spektakulär grünen geförderten Passivhäuser sind seit Jänner 2012 fertig. Nach 15 Jahren Projekt-Entwicklung!

1998 – Doch noch Koch!

Nach der Matura 1966 beginne ich, wie gesagt, nicht mit der ursprünglich angedachten Ausbildung zum Koch, sondern mit einem Architekturstudium. Zu Hause koche ich allerdings recht viel und bin in den Jahren 1975 bis 1977 die „Koch“ genannte Person im Großraumbüro der ARGE der Architekten Planung Neubau Allgemeines Krankenhaus Wien, die täglich Aufstriche abtreibt und auch sonst gegen Kostenersatz für die täglichen Imbisse der Bürogemeinschaft sorgt. Und Anfang Juni 1998 segelt ein Duzend der leitenden oder sonst von ihm gewünschten Angestellten des ARWAG-Generaldirektors Franz Hauberl auf zwei Booten durch die Ägäis. Es ist dies der zweite Törn nach einem an der türkischen Küste, an dem ich nicht teilgenommen hatte. Unser Boot kommt am Hafen von Naoussa auf der Insel Paros an. Das zweite Boot ist noch auf See. Der als Koch ausersehene Walter Eberhart ist auf diesem anderen Boot. Doch von den Fischern haben wir einen zehn-Kilo-Kübel voll frischer Fische und Hunger haben wir auch. Also kaufe ich gemeinsam mit Anneliese Schütz auf dem winzigen Gemüsemarkt am Hafen das ein, was zusätzlich zu den Fischen noch nötig ist. In einem griechischen Kochbuch habe ich das Rezept „Psari sto furno“ gefunden, „Fisch im Rohr“. Viel Gemüse rund um die Fische! Ich möchte Petersil, doch mein Unbewusstes sagt schneller als ich denken kann zum Verkäufer „Petroselino“ und merkt nicht, dass das Bewusstsein ohnehin weiß, dass auf Neugriechisch vor allem das eigentlich türkische Wort „Maidanos“ gebraucht wird. Ich bekomme einen Buschen gereicht. Was ist denn das? Der Verkäufer hat „Selino“ verstanden und reicht mir Zellergrün! Das kannte ich bisher gar nicht. Doch es riecht gut und es muss hinein! Dann ist der „Fisch im Rohr“ fertig. Als das zweite Boot endlich einläuft, ist jedoch nichts mehr davon übrig. Meine Karriere als Schiffskoch hat somit begonnen! Ich habe nun neun Segelturns lang meine Aufgabe, verbunden mit dem Aussuchen von Wirtshäusern nahe den Häfen an Land. Am steilsten wird es 2008 auf den Seychellen sein, wo ich an zwölf Tagen neunzehn Mal koche und wir bloß fünf Mal einkehren. Das ist mir durchaus recht, da ich mit Wintschen, Seemannsknoten und Navigieren ohnehin nichts zu tun haben will und bei den Mietboot-Prospekten nur schaue: Wie viele Flammen? Wie viele Kühlschränke?

1998 – Wie viele Waggons?

Wo ich doch selbst den Hang zu Zahlen und zur Statistik habe, bin ich umso erstaunter, wie weit bei wirklichen gelernten Bilanzbuchhalterinnen und –Buchhaltern das Zählen ins Unbewusste eingedrungen ist. Beim Bahnübergang des Handelskai vor dem Brigittenauer Sporn ist der Bahnschranken unten. Anneliese Schütz und ich sitzen im Dienstwagen. Ein Lastzug kommt. Ein langer. Ich zähle im Geist die Waggons. Warum? Weil ich wissen will, ob die gelernte Buchhalterin Anneliese überhaupt anders kann, als sie zumindest unbewusst zu zählen. Als der Zug vorbei ist, frage ich „Anneliese, wieviel Waggons sind jetzt vorbeigefahren?“ „Woher soll ich das wissen?“ „Sag, wieviel Waggons?“ „Nein, das geht nicht!“ „Bitte!“ „Na gut, fünfundzwanzig.“ „Da hast du den Triebwagen mitgezählt!“

1998 - Totengebein

Ein Schreiben am 8. Mai 1998 von mir an die damals noch städtische Friedhofs-Gärtnerei, das im Sekretariat der Arwag Holding wiederkehrendes Gelächter auslöst: „*Betrifft: Grabpflege durch die städtische Friedhofsgärtnerei Zentralfriedhof 2/13/26, Beschwerde.*

Sehr geehrte Damen und Herren!

Anlässlich eines vormuttertäglichen Besuches o.a. Grabstelle musste ich feststellen, dass von Ihrer Seite die von mir geordneten Violeu zwar liebevoll gepflanzt sind, jedoch so vertrocknet, als wären sie Strohblumen! Dass Sie die bereits offenbar seit längerem kaputten Pflanzen weiterhin gießen, - wie die feuchte Erde zeigt, - mag einem, bei allem Ärger, ein Schmunzeln entlocken.

Zu allem Überdruß lag auf der von Ihnen nicht gerade sorgsam gepflegten Rasenfläche der Grabstelle von oben sichtbar ein menschlicher Halswirbel als makabrer Gruß Ihrer Dienststelle! Da vor einiger Zeit ein Schlüsselbein an die Oberfläche kam, denke ich nun daran, das Skelett meines 1936 verstorbenen Großvaters, um das es sich hier wohl handelt, mit Ihrer Hilfe wieder zusammenzusetzen.

Seien Sie also bitte so nett und setzen Sie bereits jetzt die von mir bestellten Sommerblumen, wenn schon nicht für mich als Ihren Auftraggeber, dann wenigstens für meinen in besagter Grabstätte ruhenden verstorbenen Vater, ehemals Betriebsinspektor Ihres Friedhofes, wie sich mancher vielleicht noch erinnert!“

1999 - Klausuren, Bahnen, Segel und weite Fernen

Wenn ein geselliger und schlauer Mensch, der Eisenbahnen, Segeltörns und Fernreisen mag, Vorstand und gar Generaldirektor eines Immobilien- Konzerns ist, was kommt dabei heraus? Richtig, Klausuren! Klausuren mannigfaltiger Art!

Das Markenzeichen sei die jährliche Fahrt mit der Murtal- Bahn von Unzmarkt nach Tamsweg. Für Geschäftspartner, Stakeholder und leitende Angestellte der Konzern- Unternehmen! Mit dem Generaldirektor selbst als Lokführer der Dampflo! Am besten gleich verbunden mit einer Klausurtagung in Murau. Aber nicht nur mit dem Tagen unten im Tal, - auch nach ausgiebiger Wanderung oben vor der Gipfelhütte der Frauenalpe!

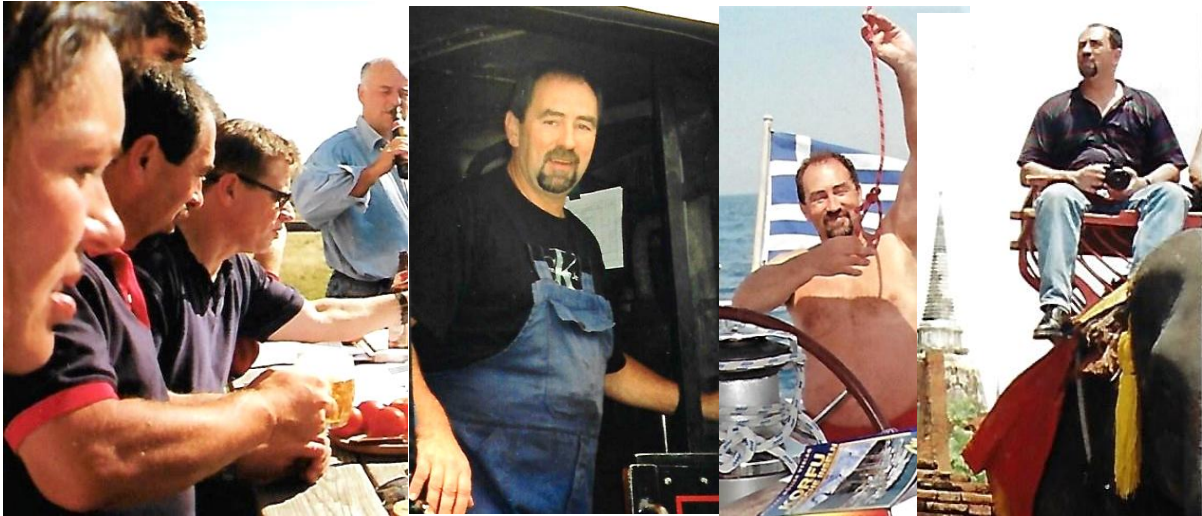
Die leitenden und sonstig wichtigen Personen des eigenen Vorstandsbereichs seien, - noch intimer, - alljährlich die Crew eines oder zweier Segelboote! In der Ägäis, der Adria, der Karibik, an der Levante, um die Gesellschaftsinseln und um die Seychellen! Anstelle üblicher Betriebsausflüge in die Wachau oder an den Neusiedlersee sei zu Städte- Exkursionen jeweils von Donnerstag bis Sonntag eingeladen! Nach Istanbul, London, Rom, Paris, New York, Madrid, St. Petersburg, Lissabon, Berlin, Athen, Hamburg, Malta und so weiter! Wobei je ein Drittel der Kosten auf den Betriebsrat und das jeweilige Unternehmen entfällt, das letzte Drittel jedoch Selbstbehalt der Mitfahrenden ist. Der Freitag ist frei gegeben, der Donnerstag ein Urlaubstag oder Zeitausgleich!

In kleinem, ausgesuchtem Kreis seien dann auch noch Hongkong und Bangkok besucht, Kapstadt und Johannesburg, Sidney und Melbourne!

Und zwischendurch sei zu weiteren Klausuren der Konzernleitung gerufen, nach Bad Kleinkirchheim, nach Rust, nach Mayerling, nach Tulbing, nach Laa an der Thaya und auf den Semmering!

Doch seltsam: Mit dem Ableben des Franz Hauberl hat sich das alles schlagartig aufgehört, - mit Ausnahme der mehrtägigen Betriebsausflüge, die von Allen weiterhin als wesentliches Mittel des Zusammenhalts angesehen werden.

Daran ist zu sehen, wie prägend eine einzelne Person und deren Charakter für wesentliche Aspekte der Unternehmens- Kultur in einem Konzern sein kann!



Bilder: Klausur in Murau, hier auf der Frauenalpe am 24.9.1999: Ruth Binder, Franz Hauberl, Günther Stöllberger, Werner Scharf, Alois Maier; als Lokführer in Tamsweg am 30.9.2000, am Steuer des Segelboots vor Zakynthos am 6.7.1999; auf dem Elefanten in Bangkok am 17.5.1999

2001 – Verborgene Wirte

Von Kreta her ist mir bekannt, dass die besten Gastwirtschaften dort im Verborgenen sind, irgendwo ganz hinten und ohne Türschild. Wer sie nicht kennt oder empfohlen bekommt, findet sie nicht. Damals etwa „Cretan Stars“ in Aghios Nikolaos, „Petrina“ in Hersonisos und „Lukulos“ in Heraklion. Ohne den „Alfa Guide“ nicht zu finden, - ohne den griechischen Gault Millau, - den es dann bald nur mehr in griechischer Sprache und Schrift gibt! Weil es ja meine Aufgabe ist, anlässlich der Segeltörns die Restaurants auszuwählen und dort zu reservieren, merke ich: Die Geheimnistuerei um die edlen Restaurants ist keine kretische Besonderheit. Das ist auf den anderen griechischen Inseln genauso! Vielleicht, um Touristenströme fern zu halten? In der Folge kennzeichnende Beispiele von einem einzigen der neun Turns:

Schon das gediegene „Mylopetra“ im Ort Symi auf der gleichnamigen Insel liegt nicht dort, wo zu erwarten war, sondern eher abgelegen und fern vom Meer. Am 1. Juli 2001 essen wir dort zu Abend. Eine Woche später fahren wir auf Samos mit zwei Mietautos zum Bergdorf Manolates, queren es mühsam zu Fuß, können aber dabei das Lokal aus dem Alpha Guide nicht finden. Wir gehen hinter dem Dorf den Weg weiter bergan, verschwitzt und frustriert. Gerade, als wir enttäuscht umkehren wollen, sehe ich linker Hand auf einem Stein das Piktogramm des Alpha Guide. Ein Steig führt um den Stein herum. Mit einem Mal sind wir auf die Terrasse des gesuchten Restaurants „Filia“ mit Rundblick über das Hochtal bis aufs Meer hinaus! Vom großen Samos-Brand im Jahr vorher ist weder etwas zu sehen noch zu riechen!

Noch extremer erleben wir es aber auf Patmos zwei Tage vorher: Es geht um das „Käpten's Dinner“ unseres Skippers Peter Podsedensek. Da brauchen wir etwas Besonderes! Das beste Restaurant der Insel, das „Benetos“, hat geschlossen. Dann eben das „Kyma“, - berühmt für seine Fischgerichte! Es liegt einige Kilometer von unserem Anleger im Hafen, - um die Bucht herum. Also marschieren wir. Hügel auf und Hügel ab. Sodann die hoffentlich richtige Naturstraße in Richtung der Bucht nehmen! Ja, da ist ein Haus! Das muss es sein! Nein, es ist es nicht! Noch ein Haus! Wieder nichts! Nun ist die Straße an der Steilküste aber bereits zu Ende. Rundherum

ist anscheinend nichts außer Natur und Einsamkeit! Offenbar haben wir eine falsche Abzweigung gewählt. Doch da! Am Steilabfall entdecke ich in der Dämmerung einen Verschlag, unauffällig, nicht viel größer als eine Telefonzelle. Zur Sicherheit gehe ich hin. Da führt ja eine Treppe nach unten! Ich winke die Anderen her. Wir gehen hinunter. Unglaublich: Unter uns auf einem Sandstrand liegen Holzbretter als Terrasse, wenige Zentimeter über dem Meer. Darauf stehen prächtig beleuchtet fein gedeckte Tische mit Blumenschmuck. Dahinter die Taverne. Die hellbraunen Felswände ringsum sind von Scheinwerfern angestrahlt. Gegenüber liegt der Ort „Chora“ mit dem eindrucksvollen Johannes- Kloster auf der Bergspitze. Der Vollmond ist gerade aufgegangen. Mitten über der Bucht! Als wär das alles nicht genug, gleitet ein Dreimaster herein, dessen Eigner offensichtlich auch gerne gut essen! Unser Tisch ist bereits vorbereitet. Wir speisen zu siebt, drei Frauen und vier Männer.

2002 - Bürokratie in Wien und in Antigua

Am Dienstag, 9. April 2002 ist Termin bei Karl Svoboda in der Favoritner Holbeingasse. Ich fahre mit Werner Scharf mit dem Dienstauto. Wir sind spät dran. In der Eile fahre ich in der Raxstraße an der Abzweigung vorbei. Also wende ich und überfahre dabei die Sperrlinie. Hat das jemand gesehen? Ja! Die Polizei! Nach der Lenkererhebung erhalte ich eine Polizeistrafe. Die Übertretung ist richtig beschrieben. Auch Örtlichkeit, Wochentag und Uhrzeit stimmen. Doch das Datum! Da steht der 16. April! Genau eine Woche später! Offenbar haben sie bei der Polizei die Anzeigen gestapelt und bei der Weiterleitung die Woche nicht mehr genau gewusst. Also mache ich eine Eingabe. Beiliegend das Beweismittel von der Hafenmeisterei der französischen Karibik- Insel Guadeloupe: Am Dienstag, 16. April 2002 um 10:00 Uhr bin ich ebenso wie Werner Scharf als Crewmitglied des Seglers „Pillow“ auf dem Protokoll der Hafenpolizei notiert. Es ist ja einer von Franz Hauberl's Segeltörns mit der Leitung seines Vorstandsbereichs und mit Peter Podsedensek als Skipper. Ich schreibe auf die Eingabe, ich könne das aufklären, die Polizei möge mich kontaktieren. Das passiert jedoch nicht. So etwas ist in der Bürokratie nicht vorgesehen. Die weitere Verfolgung unterbleibt ganz einfach.

Am Tag nach der Registrierung auf Guadeloupe, Mittwoch 17. April 2002, erreicht die Crew gegen Abend Antigua, eine Insel, die ein eigener Staat ist. Die Boote werden dort mit Tauen an die Bäume der Hafenbucht gebunden, mit Kartons drauf, gegen Ratten. Mit dem Dinghi geht es zum einstöckigen Verwaltungsgebäude gegenüber. In mehreren Lokalen sind Grenzbehörde, Zollamt und Hafenmeisterei untergebracht. In jeder dieser Amtsstellen stehen die internationalen betuchten Segelcrews Schlange. Hier die Australier, da die US-Amerikaner und da wir. Alle müssen wir warten. Groß gewachsene und wohl beliebte weibliche und männliche beamtete Einheimische freut es sichtlich, uns warten zu lassen und uns daraufhin besonders genau zu erfassen. Am Abend schaffen wir die Grenzbehörde. Dürfen wir jetzt ins Land? Nein! Zurück aufs Schiff! Morgen Vormittag geht es weiter mit den anderen beiden Amtsstellen. Dürfen wir wenigstens ins noble Restaurant neben dem Verwaltungsgebäude? Ja, natürlich. DAS dürfen wir schon! Und das tun wir auch. Nach den amtlichen Akten am nächsten Vormittag brauche ich ein Taxi. Ich muss nämlich zum Flughafen, weil ich die Crew verlasse und früher als die anderen heimkehre. Auf dem Flughafen dasselbe Bild: Eine Bürokratie, die alles, was unter K&K durch Jahrhunderte in Wien aufgebaut wurde, erlassen ließe! Was aber anders ist: Auf Antigua scheint die Bürokratie den Einheimischen Spaß zu machen. Sie betreiben sie, als wäre sie ein Spiel!

2002 - Es geht zwar schon, - doch nur ganz anders!

Die gemeinsame Zentralsparkassen- Vergangenheit von Maximilian Weikhart, Adolf Holper und Franz Hauberl bringt jene Vertrautheit und jenes Vertrauen, das ein Zusammenwirken der Unternehmen um die Genossenschaft „Wien Süd“ mit den Unternehmen um die ARWAG ermöglichte. Dies zeigte etwa das „Kabelwerk“. Ein weiterer gemeinsamer Versuch bezüglich der „Brachmühle“ war nicht für diese beiden, sondern für die „Stumpf-Immobilien“ erfolgreich, heute das „City Gate“.

Und nun wollen die Eigentümer- Familien der BBAG Brau-Beteiligungs- AG, vulgo „Braunion“, die zehneinhalb Hektar der still gelegten Liesinger Brauerei am Liesinger Platz verkaufen. 200 Meter von der Schnellbahnstation entfernt, - und gerade 300 Meter neben der Wien-Süd- Zentrale. Erneut soll ein „Industriegebiet“ umgewidmet werden.

Die BBAG will dafür kein Geld, sondern ein schlüsselfertiges Einkaufszentrum, wie sie eines bereits in Wieselburg betreibt. Es sollte auf jenem Teil des Areals errichtet werden, das am Liesinger Platz liegt, - und es sollte in ihrem Eigentum stehen.

Die BBAG hat einen sachverständigen Angestellten, den DI Kittel. Der hatte sich an die Stadt Wien gewendet, die prompt im Jahr 2000 einen städtebaulichen Wettbewerb durchführt, den die „Koop Himmelb(l)au“ des Wolf Prix mit ihren drei durchbrochenen Zeilen, gewinnt, - die mittlere Zeile „gewellt“. Die Stadt einigte sich mit sich selbst hinsichtlich der Nutzung auf das für sie Einfachste: 30.000 Quadratmeter Nutzfläche Büro's, - obwohl am nahen „Campus 21“ die Büro-Nutzung nicht nachgefragt ist, - ein viel zu groß gedachtes Freizeitzentrum und nicht mehr als 300 Wohnungen, - damit die Schulversorgung ausreicht.

Für die Projektentwicklung im Detail wünschten sie sich bei der BBAG einen Partner mit Bonität, Zusage des Kaufs zum Zeitpunkt der Umwidmung und ohne Honorar-Anspruch. Nach einem ersten gescheiterten Versuch mit ARWAG und Wien-Süd gibt es einen weiteren, ebenso gescheiterten, mit Achammer's BOE. Schließlich werden ARWAG und die Wien Süd von der BBAG doch als Partner bestätigt, - und ich werde persönlich bevollmächtigt, sie gegenüber der Stadt zu vertreten.

Kaum ist das erreicht, erwirbt der holländische „Heineken“-Konzern die BBAG, - im Zuge von Bierweltmarkt- Bereinigungen. Heineken ist nur am Braugeschäft interessiert und stößt daher die Immobilien ab. Ein Konsortium von vier Privatleuten erwirbt sie, um sie einzeln und womöglich teurer weiter zu veräußern. Zum Glück zweifeln sie im Fall der „Brauerei“ nicht daran, dass ARWAG und Wien-Süd die Kaufenden sind, - weil die beiden ja auch die planrechtliche Festsetzung betreiben.

Parallel dazu wird Gesprächs- Bereitschaft der Stadt Wien bezüglich des Nutzungs-Mix erkennbar. Dr Josef Ostermayer als Leiter des Wohnfonds und der von Liesing delegierte Wohn-Stadtrat Werner Faymann verstehen, dass leere Büros nichts bringen, aber weitere ihrer „Bauträger- Wettbewerbe“ ihnen entgegenkommen. Und dass daher ein Mehr an Wohnen, Einkaufszentrum und Bildung, - hier ein größerer Kindergarten, - die „Büro“- und „Freizeit“- Lücke füllen muss. Sie können damit auch die Stadtplanung und die Infrastrukturkommission überzeugen.

Über die Umfänge der Anteile von ARWAG und Wien Süd und deren Kaufpreis- Anteil kommt es rasch zu einer Einigung, - in Mischung aus den Werten für gefördertes und frei finanziertes Wohnen.

Für das Einkaufszentrum wird von ARWAG und Wien-Süd eine Partnerschaft gesucht. Bei der ARWAG wollen sie sich keinen weiteren „Trillerpark“ antun (siehe die Erinnerung „Was alles schiefgehen kann“) und die Wien-Süd darf so etwas gar nicht, da ja Gemeinnützige Bauvereinigung. Doch alle Versuche scheitern für's erste. Jener mit der BAI, jener mit der Donaufinanz, jener mit der Ekazent und alle anderen!

Wir hatten die Vergaben an fremde Gewinner von zwei Bauträgerwettbewerben, - für ein gutes Fünftel des gesamten Nutzflächenpotentials, - samt dem Abgabepreis, - bereits dem Wohnfonds zu bestätigen gehabt und auch bestätigt, - ohne allerdings Sicherheit darüber zu haben. Das konnte für uns mehr als nur peinlich werden!

„Zehn nach Zwölf“ werden sie auf des Max Weikhart's Hinweis beim Peter Schaidler fündig, dem Eigentümer des „Auhof-Center“, - sowie bei dessen Bank, der Bank Austria. Aus dem „Auhof Center“ wird die investierende „Riverside“-Gesellschaft gegründet. In Berücksichtigung von Rabattwünschen Peter Schaiders gibt es auch Einigkeit mit dem Abgeber über den Kaufpreisanteil.

Noch eine Klippe! Der Nachweis der „förderbaren“ Grundkosten! Bei Betrachtung des Kaufpreises und der Nebenkosten hatten sie zu teuer gekauft!

Allerdings begehrt die Stadt Wien aufgrund der planrechtlichen Festsetzung die Abtretung von einem ganzen Hektar für eine zweite Fahrbahn der Breitenfurter Straße. Das ist gemäß Bauordnung entsprechend dem Verkehrswert zu bezahlen! Die Verkehrswert- Ermittlung passt zum Glück. Mühevolleres Rechnen der Silvia Hofer im Wohnfonds gemeinsam mit mir. Und dann gibt es auch den Nachweis der „förderbaren“ Grundkosten!

Ein gefördertes Wohnheim reduziert die Wohnungs-Nutzfläche auf das für die Infrastrukturkommission Mögliche. Die Migra ist dafür disponiert. Coop- Himmelb(l)au- Chef Wolf Prix ruft mich in sein Zimmer: „Was brauchst du?“ „Einen einfachen Quader mit vier Ecken!“ „Kriegst du!“ Und der Wolf, - sonst bekannt für seine eindrucksvollen freien Formen, - hält zu!

Die „Bauträgerwettbewerbe“ gewinnen dann „Win4Wien“ und ÖVW. ARWAG und Wien-Süd gelten als sogenannte „Fix- Starter“, die der Jury die zu fördernden Wohnungen vorzulegen haben und nach Bedarf der Jury zu korrigieren, - die aber gegen Niemand verlieren können.

Eine letzte Klippe: Gemäß den Vorschriften ist das Projekt-fremde „Park & Ride Liesing“ in die Schwellwerte für eine allfällige Umweltverträglichkeits-Prüfung einzurechnen. Mit der Apotheker-Waage sind Stellplatz-Verpflichtungen abzuwägen. Zum Schluss passt auch das!

Das Ergebnis ist für mich, nach „Molkereistraße“ und „Kabelwerk“ erneut eine Realisierung der Wunschvorstellungen zu einer idealen Siedlung: Unten am Fluss Liesing die gemischte Struktur aus dem „Riverside“- Einkaufszentrum, aus geförderten Mietwohnungen und Wohnheim-Apartments, aus Fitnesszentrum, Arztpraxen, Jugendklub und am Aquädukt einigen freifinanzierten Eigentumswohnungen. Oben am Maurer Berg vier frei finanzierte Wohnungseigentums-Siedlungen, durch ein parkartiges frei zugängliches Waldstück mit dem Kindergarten vom unteren Teil getrennt oder dadurch verbunden. Insgesamt ~1.500 Bewohnende und ~500 Arbeitsplätze! Seit 2016 ist alles fertig!

Von den ursprünglich von der Stadt Wien für den städtebaulichen Wettbewerb disponierten Nutzungen und zugehörigen Nutzflächen sind letztendlich 46 % geändert, fast die Hälfte! Und richtig war's!

Bild: Der Liesinger Platz- seitige Eingang des „Riverside“- Einkaufszentrums. Darüber geförderte Mietwohnungen der



Wien Süd. Ganz oben frei finanzierte Eigentumswohnungen. Der Altbestand rechts gehörte früher zum Brauereigelände. Links daneben führt ein Personenaufzug auf den Rücken des Maurer Bergs. im Hintergrund Eigentumswohnungen der ARWAG oben auf der Höhe.

Bild vom 10.04.2021

2002 - Eine unfreiwillige Delegierung

1999 bis Mitte 2002 hatten Walter Koch, Michaela Mischek und ich die Geschäfte der Arbeitsgemeinschaft der Miteigentümer des „Kabelwerk“ geführt, - Walter Koch für das Technische, ich für das planrechtliche Verfahren und Michaela Mischek für den Leiter des Hauptgesellschafters, für ihren Vater Baurat Hugo Konrad Mischek.

Nun waren nach sieben Jahren der städtebauliche Wettbewerb, die Testprojekte, die Entsorgung und Ausstufung, die Kubaturen und „Bonus- Kubaturen“, die kulturelle Zwischennutzung, der Anteil an erhaltender Erneuerung und die Beteiligung am öffentlichen Aufwand endlich erledigt! In der letzten Juni- Woche 2002 sollte der Gemeinderat den Bebauungsplan beschließen und die Gesellschafter den gemeinsamen Investor, Generalplaner, Errichter und Betreiber gründen, - ihre Tochter-Gesellschaft >kabelwerk< bauträger gmbh!

Doch wer soll die leiten?

Ein Ganztags- Geschäftsführer für den technischen Bereich ist bei keiner der acht Unternehmen abkömmlich. Also wird das ausgeschrieben. Es beginnt damit der Josef Posch, vorher bei der Durst-Bau gewesen. Weiter führt es dann der Peter Fleissner.

Und der Wirtschaftsbereich, der „kaufmännische“? Dafür sollte „halbtags“ genügen.

Es ist „Firmenrat“. Die sechs Leitenden der acht Unternehmen sitzen in der ARWAG um den Tisch, der Hugo Mischek, der Max Weikhart, der Franz Hauberl, der Karl Wurm, der Karlheinz Stadler und der Thomas Scharf. Ich schreibe mit für's Protokoll.

Max Weikhart schlägt vor, ich sollte das machen. Prompt gibt es vier Zustimmungen.

Und eine Person, die überrascht und konsterniert „Nein!“ ruft. Franz Hauberl! Nein, das hat er nicht erwartet und das will er keinesfalls!

Die anderen reden auf ihn ein. Niemand versteht so recht, dass der ARWAG- General dies nicht als Ehre und als Einfluss-Position ansieht. Und die „Planrechnung“ oder Wirtschaftlichkeitsberechnung zum „Kabelwerk“, - mit der alle einverstanden sind, - stamme ja von mir, - und nun solle ich sie auch umsetzen! Als Geschäftsführer für den wirtschaftlichen Bereich hätte ich ja sowohl Erfahrung gesammelt als auch Erfolg gehabt, - in der „ARWAG Pro“, der heutigen ARWAG Bauträger!

Am Ende der Sitzung erklärt sich Franz Hauberl dann doch einverstanden. Es bleibt ihm eigentlich auch nichts anderes über.

Es sei mir nicht zu verdenken, dass ich nach wie vor annehme, den Widerstand des Franz Hauberl habe es deshalb gegeben, weil er im „Kabelwerk“ nicht zu hundert Prozent mein Vorgesetzter ist, sondern nur zu siebzehn Prozent!

Auch Franz Hauberl's Vorstandskollege Norbert Fuchs gibt sich entsetzt. Nein, er halte mich NICHT für einen Kaufmann! Außerdem brauche mich die ARWAG in der Projektentwicklung. Wenn es nicht anders gehe, dann von ihm aus „ja“, - aber dann bitte nur ganz kurz, - höchstens ein Jahr!

Nun bin ich ja außerdem Geschäftsführer der Migra, - seit April nicht mehr allein sondern zusammen mit der Rosa Maria Dopf, - und Leiter der Stabstelle „Projektentwicklung“ der ARWAG. Werde ich alle drei „Halbtagsjobs“ schaffen? Einen im zweiten Stock, einen im fünften und einen in der Meidlinger Oswaldgasse?

Ja, das werde ich, - und das habe ich auch. Dem steten Drängen der ARWAG-Vorstände habe ich dann per September 2006, - nach etwas mehr als vier Jahren, - nachgegeben. Es war dies einen Tag, nachdem ich den Zuschlag im Standort-Auswahlverfahren „Pflegewohnhaus Meidling“ erzielt habe, wodurch das „Kabelwerk“ fertig disponiert war.



Bild: Das „Kabelwerk“ ist seit 2011 fertig: „fraktale“ Architektur mit 1.350 Wohneinheiten, 40 Lokalen, Theater, Pflegewohnhaus, Hotel, Ärztezentrum und drei Kindergärten an einer U-Bahn- Station

Natürlich bin ich kein ausgebildeter Kaufmann. Aber ich ging mit Recht davon aus, meine frühere Geschäftsführungs- Kollegin, - die in verspätete Alters- Pension gegangene Anneliese Schütz, - werde mir helfen. Anneliese hat dann tatsächlich das Rechnungswesen und den Vertrieb der „Kabelwerk“ jahrelang geleitet, selbst noch für meinen Nachfolger Mario Scheichl.

Das „Kabelwerk“ hat mich dann weiter begleitet. 2009 bis 2015 war ich Aufsichtsrat, danach bis Ende 2016 erneut Geschäftsführer, diesmal für den technischen Bereich. In meinen einundzwanzig Jahren beim „Kabelwerk“ bin ich meinem Jugendwunsch nahe gekommen, die hohen Wohnzufriedenheits- Werte von des Harry Glück's „Wohnpark Alt-Erlaa“ einmal übertreffen zu können, - und das ganz ohne Hochhaus!

2003 - Vorläufer städtebaulicher Verträge

Seit einigen Jahren gibt es in Wien eine Regelung über „Städtebauliche Verträge“ in der Bauordnung. Wenn die in der wachsenden Stadt ja notwendigen „Aufzonungen“ vom Gemeinderat beschlossen werden, haben die Werber für Folge- Einrichtungen beizusteuern und sich an vorgegebene Regeln zu halten. Die gesetzliche Regelung ist neu, - die Sache selbst ja nicht.

In „Kabelwerk“, - aber auch bei anderen größeren „Umwidmungen“, - gibt es eben vor der Gemeinderats-Sitzung einseitige Erklärungen, wie die Beteiligung am durch die Bauführung ausgelösten öffentlichen Aufwand aussieht, - deren Inhalt die „Infrastrukturkommission“ in ihrer „Einstufung“ dann verfügt. Konkret geht es im „Kabelwerk“ um die Errichtung eines Schulzubaues, um einen Kindergarten, eine Erschließungs-Brücke, den Straßenbau auf dem öffentlichen Gut innerhalb der Siedlung und einen verpflichtenden Anteil an erhaltender Erneuerung.

Diese Erklärungen und Einstufungen sind jeweils nur einige Zeilen kurz und daher lediglich „grundsätzlich“. Für das konkrete Juristische muss zusätzlich etwas einfallen. Beispiele aus Innsbruck betreffen Eigenheime und sind nicht geeignet. Daher heckte ich gemeinsam mit dem Karl Schiller etwas aus, das dann auch tatsächlich so von Stadt Wien und vom „Kabelwerk“ unterschrieben und umgesetzt wird, - städtebauliche Verträge im eigentlichen Sinn!

Dr Karl Schiller († 2020) Jurist und langjähriger Leiter der MA 64, „Rechtliche Bau-,[.] Angelegenheiten“, ein hoch intelligenter Beamter voll sprühendem trockenen Humor, nimmt sich gern der Sache an, formuliert, erklärt es seiner Magistrats- Kollegenschaft und bringt es auf diese Weise zum Abschluss.

Der Verfasser denke, der von mir selbst ausgedachte Vertrags- Namen, - gerade weil sachlich korrekt, nach Kabaret klingend, - müsse mit des Karl Valentins bayrischer Sprachfärbung ausgesprochen werden:

„Miet-, Superädifikats- und Betriebsführungs- Regelungs- Vertrag“!

Also: Ein bestimmtes Stück Gemeindegrund wird um einen symbolischen Betrag auf ein Drittel eines Jahrhunderts gemietet, - darauf errichtet die „Kabelwerk“ ein Superädifikat, - den Schulzubau und alles Bauliche des öffentlichen Guts, - übergibt dieses ihr Eigentum in die Betriebsführung der Stadt zur Nutzung auf deren eigene Kosten und deren eigenes Risiko. Nach einem Drittel Jahrhundert geht es ohne weiteres ins Eigentum der Stadt über.

Ergebnis: Niemand hat nichts gespendet, weil Schulzubau und Straße stehen ja im Eigentum der „Kabelwerk“, - und auch die AfA für das Rechnungswesen ist geklärt: Drei Prozent! Nirgends stehen Geld- Beträge! Es geht nur um Sachen!

2004 - „Ist es ganz schwierig, haben wir das Monopol!“

Wir schreiben das Jahr 1968! 50 Jahre- Jubiläum der Republik! Aufbruch zu einer besseren Art Leben! Hinter sich lassen von vielem Furchtbaren, - wie es zum Beispiel in den Kinderheimen der Stadt Wien vorgefallen ist! Es soll eine „Stadt des Kindes“ geben! Am Wald an der westlichen Stadtgrenze! In Auhof, - statt dem dortigen Barockschloss und in jenem früheren Teil des Lainzer Tiergartens, den die Westautobahn abgeschnitten hat. Die Bezirksgrenze zwischen Hietzing und Penzing verläuft dann mitten durch die Schwimmhalle!

Voll Enthusiasmus wird gebaut und betrieben! Mit Hallenbad, Sporthalle, Theatersaal und Bibliothek. Der junge Architekt Anton Schweighofer lässt sich von seinem Aufenthalt in Indien inspirieren. Viele junge Leute zieht es damals dort hin. Freiheit und angenehm warmes Wetter! Freiheit sollte es am Waldrand, - zehn Kilometer Luftlinie vom Rathaus, - auch geben, und für Wärme sorgt die Schweröl- Heizung! Die ist billig in der Zeit vor dem Jom Kippur- Krieg 1973 und vor der OPEC. Daher braucht es auch weder Wärmedämmung noch Sparsamkeit bei der Dimensionierung der opulenten Oberflächen!

34 Jahre später ist Vieles anders. Die Heimkinder sind in eine Vielzahl von Wohngemeinschaften in der ganzen Stadt integriert. Das sei besser, als sie am Stadtrand zu sammeln! Daher wird die „Stadt des Kindes“ im Jahr 2002 geschlossen. Und die Gebäude? Und die Liegenschaft? Inwieweit können sie neue Aufgaben übernehmen? Denkmalschutz, sagt das Denkmalamt, bestehe nicht. Eine gewisse Vorsicht im Umgang mit den Gebäuden ist aber natürlich geboten, schon wegen der Bekanntheit, der Symbolkraft und der vielen damit verbundenen Erinnerungen. Was tut daher die Stadt Wien als Eigentümerin?

Sie schreibt einen Wettbewerb für Kaufinteressierte aus, - ein Auswahlverfahren! Wer das gewinnt, wird in der Öffentlichkeit auch Widerstände ernten.

Soll die ARWAG teilnehmen? Franz Hauberl ist dagegen. Der Standort nahe dem Auhof-Center, der Schnellbahn und dem Wald ist zwar für „Wohnen“ gut geeignet, besonders für das Wohnen mit Kindern, - aber wer weiß, was für Auflagen kommen! Ich sehe es anders: „Ist etwas einfach, haben wir viel Mitbewerb, ist etwas schwierig, sind es weniger, - und ist es ganz schwierig, haben wir das Monopol!“ Michaela Mischek bietet die Partnerschaft der „Wiener Heim“ an und ihr gelingt es, Franz Hauberl zum Mitmachen zu motivieren.

Über den Zuschlag im Auswahlverfahren wundern wir uns nicht, - obwohl wir offengelassen haben, was genau sie durch Neubauten ersetzen und wo es erhaltende Erneuerung gibt.

Wie von Franz Hauberl befürchtet, gibt es Medienkampagnen, eine Bürgerinitiative, das Anrufen des internationalen Rats für Denkmalpflege ICOMOS, einen empörten Anton Schweighofer (verstorben im Dezember 2019), eine Zehnpersonen- Demo vor dem ARWAG- Haus sowie noch und noch Mediations- Versuche mit Az-W-Architektur-Zentrum- Chef Dietmar Steiner (verstorben im Mai 2020) als Mediator. Bei der Stadt Wien ist Stadtrat Michael Ludwig irgendwie dankbar, dass jemand anders ihm die „Watschen“ abfängt. ARWAG- Projektleiter Siegfried Jeschko konnte noch nie irgendetwas aus der Ruhe bringen. Der Wirbel um die „Stadt des Kindes“ schon gar nicht!

Geschliffene Argumentationen in Wortduellen, wie sie mir seit der Zeit in der „Gebietsbetreuung Ottakring“ abgehen, - die gibt es nun zur Genüge! Etwa in den Ausschüssen der Penzinger Bezirksvertretung mit dem „Grünen“ Dieter Schrage.

Es gibt auch Nutzungs- oder Verwertungs- Versuche für einzelne der Gebäude. Sieht Paulus Manker eine Verwendung für den Theatersaal? Ich fahre mit ihm hin. „Wär er innerhalb des Gürtels, ja! Aber so weit draußen!“ Er habe ja die „Alma“ im benachbarten Purkersdorf gespielt und kenne sich daher aus.

Ein freiwillig vorgelegtes Konzept von mir: Ein Quadrat von hundert mal hundert Meter wird saniert: Zwei der typischen „Familienhäuser“ werden behutsam in geförderte Mietwohnhäuser umgebaut. Hallenbad und Sporthalle werden erhaltend erneuert.

Alles andere solle neu kommen, - geplant im Sinn der ursprünglichen Formensprache von den beiden Vertrauensarchitekten des Anton Schweighofer, - vom Großmeister des räumlichen Vorstellungsvermögens Walter Stelzhammer und von seinem Partner Peter Weber.

Nach vielem Hin und Her setzt sich diese Lösung durch. 2013 gibt es dann mehr als 200 Wohnungen dort, 131 davon von der ARWAG, - gefördert und frei finanziert, in Miete und in Eigentum. Ich werde empört gebeten, doch das Bild der neuen „Stadt des Kindes“ zu zeigen, nicht das von der ursprünglichen! - Irrtum! Das IST die neue „Stadt des Kindes“! Auf den ersten Blick täuschen sich so Manche!



Bild: „Familien- Häuser“ wurden die Häuser genannt, in denen Kinder- Gruppen vergleichbar mit jenen in den „SOS Kinderdörfern“ untergebracht waren. Heute sind zwei dieser Gebäude umgebaut. Sie sind Niedrigenergie- Häuser und beinhalten geförderte Mietwohnungen. Auch Schwimm- und Sporthalle sind erhalten. Die übrigen Häuser sind durch Neubauten mit ähnlichem Erscheinungsbild ersetzt

2005 - Ein Spalt in der Planke

Am 16. August 2001 fängt der „Sofiensaal“ in der Marxergasse bei Flämmarbeiten auf dem Dach Feuer. Es gibt einen Großbrand. Dach und Bühnenwand stürzen ein. Das denkmalgeschützte Saal- Gebäude selbst bleibt stehen. Nicht geschützte Teile werden danach abgebrochen, - so etwa der „Blaue Salon“. Julius Eberhard hatte viele Jahre lang Verschiedenstes versucht. Nun steht der Komplex zum Verkauf.

Warum ist aber das Bauwerk nicht eingestürzt? Warum hat es den Brand, zwar ohne Dach, aber mit vielen edlen Ausstattungen relativ unbeschadet überstanden?

Nach der Bestandsaufnahme wissen wir es: Keller und Erdgeschoss sind ganz anders gebaut, als auf den Konsensplänen von Eduard van der Nüll und August Sicard von Sicardsburg dargestellt!

Franz Morawetz, Errichter und Betreiber der 1847 fertig gestellten Anlage, - im Winter Konzert- und Ballsaal, im Sommer Schwimmhalle, - kannte die Tücken des Geländes. Vor der Donauregulierung 1875 war das Weißgerber- Viertel ja gleichsam ein Überschwemmungsgebiet. Alle paar Jahre strömte das Hochwasser hier durch. Wo also ein Schwimmbecken anlegen, das vom Hochwasser nicht aufgetrieben wird?

Richtig! In sechs Meter Höhe über der Marxergasse! Damit die Donau im Erdgeschoss unter dem Beckenboden fast vier Meter Platz hat, - und darunter im Keller zusätzlichen Platz! Also lässt Franz Morawetz, - auf keinem Plan je dargestellt, - zwei Geschosse unter dem Becken mit röhrenartigen Durchlässen in Strömungs- Richtung anlegen.

Aber was tun gegen das Schwemmgut? Gegen vom Hochwasser angeschwemmte Baumstämme oder Eisschollen, die das Bauwerk eindrücken? Da hilft nur eins: Sehr, sehr kräftige Pfeiler! Wie in der Gotik die Strebepfeiler! Und nun ist das Gebäude so stark, dass kein Hochwasser ihm je etwas antun können, - und auch kein Feuer im Jahr 2001!

Der Umbau im Hinblick auf das Weltausstellungs- Jahr 1873, - während die Donau-Regulierung gerade in Bau ist, - hat dann alles so verschleiert, dass Niemand mehr wusste, dass der Sofiensaal eigentlich ein Hochwasserschutz- Bauwerk ist!

Planungs-Stadtrat DI Rudolf Schicker lädt fünf Architekturbüros ein, ihre Vorstellungen zu einer Weiterentwicklung aufzuzeigen, - neben einander gestellt und nicht im Wettbewerbsweg! Wäre gut, eine Stadt-nahe Körperschaft wie die ARWAG kauft und realisiert im Sinn des historischen Erbes, - aber bitte nicht mehr mit Bällen mit 2.500 Besuchenden mitten im engmaschigen Wohnviertel!

Der Kaufpreis ist in Anbetracht der kaum mehr als zehntausend Quadratmeter Nutzfläche der Architekturpläne nicht leistbar. Und viel mehr kann es wohl nicht sein, da der Platz des Saales auf der Liegenschaft zweihüftige Trakte verhindert.

Ich fahre gerade vorbei. Eine Planke. Ein verschlossenes Tor. Doch hier, - ein Spalt zum Durchschauen! Natürlich hätte ich mir einen Besichtigungstermin geben lassen können. Doch so geht es auch und braucht weniger Zeit!

Der Saal ohne Dach und Hinterwand sieht aus, als wäre er ein Hof! Da wär' es ja möglich, Räume von der Saalseite zu belichten. Dann sind ja zweihüftige Trakte möglich! Und 15.000 Quadratmeter Nutzfläche insgesamt! Dann ist die Liegenschaft ja leistbar!

Ich zeichne meine Vorstellung auf, - mit Dachträgern und mechanisch öffnen- und schließbarem transluzentem Saal- Dach.

Eines der Architektur- Konzepte, - jenes von Albert Wimmer, - würde einer derartigen Lösung sogar entgegenkommen. Und die ARWAG kauft nun auch die Liegenschaft und übernimmt sie am 27. Jänner 2006.

Der Standort ist für edles Wohnen gut geeignet, - die Nähe zur Innenstadt und zum Prater, die ruhige Lage! Nur: Welche Nutzung gibt es direkt um den früheren Saal

herum? Entsteht der früheren Saal wieder neu oder bleibt er ein Innenhof? Sollte er neu entstehen, was genau soll darin stattfinden?

Sie werden mit verschiedenen Interessenten zusammengebracht. Mit dem Peter Pühringer, - der ins „Coburg“ investiert hatte und gerade in das „Muth“ im Augarten-Spitz investiert, - der hier ein Theater einrichten will, - und der wohl die ARWAG mit einer Institution zur Verteilung städtischer Fördergelder verwechselt. Mit dem Bernd Schmid, dem umsichtigen Lenker des Gartenhotels Altmannsdorf für die Bundes-SPÖ, - der mir als „Kabelwerk“-Geschäftsführer gerade eine Gartenhotel- Dependence abgekauft hatte und nun an ein Innenstadt- nahes Hotel denkt, mit dem Saal als dessen noble Mitte. Natürlich ginge ein solches Hotel nur zu einem Sonderpreis, nicht zuletzt weil ja von einer befreundeten Institution!

Bild: ARWAG Migra und Zuwanderer-Fonds (nun Fonds für temporäres Wohnen in Wien) haben am 20.12.2018 ihre Weihnachtsfeier im Sofiensaal.



Wir sehen also, dass unsere Stellung nahe der Stadt in diesem Fall alles andere ist, als ein Vorteil. Gleich nach dem unerwarteten Ableben von Generaldirektor Franz Hauberl, - der weiteren Versuchen nicht abgeneigt war, - sagt Norbert Fuchs, - nun kurzzeitig alleiniger ARWAG- Vorstand, - das Hotelprojekt ab.

Nun wird die Liegenschaft geteilt. Auf jenem Drittel, auf dem es keine historische Substanz gibt, errichtet die ARWAG fünfzig freifinanzierte Eigentumswohnungen. Die zwei Drittel mit dem Sofiensaal erwirbt mit der IFA Institut für Anlageberatung AG ein Unternehmen Erwin Soravia's, - als Anlegerprojekt. Die ARWAG darf sich als deren Auftragnehmerin weiterhin um den Denkmalschutz kümmern.

Und die IFA realisiert das Konzept, - mit dem transluzenten, öffenbaren Dach über dem Saal, - das allerdings nie geöffnet wird und daher den Saal seit dem 2. Dezember 2013 stets in der alten Pracht erstrahlen lässt. Er ist nun eine Extra- Event- Location für maximal 400 Personen. Es gibt außerdem ein Hotel, ein Fitness- Zentrum, Gastronomie und 68 Mietwohnungen, 21 davon sogar gefördert.

2006 – Völlig unterschiedliche Belegschaften

Als ich im Alter von dreißig Jahren zum ersten Mal eine Belegschaft aufbauen darf, - ab 1979 die auf Altbausanierung spezialisierte „Urbanbau-Abteilung“ in der Sozialbau, - mache ich mir nicht viele Gedanken. Ich fragte einfach meine Studienkollegen aus der „Projektgruppe Favoriten“ und aus der Studienkommission, ob sie mitmachen möchten. So kommen ziemlich rasch hinter einander Timo Huber, Gustl Fröhlich, Peter Mlczoch und Johnny Winter als Angestellte in die Abteilung der Sozialbau. Aus dem Umfeld dieser Personen kommen der „Idi“ Hans Friedler, Fritz Hof und Günther Stöllberger. Nach der Umwandlung dieser Sozialbau-Abteilung in die Firma Stadtprojekt mit dem Jahreswechsel 1985/86, stoßen aus demselben Umfeld Herrmann Simböck, Christian Schick, Maija Nowacek, Ursula Licka, Sam Amlacher, Hans Nevital und „Upi“ Pircher dazu. Da sind wir schon fünfzehn gleichaltrige Architektur-Absolventinnen und Absolventen, die den Kern der auf über siebzig Personen anwachsenden Stadtprojekt bilden, - und ab 1994 auch gleich der „ARWAG Projektentwicklung und Planung“, die ab 1997 „ARWAG Bauträger“ heißt. Ein Freundeskreis, dessen Struktur und Atmosphäre von miteinander befreundeten

Gleichaltrigen mit gleicher Ausbildung und mit der gleichartigen menschenfreundlichen Weltanschauung der „68er“ bestimmt wird.

Ganz anders die gemeinnützige Wohnungsgesellschaft „Migra“ die ich ab 1999 bis zur Pension 2017 leiten darf, jeweils zusammen einer Frau, zuerst mit Anneliese Schütz, ab 2003 mit Rosa Maria Dopf und ab 2010 mit Regina Freistritzer. Da bin ich um die Sechzig Jahre alt und mein Umfeld besteht aus fünfzehn bis zwanzig Personen, hauptsächlich sehr jungen Frauen! Wir sind zu drei Viertel weiblich und trotz meines Alters im Durchschnitt unter Dreißig! Die meisten der Leute waren vorher schon in der Unternehmensgruppe beschäftigt und ich kann sie mir daher nicht aussuchen. Dazukommende in das wachsende Unternehmen werden in der Regel vom Kreis der Beschäftigten empfohlen. Für mich eine ganz andere Situation! Mehr Zurückhaltung ist nötig, weil die Leute mich privat ja gar nicht kennen, vom Alter her meine Kinder sein könnten und überdies das Abhängigkeitsverhältnis von jungen Frauen von ihnen vorgesetzten alternden Männern immer heikel ist. Was ist in so einer Lage nötig? Humor! Das gemeinsame Lachen macht Altersunterschiede, nicht selbst ausgesuchtes Umfeld und heikle Abhängigkeiten unbedeutend. Da ich zur selben Zeit auch die fünf bis zehn Personen umfassende Stabstelle „Projektentwicklung“ in der ARWAG leite, - eine Abspaltung von der ARWAG Bauträger, - werde ich als Bindeglied zwischen diesen beiden Gruppen wahrgenommen und die beiden Gruppen daher als zusammengehörig. Ohne mein Zutun entwickelt sich eine Gemeinsamkeit, die sich in privaten Freitag-Mittag-Treffen niederschlägt und ab dem Jahr 2010 außerdem in gemeinsame zwei- bis dreitägige jährliche Ausflugsfahrten, nach Prag, nach Salzburg, nach Graz, etc..

Noch einmal ganz anders die „Kabelwerk“- Bauträger GmbH, - in Meidling ansässig, - die ich parallel zu Migra und Stabstelle Projektentwicklung von 2002 bis 2006 leite und aufbauen darf. Hier gibt es weder vorhandenes Personal noch Studienkollegen. Das Unternehmen ist auf die Errichtung eines einzigen Stadtviertels ausgerichtet, das binnen zehn Jahren fertig gestellt wird. Wer hier einsteigt, weiß, in zehn Jahren ändert sich der Bedarf an Arbeitskraft grundsätzlich, sowohl was die Menge als auch was die Art der Tätigkeit betrifft. Was ist die Folge? Die Folge ist, dass sich im „Kabelwerk“ Personen in weit fortgeschrittener Lebensarbeitszeit sammeln. Ist der Altersdurchschnitt in der Migra unter Dreißig, so ist er in der „Kabelwerk“ über Fünfzig! Einmal noch vor der Pension an etwas Großem und Sozialem mitwirken! Das ist es! Und das ist auch das Erfolgsgeheimnis des „Kabelwerk“- Teams und seiner besonderen Produktivität! Mein Geschäftsführungs-Kollege ist bald der Peter Fleissner, ursprünglich bereits Wunschkandidat gewesen, doch von der BAI nicht abkömmlich. Es sammeln sich alternde Bauleiter rund um die Sekretärin Bettina Horeth, die zehn und fünfzehn Jahre vorher Stütze meines Teams in der Stadt-projekt gewesen war und die ich daher gern ins „Kabelwerk“ aufnehme. Selbst die in der Migra in verspätete Alterspension gegangene Annelise Schütz ist als Leiterin von Rechnungswesen und Vertrieb wieder dabei!

Wir lernen aus diesen drei Erinnerungen: Ist gibt keine generelle Regel für den Aufbau von Arbeitsteams! Auf unterschiedliche Gegebenheiten ist eben unterschiedlich zu reagieren! Eine tröstliche Erkenntnis!

2007 - Abnehmen und wie das geht

Der „Ali“, Alois Mayer, verstorben Anfang 2023, war halbtags beim Zuwanderer-Fonds beschäftigt, - in der Gruppe der ARWAG- Holding AG. Hauptsächlich war er jedoch Wiener Gemeinderat und Vorsitzender der SPÖ Hietzing. Daher hat er in dieser Zeit besten Zugang zur Klinik Hietzing in Lainz und empfiehlt mir stolz eine Vorsorge-Untersuchung dort mit den besten Spezialisten, - inklusive Übernachtung. Die

Übernachtung lehne ich ab und beginne zu fürchten, es könne lang dauern. Im Juli 1998 sitzen der Ali und ein Primar tatsächlich in Lainz mir gegenüber. Deren besonderer Stolz: Das Endoskop! Die Reise durch den eigenen Dickdarm, als wäre er ein U-Bahn-Tunnel! Alles per Monitor zu sehen! Einfach so! Ohne Sedativ! Ohne Warnung, es könne vielleicht wehtun. Zum Glück tut es nicht weh und der Darm ist in Ordnung. Aber: Der Weg durch alle die Stationen in den einzelnen Pavillons dauert den ganzen Tag! Im Juni 2003 tu ich mir das erneut an, allerdings ohne die Reise durch den Darm. Dann eine Empfehlung der Anneliese Schütz: Die Ambulanz der SVA Sozialversicherung der Gewerblichen Wirtschaft in der Hartmannngasse in Margareten. Die seien dort extrem schnell! Also melde ich mich für Juli 2007 an, gleich in der Früh. An diesem Tag habe ich um 11 Uhr den damaligen Stadtrat Michael Ludwig im „Kabelwerk“ zu treffen, wegen Vergabe der 500sten Wohnung dort, - mit Medien. Das „Kabelwerk“ ist ja keine zehn Autominuten von der Hartmannngasse entfernt, da werde ich eben die Untersuchungs- Serie unterbrechen. Aber nein! Das ist gar nicht nötig! Ich habe im „Kabelwerk“ auf den Termin mit Stadtrat Ludwig zu warten, weil alle die vielen Untersuchungen um 10:00 Uhr bereits erledigt sind: Blut, Urin, Kot, Urologie, Augen, Ohren, Inneres, EKG, Gefäße, Ergometer und Ernährung! Ja, Ernährung! Die Waage sagt 89 Kilo ohne Kleider bei 182 cm Größe. Der Internist meint: „Herr Wasner, Sie sind zu schwer!“ „Was, zu schwer?“ „Ja, aber wir haben ja eine Ernährungsberatung!“ „Seit dem 68er Jahr beschäftige ich mich mit Ernährung!“ „Es kostet Sie ja nichts!“ „Also gut!“ Zu Silvester hatte ich ja immerhin 92 Kilo. Die nette Dame gibt mir eine Liste: „Sechs Tage lang jeden Bissen und jeden Schluck verzeichnen und dann wiederkommen!“ Oh je! Gleich am zweiten Tag ist das Bilanzessen der MIGRA. Der alkoholreichste Tag des Jahres! Ich schreibe ehrlich: Ein Bier, 0,8 Liter Weißwein und zwei Avena. Tags darauf ist es wegen einer privaten Feier nicht viel weniger! Zerknirscht komme ich zu der netten Dame. Die erschrickt: „Sie trinken Isostar! Lassen Sie das! Viel zu viel Zucker!“ Ich bin überrascht. „Sie trinken Waldbeerendicksaft! Lassen sie das! Viel zu viel Zucker!“ Oha! „Sie essen kein Frühstück! Frühstück Sie!“ Na gut! „Und der Alkohol?“ „Ja, sie sollten weniger trinken, aber nicht wegen dem Gewicht!“

Die Aufgaben sind ja nicht schwer. Und die sollen wirken? Unglaublich! Im März darauf kann ich 76 Kilo notieren. Seit 2016 habe ich 80 kg nicht mehr erreicht und die letzten Jahre pendle ich zwischen 69 und 75. Bester Bodymaß-Index! Ohne Kur, ohne darben, nur mit den milden Hinweisen der Ernährungsberaterinnen der SVA! Seit dem Ruhestand und dem Ende des mit der Arbeit verbundenen geschäftlich-sozialen Zuprostens ist auch mein Alkoholkonsum nur mehr durchschnittlich ein Seidl pro Tag! Und seit dem Spitals-Aufenthalt wegen Sehnenrisses im Jahr 2014 rauche ich auch nur mehr in meinen Träumen in der Nacht und nicht mehr im wirklichen Leben!

2008 - Ein Bild aus einem Wellental!

Klausur beim „Hanner“ in Mayerling Mitte 2008. Elf unserer Anlagen sind gerade fertig geworden. Die „Elite“ Gumpendorfer Straße, das „Meister-Werk“ Seitenberggasse, das „Consultatio“ Bürohaus in der Schlosshofer Straße, die „Carl-Kaserne“, die Breitenleer „Schukowitzgasse“, die kurvigen Kunstwerke „Cumberlandstraße“ und „Ghelengasse“, die „Großenzersdorfer Straße“ nahe der Seestadt, die Sanierungen in der exklusiven „Hofzeile“ und in der „Brunnengasse“, wo der ARBÖ gegründet wurde, sowie das Wohnhaus in Preßburg.

In Bau ist nur mehr die „Vorgartenstraße“ im Wilhelmskaserne-Areal und die Sanierung der beiden Alt- „Objekte“ der Carl-Kaserne.

Die „Liesinger Brauerei“ ist gerade in Ausschreibung. Großer Umfang, - aber schwierig! Kann das klappen? Darüber hinaus ist noch kein weiterer Baubeginn

konkret absehbar! Einige Planungen laufen allerdings. Nachdenklich sitzen wir um den Tisch. Ist es Zufall? Haben wir etwas falsch gemacht? Wenn ja, was?

Kann die Projektentwicklung für mehr Gleichmäßigkeit der Bauführungen in zeitlicher Hinsicht sorgen? Ist es ihr möglich auch mit „billigeren“ Projekten in den Bauträgerwettbewerben den Zuschlag zu erzielen?

Dass wir zwei Jahre später wieder zehn Baustellen haben werden, - und drei Jahre später gar vierzehn, - das können wir noch nicht wissen. Wir können es allerdings in diesem Kreis vorbereiten. Das tun wir und es ist uns offensichtlich auch gelungen!

Fünf Monate nach dieser Klausur wird der Konkurs von „Lehman Brothers“ eine weltweite Wirtschaftskrise auslösen. Sie wird uns nicht ernsthaft betreffen. Geldmittel und Nachfrage werden ausreichend bleiben. Auf dem Bild in Mayerling von links Werner Scharf, Siegfried Jeschko, Franz Hauberl, Regina Feistritzer, Norbert



Fuchs, Hans Friedler, Peter Supcik, Regina Schmidberger, Ruth Binder, Rosa Maria Dopf, im Vordergrund Michael Schmidl. Ich knipse dieses Bild.

Ein gutes Jahr später wird Regina Schmidberger unerwartet verstorben sein, einen Monat später auch der Generaldirektor Franz Hauberl, - hier in seinem sechzigsten Lebensjahr. Auch diesen Verlust werden wir kompensieren können. Ersatz im ARWAG Vorstand kommt mit Rosa Maria Dopf aus dem hier abgelichteten Kreis. Der Ersatz der Rosa Maria Dopf in der Migra sitzt mit Regina Feistritzer auch bereits an diesem Tisch!

2008 - Des Meeres wilde Weiber

Die Migra war eigentlich nie geplant. Aber dann ist dem Zuwanderer-Fonds seine Gemeinnützigkeit gemäß Bundsabgabenordnung vorübergehend entzogen und Dr. Wolfgang Ulrich von der Erste Bank berichtet, die in Mödling von der „Wohnungseigentümer“ verwaltete steirische WGG- Gemeinnützige „St Marein“ sei zu erwerben. Sie wird also am 11. April 1984 erworben und Adolf Holper als Leiter der Zuwanderer-Fonds- Geschäftsstelle ist ihr alleiniger Geschäftsführer. Aus dem Zuwanderer- Begriff entsteht „Migra“.

Zwei Wiener Liegenschaften befanden sich drin, gute Standorte in der Endresstraße in Mauer und in der Liniengasse in Gumpendorf. Da gibt es gleich etwas zu tun, bevor es mit dem „Wohnen und Arbeiten“ überhaupt los geht! Zwei Grundstücke in Passettistraße und Gerichtsgasse kommen dazu, auch die geförderte Sanierung des barocken ehemaligen Knabeninstituts in der Linzer Straße 466.

Als Adolf Holper 1990 ARWAG- Generaldirektor wird, somit nun im Sinn des Wohnungsgemeinnützigkeitsgesetzes „gewerblich“ ist, darf er eine Gemeinnützige Bauvereinigung nicht mehr leiten. Auch die ARWAG kommt daher als Migra- Gesellschafterin nur bis zu einem Viertel in Frage, das sie nunmehr auch hält. Der getreue Franz Schinogl und Anneliese Schütz, - die in all den Firmen das Rechnungswesen aufgebaut hatte, - übernehmen die Geschäftsführung.

Franz Schinogl sitzt im Zuwanderer-Fonds. Anneliese Schütz sitzt im gemeinsamen „Rechnungswesen“ der Unternehmensgruppe. Eine örtlich fassbare „Migra“ gibt es eigentlich nicht. Auch nicht nach dem Umzug von der Schiffamtsgasse in die Würtzlerstraße.

Wohnhäuser in Rinnböckstraße, Hellwagstraße und Spargelfeldstraße werden vom technischen Stab der Unternehmensgruppe „nebenher“ mit betreut. Rechnungswesen, kaufmännische und technische Gebäudeverwaltung, Vertrieb, Technik, - das alles ist im Rahmen der ARWAG beauftragt.

Da es nun doch immer mehr wird, - schon die eingehende und ausgehende Post der Migra, - gibt es nun ein Migra- Sekretariat gegenüber der Hauptkassa im 2. Stock.

Den Anstoß zur Selbständigkeit der Migra im Rahmen der Unternehmensgruppe gibt eigentlich unbeabsichtigt der Norbert Fuchs. Mit der Pensionierung von Hans Mayr und Adolf Holper Ende 1984 möchte er das ARWAG- Rechnungswesen frei von Personen haben, die Hans Mayr und Adolf Holper zuzuordnen sind.

Damit erhält die Migra ein eigenes Rechnungswesen, das sich rund um Anneliese Schütz und Alexandra „Ali“ Hausmann, - später Schindler, - aufbaut. Auch um Werner Paul, den Norbert Fuchs aber bald hausintern „abengagiert“.

Anneliese Schütz zieht ins ehemalige Holper- Zimmer neben dem Migra- Sekretariat. Plötzlich gibt es eine „MIGRA“ auch örtlich! Sie ist im Jahr 2021 immer noch dort, vergrößert auf nahezu das ganze Geschoss! 2023 zieht die Migra dann in die Leopoldstadt.

Der Anneliese Schütz, dem Franz Schinogl und mir als dessen Nachfolger ist zunehmende Selbständigkeit nur recht, - nicht nur wegen der Kritik mangelnder Unabhängigkeit durch den Revisionsverband.

Das Nächste ist ein von den anderen Körperschaften getrennter Wohnungsvertrieb rund um Claudia Ziveczky, - heute Wiesner.

Und nun sollte auch eine kaufmännische Gebäudeverwaltung geschaffen werden. Katrin Weber aus Mariazell, ursprünglich Sekretärin bei Helga Schöllner, wird im zweiten Bildungsweg Gebäudeverwalterin und übernimmt dies. Rosa Maria Dopf, - der Anneliese Schütz nachgefolgt, - rennt bei mir mit diesem Vorschlag offene Türen ein. Dann fragt mich Rosa Maria Dopf, ob ich mir eine technische Gebäude- Verwaltung zutraue. Tu ich, - und sie wird anfangs rund um den Christoph Leiner aufgebaut, - bis sich der Christoph selbständig macht und ersetzt werden muss.

Innerhalb von kaum mehr als 10 Jahren ist ein selbständiges Unternehmen entstanden, mit zirka 15 Leuten in der Zentrale und einigen Hausbetreuenden, - mit eigener Identität! Es handelt sich überwiegend um Unternehmensgruppen- interne Quereinsteigende, hauptsächlich jung und weiblich, - nicht Personen, die extra dafür ausgesucht sind, wie bei der ARWAG Bauträger und vorher bei der Stadt-projekt.

Bild unten: Migra mit ARWAG Projektentwicklung 2012 in Graz. Von links Gerhard Moser, Jochen Gartler, Alfred Petritz, Ali Schindler, Regina Feustritzer, Alexandra Kalix, der



Verfasser, Sabrina Schlögl, Christian Mitsch, Stefan Lenz, Gabriele Tsokas, Claudia Wiesner, Daniela Scheder und Mathias Hartl

Was alles das konkret bedeutet, soll die nachfolgende Fiktion zeigen, die am Freitag 12. Dezember 2008 am Nachmittag in fröhlicher Migra- Runde entstanden ist.

Die Migra produziert in den Jahren 2009 bis 2016 mehr als die Hälfte der Produktion der Unternehmensgruppe. Von 2001 bis 2017 bin ich als ihr Geschäftsführer einer von

50 gewählten Delegierten zur Delegiertenversammlung des Verband Gemeinnütziger Bauvereinigungen Österreichs. 2011 bis 2015 ruft die Migra je am letzten Mai-Donnerstag die ganze Branche zum "Treffpunkt Migra" ins Az-W- Architektur- Zentrum, - zu den gerade aktuellen Themen. Dies alles zeigt, wie die Migra inzwischen die allgemeine Anerkennung findet.

Fiktion, - in fröhlicher MIGRA- Runde am Freitag 12.12.2008 entstanden

DES MEERES WILDE WEIBER

Für den ersten Teil unseres Seeräuberinnen- Filmes (aktuelles Thema in Zeiten wie diesen) benötigen wir als Barvorlage drei Millionen Euro in kleinen Scheinen. Für Ihre Sicherheit, Herr Doktor Aumann*), wird garantiert.

Der Kamerafrau Katja Wilfinger bietet sich folgende erste Szene:

Gerhard Eibl steht als Felsen in der Gischt der Tyrrhenis und betrachtet das Steuerruder, wie es sich im Scirocco dreht. Die Eruptionen des Stromboli tauchen die Szene in martialisches Licht. Gerhards Ruhe ist nicht gespielt. Es ist die Aura der Amme Maria Leeb neben ihm, die sie mit sich bringt. Der Scirocco heult, als würde unser Produzent Manfred Wasner „ach zittre nicht, mein lieber Sohn“ im Falsett singen. Wo immer der Dreimaster hin geweht wird, eines ist für die Crew sicher: Beute, Beute und nochmals Beute!

Rückblende: Claudia Wiesner verkauft den Dreimaster dem Edlen von Dirkenau, Commendatore Pietro Czernin**). Die Segel fliegen hoch. Claudia löst die Leine vom Poller und schwingt sich an Bord als wäre sie Tarzan an der Liane. Das Schiff verschwindet hinter den Felsen. Der Commendatore steht fassungslos am Pier und ruft nach seinem Harald. Es wird böse für ihn enden. Rückblende aus.

Wer weiß schon, dass es Schnellboote der Marke „Ferrari“ gibt. Das knallrote Boot schießt durch einen Wellenkamm. Es kommt längsseits. Auf der Brücke der Commendatore.

Der schöne Christoph Leiner hängt an einem Tau. Er inspiziert die Bordwand des Dreimasters, wie sie dem Sturm standhält. Des Commendatores Angelhaken verfängt sich in seinem Gürtel. Er hängt zwischen dem Dreimaster und dem Ferrari in der Luft. Tau und Angelschnur sind zum Zerreißen gespannt.

Aus der Luke springt Katrin Weber mit gezogenem Degen. Ein Ausfall über die Bordkante und die Angelschnur ist entzwei. Christoph donnert mit der Stirn gegen die Bordwand.

Da ist schon die Amme Maria mit ihrem weißen Pflaster. Auch Christophs linkes Auge hat etwas abbekommen. Maria hat auch dafür etwas: die schwarze Augenklappe.

Unbemerkt lässt der Commendatore einen Peilsender ans Heck des Dreimasters kleben und dreht ab. Das Ferrari- Boot verschwindet in den Wellen.

Jubel an Bord. Elvira Weixelbaum jodelt aus den Wanten. Daniela Scheder, als lebende Galionsfigur über dem Namenszug „MIGKPA“ am Bug, lächelt. Carola Starkl ordert am Mobiltelefon das Partyservice „Cosa Nostra“ aus Palermo. Regina Stettina hat eine Schokoladetorte mit. Ali Schindler winkt aus ihrer Glasluke. Rosa Maria Dopf lächelt anerkennend ihr Judy-Dench-Lächeln. Bianca Czenar mit ihren Seebeinen bringt ihr den Kaffee. Nur Marion Schindler schleift unbeeindruckt das Henkerbeil, und Lord John Cock***) ist nach gar nicht aufgetreten...

*) Dr Raimund Aumann, MIGRA- Aufsichtsrat der ERSTE; **) Arch.DI Dr Peter Czernin †; ***) Hans Hahn

2009 - Rangordnungen

Wunderbar bin ich in meinem ganzen Arbeitsleben und auch in den sonstigen sozialen Kontexten gefahren, indem ich mich um Sachen wie Rangordnungen nicht aktiv

gekümmert habe, - oder nur so, wie in der Folge berichtet. Sich mit so etwas Unerfreulichen zu beschäftigen, ist eine willentliche Entscheidung, - egal, ob ich nun ein Tier bin, oder ein Mensch. Das „sich selbst wahrnehmen“ sehe ich als eine wichtige Übung. Sie liegt im Bereich der Meditation. Natürlich geht es dabei um das Bemühen, zu erkennen, von welcher sozialen Gruppe wir wo eingeordnet werden. Einmal erkannt, tut es uns gut, es zu akzeptieren. Meine persönliche Erfahrung damit ist folgende:

Im Kindergarten „Hegelgasse“ in der gutbürgerlichen Innenstadt, - mitten im Jahr quer einsteigend, - bin ich ganz unten im Gruppenranking. Sowohl für die „Tanten“ als auch für die „Mitkinder“. So etwas hatte ich nicht erwartet. Es trifft mich hart.

In der Volksschule Strohgasse, wo bürgerliche Elternhäuser damals in der Minderheit sind, bin ich sodann der Star, - weder von den Mitschülern, - damals ausschließlich Knaben, - noch von der Lehrerin je hinterfragt. Das verblüfft mich in Anbetracht der Kindergarten-Erfahrung und es erleichtert mich sehr.

In der Unterstufe des Innenstadt- RG Stubenbastei bin ich zu meinem Schrecken erneut wieder ganz unten. Jener, dem das Jausenbrot weggenommen wird. Dort gibt es ja fast nur Kinder bürgerlicher Elternhäuser, - darunter auch aus Familien wohlhabender Kommunisten, die ihre Kinder Russisch lernen lassen wollen.

In der Oberstufe und ebenso später in der Schauspielschule, in der „Projektgruppe Favoriten“ und in der „Kinderladen“- Gruppe, bin ich zu den vier einzigen Malen im Leben in einer mittleren Position, - weder Teil des „Auswurfs“, noch der „Chefpartie“.

Im Studium bin ich erneut verblüfft, als Studierendenvertreter gewählt zu werden und einer der von den Studierenden nicht hinterfragten Stars zu sein. Einige der Lehrenden tun sich schwer mit mir und halten mich für ungeeignet, - für andere Lehrende bin ich ebenfalls der Star, - da gibt es fast nur die beiden Extreme.

Auch beim „Struktur-Machen“ in den Gäste-Gruppen der Muehl-Kommune gibt es nur ein „ganz Unten“ oder „ganz Oben“, nichts „Mittleres“. Das „Struktur-Machen“ sollte allerdings nicht übertrieben werden, wie ich es bei den Muehlies erlebt habe.

Im Berufsleben werde ich zu meiner Verblüffung bereits im Jahr 1973, vor der ersten Staatsprüfung, - beide Staatsprüfungen sind im Jahr 1974, - als Bürochef eingesetzt. Es ist mir nicht bewusst, je zu den Unterschieden im gesellschaftlichen Ranking etwas beigetragen zu haben, außer ganz einfach ZU SEIN. Das ändert sich bis zur Pensionierung nicht. Auch nicht im Betriebsrat, wo ich eine Zeitlang ein Mandat habe. Die tatsächliche „Einser“- Position habe ich jedoch nur in den acht Jahren von Franz Hauberl's Ableben 2009 bis zur Pensionierung 2016 in der Migra inne, als alle schon wissen, ich bin in absehbarer Zeit in Alterspension.

Ich halte mich die drei Jahrzehnte zwischen 1979 und 2009 stets in der „Zweier-Position“, weil mein Unbewusstes die „Einser-Position“ ablehnt und meinen jeweiligen Chef oder meine jeweilige Chefin von sich aus der Öffentlichkeit als solchen und solche präsentiert. Warum es das tut, weiß mein Bewusstsein nicht. Es scheut wohl ein zu viel an Verantwortung. Das Unbewusste freut sich, dass sein intelligentes Alter-Ego „Bewusstsein“ die angestrebten Inhalte auch von der zweiten Position aus „durchbringt“. Wegen all dem werde ich auch alle die Jahrzehnte hindurch im Berufsleben nie angefeindet. Das halte ich rückblickend für unglaublich!

Ich lese, ein ehemaliger Leitwolf lehne es ab, ein zweites Mal Leitwolf zu werden. Der Erste am Morgen zu sein und der Letzte beim Schlafengehen, - das ist ja nicht lustig!

2010 – Am Bezirksgericht

In der 2009 fertiggestellten 170- Wohnungen- Migra-Bauträgerwettbewerbssiegs-Anlage Vorgartenstraße 221 mit Architekt Walter Stelzhammer habe ich neben einander einige vom öffentlichen Durchgang aus direkte zugängliche durchbindende

Eigengarten- Maissonetten. Ich reduziere sie im Einvernehmen mit dem Migra-Vertrieb wegen der Innenstiege im Nutzwertgutachten um 5% gegenüber den Geschosswohnungen. Die Nutzwerte bestimmen aufgrund der Wohnbauförderungs-Bedingungen die Mietenhöhe. Es gibt einen Einspruch gegen die Nutzwertfestsetzung. Geschosswohnungs- Mietende behaupten, Maissonetten seien doch nicht weniger wert, als Geschosswohnungen. Warum zahlen die Maissonetten- Mietenden also weniger an Miete, Betriebs- und Erhaltungskosten als die anderen? Ist das nicht vielleicht eine unzulässige Bevorzugung? Die Schlichtungsstelle gibt dem Einspruch recht. Die Magistratsabteilung 25 habe ihr geschrieben, da alle Wohnungen in gleicher Weise baubewilligt sind, müssten sie auch alle gleich viel wert sein. Ich gehe auf diese hanebüchene Argumentation gar nicht ein und ziehe ab zu Gericht. Zur Verhandlung gehe ich alleine, ohne Rechtsbeistand. Die Klagsseite kommt mit Anwalt. Es sei doch üblich, dass Maissonetten einen höheren Wert hätten, als Geschosswohnungen. Ich gebe ihnen Recht: „Wir haben doch alle den Film „Das verflixte siebte Jahr“ gesehen, Billy Wilder 1955. Marilyn Monroe kommt die Stiege herunter. Alle wollen damals wohnen, wie die Marilyn Monroe! Nur, - inzwischen kennen wir die Probleme: Das Gipsbein, die Grippe, das ständige ´rauf und ´runter Tragen, zwei Staubsauger, womöglich zwei Klo´s, etc., etc.“ Die Richterin unterbricht mich: „Hören Sie auf! Hören Sie auf! Ich habe selbst eine Maissonette- Wohnung! Schrecklich war das, als mich die Rettung holen musste!“ Aus ist die Verhandlung! Es sind keine Gutachten nötig! Kläger und Anwalt lassen die Köpfe hängen und ziehen wortlos ab.

2010 - Gewinnen ohne Teilnehmen

„How to Succeed in Business Without Really Trying“, das beantworten nicht nur Frank Loesser, Jack Weinstock und Willie Gilbert im Musical, das zeigen nicht nur die Jahre, in denen die ARWAG und ihre vorangehenden Körperschaften von Stadtrat Hans Mayr mit baureifen Liegenschaften „dotiert“ werden, - das zeigen uns auch die späteren Tage der Projektentwicklung bei der ARWAG!

Wie Jemand, der bloß Prospekte abliefern möchte, mit akquirierten 30.000 Quadratmetern Nutzfläche heimgeht, - 2005 fertig gestellt, - ist in der Erinnerung „1997 - Prospekte für Brüssel“ im Detail berichtet.

Wie es ist, mit einem selbst in der Funktion von 20 Jahren früher verwechselt zu werden, darf ich erleben. Karl-Heinz Hora, - zu dieser Zeit nicht nur Abgeordneter im Gemeinderat sondern auch Aufsichtsrat von Sozialbau-Genossenschaften, - hatte übersehen, dass ich seit 1991 nicht mehr in der Sozialbau bin, sondern bei ARWAG und Migra. Er meint, „wir“ sollten das Baurecht vom ARBÖ am Arsenal nehmen, Ecke Schlechtastraße - Gänsbachergasse. Als er seinen Irrtum erkennt, hält er trotzdem zu! Die Migra errichtet es und stellt es 2020 fertig!

Wie ist es, - wie ich, - von einer Selbsthilfe- „Baugruppe“, die eine Art Bauträgerwettbewerb um eine Liegenschaft in der Seestadt gewonnen hat, angesprochen zu werden, ob die Migra das Haus nicht bauen und an sie vermieten wolle? Das Haus „Seestern“ wird 2015 fertig.

Wie ist es, einen Bauträgerwettbewerb am Wienerberg zu verlieren und vom Auslober, dem Wohnfonds, gebeten zu werden, das „Nicht-Sieger-Projekt“ auf der Nachbarliegenschaft am Wienerberg zu verwirklichen? Die sei zwar kontaminiert, aber zu leistbaren Kosten sanierbar. Das Wohnhaus der ARWAG ist seit 2004 fertig.

Wie ist es, einen anderen Bauträgerwettbewerb, - diesmal auf den „Mautner- Markhof-Gründen, - zu verlieren und sodann vom Fixstarter „Wien-Süd“ angesprochen zu werden, statt eines nicht verwertbaren Bürohauses ein Wohnheim zu errichten? Das ist seit 2014 fertig.

Wie ist es, wenn sogar die Gemeinde Wien in strengster Vertraulichkeit einem eine leerstehende bebaute Liegenschaft an bestem Standort ganz schnell und freihändig verkaufen möchte, weil sie in Gefahr ist, von einer Haubesetzungs-Gruppe besetzt zu werden? Auch dies ist bereits 2010 eine fertig gestellte Gebäudesanierung!

Wie ist es außerdem, wenn die Stadt Wien Andreas Gerner's Siegerprojekt eines "Europäer"- Wettbewerbs in der Liesinger Kirchfeldgasse nicht umsetzen kann, da das Ergebnis der Ausschreibung viel zu hohe Kosten ausweist, - und sich in dieser peinlichen Situation an uns von der ARWAG wendet, die ja bekannter Weise das Vereinfachen und Billigermachen beherrscht, - sogar jeweils im Einvernehmen mit den Architekten. Diese Anlage ist seit 2006 fertig.

Diese sieben Fälle sind natürlich nicht die Normalfälle, sondern jene Ausnahmen, die im Durchschnitt alle zwei Jahre die "Projektentwicklung" erfreuen. Drei Mal verlieren, einmal gewinnen, - das ist bei uns die statistische Regel bei den Bauträgerwettbewerben. Bei den Bieterverfahren und besonders bei den Auswahlverfahren ist der "Schnitt" allerdings besser. Wettbewerbe bringen etwa ein Drittel unserer Projekte. Da steckt jeweils viel Arbeit drin! Von den mühsam ausgewerteten sonstige Angeboten, - sei es von Maklern oder von Privat, - „kommen“ höchstens drei Prozent!

Zum Glück gibt es die Kooperationen mit Partner-Unternehmen, mit den gegenseitigen Einladungen, wenn etwas zu groß ist oder wenn es in einem Teilbereich nicht ins jeweilige Kerngeschäft passt!

Der schlimmste Fall in all den vielen Jahren ist jedenfalls jener, als ich und mehrere Sekretärinnen überzeugt sind, wir hätten eine ausständig gewesene Erklärung weggemailt, - dies aber leider doch nicht geschehen ist. Die bereits zugesagte Liegenschaft in der Vorgartenstraße geht wegen Fallfrist-Überschreitung an den nächsten Bewerber! So hat auch dieser trotz seines Wettbewerb-Verlierens gebaut!

2011 - „Ich geb´ so lang nach, bis ich mich durchgesetzt hab´!“

Beim Judo wird der Schwung Angreifender durch gezieltes Nachgeben genützt, sie zu Fall zu bringen. Dies ist zwar nicht aggressiv, jedoch immer noch destruktiv! Besser ist es, den Schwung nutzbar zu machen! Auch das erfordert natürlich ein Nachgeben.

Ein gutes Beispiel dafür, wie das geht, ist die Erinnerung „1993 - Der Lohn der Angst“. Hier ein weiteres Beispiel: „Langer Anger“, - eineinhalb Hektar Grund auf der Simmeringer Seite der Gasometer-City. Ich bin mit der Migra Junior- Partner von ARWAG und SAG. Mitarbeiter Hubert Kuen hatte das Vertrauen der abgebenden Gärtnerei-Familien gewonnen und so kann erworben werden.

Da ist ein eingezwängter „Billa“- Markt in der Nähe. Wir wundern uns nicht über den Übersiedlungswunsch der "Rewe" in etwas Größeres. Bezirksvorsteherin Renate Angerer ("Langer Anger" spielt auf ihren Namen an) möchte Ecke Kopal- und Rappachgasse keine Wohnungen, da hier der Straßenverkehr laut werden könnte. Stadtrat Rudolf Schicker meint, wenn Architekt Dieter Hayde und der Peter Lorenz aus Tirol die städtebauliche und die Objektplanung machen, werde es wohl geeignete Bebauungs- Bestimmungen geben!

ARWAG und SAG sind sich einig: Sie wollen nichts Anderes als nur Wohnungen! Und sie wollen den Peter Lorenz nicht, da sie ihn nicht kennen. Nun gut, es gibt ja den Junior- Partner. Der nimmt gern tausend Quadratmeter Billa-Geschäft, den Architekten Peter Lorenz und er macht an der Ecke zwischen dem Erdgeschosslokal und den Penthaus- Wohnungen ein gefördertes Wohnheim!

Das Ergebnis: Der „Billa“ bringt schöne Einnahmen. Dem Peter Lorenz gelingt es, die Migra- Nutzfläche um 20 % zu steigern, - nicht zuletzt wegen der Wohnheim Nutzung.

Alle Zahlen von vorn herein schwarz! Das „Filetstück“ hat der Junior! Und nur deshalb, weil er weiß, warum der Gescheitere der ist, der nachgibt!

Ein drittes Beispiel: 1991 ist der Stadt-projekt und damit auch der ARWAG das Grundstück Ecke Schachthausgasse - Markhofgasse zugeordnet. Der Vorgängerin der BAI, die damals der Gesiba- Direktor Hahn vertritt, ist die im Nutzflächen- Potential um ein Drittel kleinere Würtzlerstraße 15 zugeordnet. Stadtrat Hannes Swoboda will das Missgeschick mit dem fälschlich auf der größeren Liegenschaft verlegten Straßenbahn- Gleis durch Änderung der Bebauungs- Bestimmungen lösen. Und der Direktor Hahn ist ungehalten, dass er nicht die größere der beiden Liegenschaften erhält! Dem Manne kann geholfen werden! Ich gebe nach. Der Vorstand unterstützt das.

Und als die Leute von ARWAG und Stadt-projekt ihr neues Haus beziehen, müssen sie die Fenster schließen. Wegen dem Lärm, den das Rammen der Spundwand für die Fundamente vis à vis macht! Zwei Jahre Zeitersparnis! Und ein Bruchteil des Grundbau-Aufwands. Es ist ja auf den U-Bahn- Tunnel gebaut und überdies neben dem zugeschütteten früheren Donaukanal-Bett und nicht mitten drin.

Um ja nicht wegen unlauterer Bevorzugung des eigenen Geschäftsführungs- Bereichs kritisiert zu werden, schlage ich als Leiter der Stabstelle „Projektentwicklung“ die wirtschaftlich besseren Liegenschaften stets zuerst der ARWAG vor. Nach dem Ableben von Franz Hauberl im August 2009 wird auf Disposition von Norbert Fuchs sodann in der Regel genau anders herum entschieden, - vielleicht, weil er mich für ein Schlitzohr hält.

So ist es der Migra vergönnt, die ertragreichen „Citygate“ Sandauergasse, „Wohnwürfel“ am Hauptbahnhof, „Felbigergasse“ in Penzing, „Kolloniestraße“ und „Ödenburger Straße“ nahe des „Trillerpark“ zu errichten. Rund 26.000 Quadratmeter Nutzfläche mit 40 % Anteil an bestens verwertetem frei finanziertem Wohnungseigentum und lediglich 50 % in geförderte Miete. Für diesen Erfolg war es nur nötig, vom eigenen Vorschlag abzurücken und einfach nachzugeben!

2012 - Drei mal Verblüffendes rund um das „Citygate“

Rückblende: Von Mai 1995 bis September 1996 darf ich an den monatlichen Planungsbesprechungen zur „Millenium City“ teilnehmen. Das dürfte Ende 1994 noch der Hans Mayr über Adolf Holper und Franz Hauberl eingefädelt haben, um damit das Einhalten der Bedingung „für jeden Quadratmeter Tower einen Quadratmeter geförderter Wohnbau“ zu verfolgen. Natürlich war der formale Grund eine beabsichtigte Beteiligung der ARWAG, - zu der es dann jedoch nicht kam.

Vater und Sohn Georg Stumpf hatten mich zu sich in die Werdertorgasse bestellt. Ich dürfte ihnen nicht missfallen haben, denn bald darf auch ich dem Gustav Peichl, dem Boris Podrecca und dem Rudolf Weber am Opernring gegenüber sitzen. Das gegenseitige Zuwerfen von Bonmots mit dem Gustav Peichl längs über dem Tisch hinweg ist mir noch in bester Erinnerung. Das Bauwerk selbst hat den Gustav Peichl ja weniger interessiert. Dafür hatte er ja seine Partner.

Sechzehn Jahre später, 2012, lässt Georg Stumpf Junior den Dieter Dinobl und den Rainer Deichstätter den Werner Scharf fragen, ob sie beim „Citygate“ mit einem der Häuser dort dabei sein wollen. Da Norbert Fuchs mit der ARWAG das nicht will, leitet der Werner dies an mich weiter und somit an die Migra.

Ja, ja, - die „Brachmühle“! Die haben wir ja gemeinsam mit Max Weikhart und der BAI nicht kaufen können, weil von Stumpf am letzten Tag eine alte Option gezogen wurde. Nun geht es dort um Wohnungen. Ist das nicht ein Wohnstandort mitten im Nirgendwo jenseits von Allem, - neun Kilometer Luftlinie vom Stephansplatz?

Ich parke am Leopoldstädter Mexikoplatz, schaue auf die Uhr, quere den Platz, fahre mit der U-Bahn U1 zur Station „Aderklaaer Straße“, besichtige die Liegenschaft, fahre mit der U1 zurück, überquer den Mexikoplatz, steige in mein Auto und schaue erneut auf die Uhr. Es sind gerade 35 Minuten vergangen, seit ich das Auto verlassen habe! Das erste Verblüffende! Nun glaube ich an den Standort!

Was soll dort gebaut werden? Dieter Dinwohl und Rainer Deichstätter zeigen die Pläne. Was ist denn das? Das ist ja das „KOWO“, das **K**osten- **o**ptimierte **W**ohnen, das ich im Jahr 2009 entwickelt hatte! Gebäudetiefe, Schottenabstand, Schächte, - alles auf den Dezimeter genau! Nur die Zwischenwände der Wohnungen sind anders, - so als hätte Jemand nicht gewusst, wie die gehen.

Wer hat denn das gezeichnet? Der Sowieso! Mit dem hatten sie ja einige Zeit vorher an einem Bauträgerwettbewerb teilgenommen. Sie haben zwar nicht gewonnen, aber der Sowieso hat das „KOWO“ gesehen. Ich rede ihn an. Er streitet gar nichts ab und sagt:

„Jeder große Künstler hat gestohlen!“

Ich antworte,

„Du hast es aber der Migra gar nicht wegnehmen können, weil die Migra wird es sein, die es baut!“

Allerdings: die Nachbarn GPA, EBG und GÖD (heute WBV-GFW) bauen es auch, da sie gleichartige Häuser haben.

Dieter Dinwohl, Rainer Deichstätter, Michael Gehbauer, Siegfried Igler und Stefan Gregorich staunen nicht wenig, als ich die entsprechenden Punkte der Primärstruktur so mit einander verbinde, dass die bisher verborgen gewesenen optimierten „KOWO“-Wohnungen hervorkommen! Das zweite Verblüffende!

Aber Wohnungen an dieser Stelle der Stadt anzubieten, könnte riskant sein. Überdies gibt es keine Wohnbauförderung, da das Bauvorhaben ursprünglich in die Wiener Wohnbau- Initiative hätte eingebracht werden sollen, was mangels vorhanden sein gleich großer Liegenschaften der Gemeinde dann unterblieben ist.

Regina Feistritzer, Claudia Wiesner und ich disponieren die obersten zwei der acht Stockwerke als Wohnungseigentum. Die anderen Stockwerke sind Options-Miete, wobei sofortiger Kauf auch zulässig wäre.

Erstaunlich rasch sind die Wohnungen vergeben! Ich frage nach dem Anteil an verkauften Wohnungen. Achtzig Prozent! Nicht fünfundzwanzig! Unglaublich! Aller verblüffenden Dinge sind drei!

2014 – Das Rauchen

Als Mittelschüler versuchen wir, in den Donauauen die dortigen Lianen zu rauchen. Weder diese Lianen, noch echte Zigaretten schmecken mir aber. In der Zeit des Wettkampfsports und des Langstrecken- Lauftrainings von 1967 bis 1971 kommt Rauchen für mich ohnehin nicht in Frage. Doch die „alternativen“ Studierenden in meinem Umfeld rauchen fast alle. Ich habe also das Bedürfnis, mich diesem sozialen Umfeld anzupassen. Mit dem Aufgeben des Wettkampfsports, - weil ich ohnehin mit drei Mal Training pro Woche nicht mehr als den „Wiener Meister“ erreichen kann, - im Jahr 1971 beginne ich daher mit dem Rauchen. Mit 23 Jahren. Ich will eben auch diesbezüglich dazu gehören! Nicht nur mit dem flauschigen als Altware erworbenen Damen- Fuchspelzmantel einer kleinen Person, den ich als Jacke mit hölzernen Vorhangringen statt Knöpfen trage. Nicht nur mit dem hin-und-wieder Haschisch Rauchen. Und nicht nur mit dem Vollbart, den ich allerdings auch wegen des Älteraussehens trage und wegen des Verbergens eines von mir fälschlich als „fliehend“ eingeschätzten Kinns. So rauche ich mich durch Hörsäle, Beiseln und Wohngemeinschaften. Allerdings wähle ich dafür eine möglichst leichte Sorte von

Zigaretten, die „Falk“. In der eigenen Wohnung von Johanna und mir, - die wir ab 1969 haben, - rauchen wir beide selten. Als dann 1974 Sohn Peter zur Welt kommt, ist es überhaupt mit dem Rauchen zu Hause vorbei und es fängt nie wieder an. Aber außer Haus, bei der Arbeit und in Lokalen, da rauche ich stetig mehr und mehr, bis zum Maximum von durchschnittlich etwa 25 Zigaretten pro Tag in den neunziger Jahren. Ja, das Rauchen regt das Denken an! Sind komplizierte Gedankengänge nötig, stehe ich damals sogar zu Hause vom Schreibtisch auf und gehe vor die Wohnungstür, um eine Zigarette zu rauchen. Darauf geht stets das Denken wirklich besser! Auch zur Stressbewältigung rauche ich. Zeitdruck, Begegnung mit mir unbekannten Leuten, soziale Spannungen, - all das führt stets zum Anzünden von Zigaretten. Schmecken tun sie mir aber nie. Auch keine Zigarren. Als die medialen Warnungen überhandnehmen und der soziale Druck, mitzurauchen, abnimmt, beginne ich mit dem Reduzieren. Da geht so vor sich: Ab dem Beginn des Jahres 1999 notiere ich alle gekauften Stangen in meinem Kalender, zusätzlich auch die mir angebotenen und die mir abgeschnorrten Zigaretten. Das führt unmittelbar zum unbewussten Ehrgeiz hinsichtlich des Erfolgs der Reduzierung. Tatsächlich: Der Zigarettenkonsum geht in den fünfzehn Jahren bis 2013 sehr linear bis auf durchschnittlich zehn Stück am Tag zurück, - somit um durchschnittlich eine Zigarette am Tag pro Jahr. Im August 2014 ist es daher nicht mehr schwer, der Warnung eines Röntgenarztes nach der Operation der gerissenen Sehne Folge zu leisten und mit dem Rauchen vollständig aufzuhören. Das Bedürfnis, damit wieder anzufangen oder zumindest eine einzige Zigarette zu rauchen, kommt glücklicher Weise bis jetzt nie. Allerdings. Im Traum in der Nacht ertappe ich mich immer wieder dabei, eine Zigarette anzuzünden und an dieser gleich die nächste. Stets in Stress-Situationen. Ich frage mich im Traum dann jedes Mal, wieso ich denn wieder rauche. Und ich bin erleichtert, wenn ich aufwache und bemerke, im echten Leben habe ich ja gar nicht geraucht!

2014 – Hilfsbereitschaft

An einem Freitagabend im August- des Jahres 2014 reißt die Sehne zwischen linkem Knie und Po, als ich eine automatische Rasenspeng-Anlage bei den Schützens abdrehen will und auf der nassen abschüssigen Wiese ausrutsche. Der linke Unterschenkel baumelt kraftlos. Zum Glück habe ich keine Schmerzen. Ich kann mit einem Bein mit dem Klapprad zum Auto radeln, das auf einem einen halben Kilometer entfernten Parkplatz steht. Wegen der Schaltungs-Automatik braucht es nur ein Bein zum Gas Geben und zum Bremsen. Ich schlafe gut allein zu Haus und habe nach wie vor keine Schmerzen. Andern Tags fahre ich, - erneut mit Auto und Klapprad, - ins Unfall-Krankenhaus „Lorenz Böhler“ und werde prompt mit Kreuzstich operiert. Die Sehne wird mit Kunststoffnägeln an den Knochen des Knies wieder befestigt. Ich habe einen Liegegips mit Spalt. Das Krückengehen wird mir beigebracht, auch treppauf und treppab. Samstag und Sonntag bin ich noch stark beeinträchtigt. Meine beruflichen Montag-Termine verlege ich ins „Böhler“. So gibt es nicht einmal einen einzigen Tag im Krankenstand! In der Rauchzone des Spitals rauche ich mit meinen Gästen die letzte Zigarette, bevor ich das Rauchen gänzlich aufgebe. Am nächsten Tag bin ich mit dem Liegegips, dem Rollstuhl und mit ärztlicher Erlaubnis wieder im Büro an der Arbeit und zu Besuch bei Gattin Johanna im Pflegewohnheim, wo sie seit Juli untergebracht ist. Ich übernachtete sodann ein letztes Mal im Spital. Am Dienstag habe ich bereits den Gehgips. Vom Knöchel bis zum Po mit gestrecktem Bein! Zum Glück ist das „Zafira“-Dienstauto groß genug für das Gipsbein, wenn ich mehrere Pölster auf den Sitz lege. Nun eben Rollstuhl Fahren und nicht mehr Klapprad! Fast drei Monate lang! Jetzt merke ich in der Stadt all das, was Rollstuhlfahrende eben merken: Stufen, Kopfsteinpflaster und Gefälle! Um schneller zu sein, treibe ich den Rollstuhl mit

Doppelstockschub der Krücken an und nicht mit den Handringen. Da bin ich so schnell, als würde ich joggen! Beim Training auf der Hauptallee ernte ich Applaus! Und ich lerne nun die Menschen anders kennen, als bisher. „Kann ich Ihnen helfen?“ tönt es von jeder Seite, egal, ob ich gerade auf der Straße rolle oder ob ich gerade einkaufe. Ich lehne stets ab: „Danke für Ihr Angebot, aber wir Behinderten sind weit geschickter, als Sie denken!“ Manche lassen sich nicht abschütteln: „Kann ich nicht doch irgendwie behilflich sein?“ Mir wird das dauernde Ablehnen zu bunt und ich antworte endlich doch einmal „ja!“ „Womit kann ich helfen?“ „Mit zehn Euro!“ Tatsächlich, die Dame hat einen Zehner in der Hand und drängt ihn mir auf. Ich sage „Mein Name ist Bill Gates und ich habe Geld genug“, doch mir wird nicht geglaubt. Mir bleibt nichts übrig, als solche Zehner zu nehmen.

Derartige persönlichen Erlebnisse bestätigen, was ich aus meinem Beruf weiß: Dort kann ich als Projektentwickler und als Geschäftsführer ein gutes Dutzend Einrichtungen für behinderte Menschen schaffen, jeweils integriert in Wohnhäuser: Pflegewohnheime und Tageszentren. Das verlangt in der Regel Einiges an Toleranz der anderen Bewohnenden. Doch Beschwerden bei der Gebäude-Verwaltung gibt es nicht! Von jeder Seite gibt es Verständnis und Hilfsbereitschaft. Ein eigentlich unerwartetes gutes Zeugnis für die Wiener Bevölkerung, über alle gesellschaftlichen Schichtungen und Gruppierungen hinweg!

2015 - Unbestechlich

Da war ich doch lange Jahre hindurch maßgeblich für Vergaben von Generalunternehmer- und Planungs-Leistungen größeren Umfangs sowie auch für die Vergabe von Wohnungen. Als Geschäftsführer der „ARWAG Bauträger GmbH“, die damals „ARWAG Projektentwicklung und Planung GmbH“ hieß in den Jahren 1993 bis 96, als Geschäftsführer der „Migra“ in den Jahren 1999 bis 2015 und als Geschäftsführer der „>kabelwerk< bauträger gmbh“ in den Jahren 2002 bis 06 und 2016 war ich, - wenn auch immer zusammen mit einer weiteren Person, - verantwortlich für Aufträge im Wert von nahezu einer halben Milliarde Euro. Während all dieser 23 Jahre hat nie jemand versucht, mich zu bestechen. Soll ich nun beleidigt sein? Gibt es vielleicht in Wirklichkeit weniger an Bestechung, als wir aus den Medien erfahren und daher auch gemeinhin glauben? Oder hielten mich alle für unbestechlich, weil ich blaue Augen habe und blonde Haare? Hielten sie mich alle vielleicht für zu naiv für die Korruption? Oder alles zusammen? Somit kann ich nicht einmal sagen, ich sei unbestechlich. Woher soll ich das denn wissen, wenn es nie jemand versucht hat?

2016 - Anneliese Schütz 30.8.1941 bis 9.3.2016

Für ihren Gatten Dr. Karl Schütz, den „Carlo“, der ihr im Jahr 2020 nachfolgt, formuliere ich den Nachruf meiner Freundin und Geschäftsführungs-Kollegin, die ihre letzten 20 Jahre ihr von mir entworfenes und baubeaufsichtigtes Kleingartenwohnhaus in der Döblinger Sillerstraße 54 bewohnt: Nach ihrer um acht Jahre verspäteten faktischen Alters-Pensionierung, in den Zehnerjahren, geht Anneliese Schütz vermehrt ihren Neigungen nach, - ihrer hochgeschätzten Kochkunst, dem Reisen, ihrem Garten und der Liebe zu den Tieren. Sie widmet sich auch mehr dem Kreis ihrer Freundinnen und Freunde, dessen von Allen geliebter Mittelpunkt sie ist. In der Folge eines Sturzes in der Schiffskabine während einer Mittelmeer- und Atlantik-Kreuzfahrt über den Jahreswechsel mit Gatten und Freunden wird sie uns unverhofft entrissen, - mitten aus ihrem aktiven Leben.

Anneliese Zinggl wird als Kind steirischer Eltern in Wien geboren und wächst in Favoriten auf, - in den Jahren des Weltkriegs und danach. Sie findet ihre soziale Heimat in der Pfarre „St. Anton“, - als Jungscharführerin und im Kirchenchor. Aus

diesem Chor geht eine stabile Runde junger Menschen hervor, später alles Ehepaare und bis zu Anneliese's Ableben in Freundschaft miteinander verbunden. Aus diesem Kreis heiratet sie den späteren Universitätsprofessor für Orgelkunde und Organisten Karl Schütz. Sie ist ihm zeitlebens in allen Lebenslagen ein „Mentor“. Nach Handelsakademieausbildung ist Anneliese Schütz Sekretärin im Wiener Büro des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften des Anton Benja. Nach der Babypause, - 1962 kommt Sohn Gerald zur Welt, - beginnt sie als Buchhalterin in einem Transport-Unternehmen. Sie übernimmt sodann in den frühen 80er Jahren den Aufbau und die Leitung des Rechnungswesens des Wiener Zuwanderer-Fonds, in der Folge auch der ARWAG Holding-AG und der Migra. Im Jahr 1991 lerne ich sie dort als Leiterin des Rechnungswesens unserer „Stadt-projekt“ kennen und wir sind bald befreundet.

Elf Jahre lang, - vom 1.1.1990 bis 31.12.2000, - führt sie die Geschäfte der Migra Gemeinnützige Wohnungsges.m.b.H., zuerst zusammen mit Franz Schinogl, ab dessen Ruhestand gemeinsam mit mir. Aus einem „Nichts“ wird eine weithin anerkannte und sozial orientierte Bauvereinigung. Anneliese Schütz wird 1992 mit dem Goldenen Verdienstzeichen des Landes Wien und 1999 mit der Ernennung zur Kommerzialrätin ausgezeichnet. Der frühere Finanzstadtrat Hans Mayr würdigt sie launig: „Frau Schütz schiebt die Millionen nach rechts, sie schiebt sie nach links, - und sie weiß immer, wo sie sind“. Nach ihrem sechzigsten Lebensjahr, in der Zeit der Alterspension, sind Anneliese Schütz weitere acht Jahre lang Aufgaben der wirtschaftlichen Unternehmens-Führung übertragen, erst in der MIGRA, sodann in der >kabelwerk< Bauträger GmbH, die ich damals zusammen mit Peter Fleissner leite, wo sie ein letztes Mal ein Rechnungswesen aufbaut.



Auf dem Bild vom April 2002 auf der Insel Guadeloupe ist Anneliese 56 Jahre alt.

2016 - „HLKSE“

Wie sie noch in der Lindengasse 26 waren, wussten Alle aus der Planabteilung, ich bin jeden Mittwoch zu Mittag im benachbarten Gasthaus „Arkadenhof“! Ich esse zwar nie Mittag, trinkt aber mein Seidl und rede mit Allen, die das wollten.

Nach dem Umzug in die Würtzlerstraße steht an jedem Freitag um 11 Uhr „PL“ in meinem Kalender, - für „Plan-Büro“, „PE“ für „Projektentwicklung“ oder „P+P“ für beides. Da sitzen Alle in der abgeschieden der drei „Mitten“ des „Gruppenbüros“ und machen gemeinsam Wochenrückblick und Ausblick.

Als ich 1997 die „ARWAG Pro“, die nun „ARWAG Bauträger“ heißt, nicht mehr leite, hören diese Treffen auf. Ich beginne ja auch zwischen „Stabstelle Projektentwicklung“, - meist im fünften Stock, - und „Migra“ im zweiten Stock zu pendeln. 2002 kommt zusätzlich das Team des „Kabelwerk“ in Meidling dazu.

Jetzt ist es der Kreis um mich herum, der ohne mein Zutun die Freitags- Treffen wieder einführt. Informell, - zwar im Haus, doch nach Ende der Dienstzeit. Leute der „Projektentwicklung“ und der „Migra“ gemeinsam.

Gerhard Moser's Idee, dabei heiße Leberkäse- Semmeln zu essen, die immer eine andere Person kaufen und bezahlen darf, macht daraus etwas Rituelles. „HLKSE“ ist für den Verfasser nicht mehr das Kürzel für die Gebäudetechnik „Heizung – Lüftung - Klima– Sanitär – Elektro“, - sondern für „heisse Leber- Käs- Semmeln“.

Und da ist es wieder, - das Team! Die Katrin Weber, die Carola Starkl, der Gerhard Moser, die Katja Wilfinger, der Jochen Gartler und der Alfred Petritz, die Barbara Radlinger, die Antonia Roither, der Simon Zoppoth, der Christoph Leiner, der Christian Mitsch und der Stefan Lenz, die Ali Schindler, die Claudia Wiesner, die Karin Reichel und ich.

„Wir sollten gemeinsam nach Prag fahren“, meine ich. Die nach Franz Hauberl's überraschendem Ableben neuen Vorstände Rosa Maria Dopf und Norbert Fuchs haben nach einigen Bedenken nichts dagegen, dass auch die Leute der „Projektentwicklung“ der ARWAG mitfahren. Ein Jahr später, 2012, gibt es die „Prag-Fahrt“ nach Graz, dann nach Salzburg. Florenz und Bologna folgen.

Als ich Ende 2017 in meinem siebzigsten Jahr mit der „Kabelwerk“ die letzte Berufsmäßige Bindung zum Team aufgeben, verlasse ich einen Kreis mit hoher Zusammengehörigkeit. Bild: 2013 in Salzburg



2017 - Vom Selbstbewusstsein der 68er zum heutigen Selbstbewusstsein

Wir schreiben das Jahr 1968! Wir gerade Herangewachsenen wissen, wer wir sind, - wir erkennen einander bereits von weitem am Schritt, - egal aus welchem Teil der Erde wir stammen. So übersetzt es im selben Jahr H.C. Artmann in Francois Villon's „Je connais tout“ hinein: „I' kenn sogar die Feind' und Freund' am Renna“. Kurt Smetana zeigt mir voll Begeisterung diesen Text. Eine Überprüfung des französischen Originals ergibt: die Zeile ist NUR von H.C. Artmann, gar nicht von Francois Villon! Und wir meinen ja alle damals, die Antworten für Alles zu kennen. Warum? Wegen unseres Infrage-Stellens des Althergebrachten, inklusive aller politischen Parteien! 1970 singt auch Paul Mc Cartney in „Let it Be“: „There will be an answer“! Es geht in diesem Lied um Frieden, um die Gemeinsamkeit aller „broken hearted people“ auf der Welt, um Marihuana und ein bisschen auch um Tröstliches aus „Sound of Music“. Aus diesem Selbstbewusstsein heraus heißt es damals: Wenn wir uns nicht dafür entscheiden, im indischen Goa zu leben, - dann eben hinein in unsere Institutionen! Wir verbessern sie von Innen! Inmitten der Bestie! Aber friedlich! Durch Menschenliebe, durch Kreativität und weil wir es eben besser wissen! Zuerst mit dem Selbstverständnis als unerkannte Partisanen, - wie anfangs auch ich bei der Mitarbeit in Architekturbüros, - später dann vorsitzend, geschäftsführend und ausgestattet mit Mandaten, - wie später auch ich in der Stadt-projekt, in der Arwag, in der Migra und in der „Kabelwerk“! Die Entdeckung der „Spiegel- Neuronen“ hat 24 Jahre später erklärt, warum wir das tun! Weil nämlich „Hilfreich Sein“ den Helfenden Freude bereitet. Wir sehen: Das ist nicht nur damaliges Wunschdenken! Das ist oft und oft auch gelungen! Nicht nur mir! Erzählt wird aus verständlichen Gründen davon wenig! Unsere Urenkel, Enkel, - und sogar unsere inzwischen auch schon gealterten Kinder, - haben keine Möglichkeit, das wirklich nachzuvollziehen. Das ist aber auch gar nicht nötig!

Im Jahr 2017 aber höre ich Ed Sheeran „when we did not know the answers“ singen, in „Over the Castle on the Hill“, betreffend die Jugend der Kinder- und Enkel-Generation der so genannten „68er“ in der Zeit nach der Jahrtausendwende. Das erstaunt mich. In den späten sechziger Jahren hätten wir nicht gezweifelt, die Antworten zu kennen. Warum hat sich das so anders entwickelt? Warum? Vielleicht, - meine ich, - ist es so:

So wie meine Eltern, Tanten und Onkel auch, ist die gesamte Eltern-Generation der Jugendlichen der sechziger Jahre vom Krieg nachhaltig traumatisiert. Fast alle haben sie Furchtbares gesehen oder gar selbst erlebt, haben eine Anzahl ihrer Lieben verloren und haben schreckliche Erlebnisse zu erzählen oder zu verschweigen. Wegen der Kriegszerstörungen ist diese Eltern-Generation rund um die Uhr mit dem Wiederaufbau beschäftigt, - etwa Montag bis Samstag und jeden vierten Sonntag, - so wie auch mein Vater auf den Friedhöfen der Gemeinde Wien. Der Wiederaufbau ist im Jahr 1961 fertiggestellt - sogar auch Ecke Stephansplatz – Brandstätte - Rotenturmstraße, wo wir noch als Gymnasiasten in der Bombenruine herumklettern. Es wird trotzdem nahezu ungebrochen weiter im „Wiederaufbau- Takt“ produziert. Ergebnis ist in Österreich und in Deutschland das sogenannte „Wirtschaftswunder“. Mitte der Sechziger ist es daher nicht mehr ungewöhnlich, - wie auch für meine Familie, - über Volkswagen, Fernseher, Kühlschrank, Waschmaschine, Zentralheizung, Bad und Kinderzimmer zu verfügen. Mein Kinderzimmer entsteht, als eine Hartfaserplatten-Wand unser bisher gemeinsames Schlafzimmer in zwei Räume teilt. Die Kriegsgeneration ist erleichtert über ihren kaum erwarteten Erfolg, die furchtbaren materiellen Verluste tatsächlich aufgeholt zu haben, und mehr als das! Sie fasst einerseits Vertrauen in Wirtschaft und Staat und leidet andererseits noch immer unter den Kriegs-Traumata.

Die Welt-Atomkriegs-Gefahr anlässlich der Kubakrise 1962 versetzt sowohl der Kriegs- als auch der Nachkriegs- Generation einen Schock. Sie veranlasst die Nachkriegs- Generation, einen eigenen Weg zu finden: Stopp dem ungebremsten Wachstum! Wir machen es anders! Hervor die Gefühle! Liebe, nicht Krieg! Bis zur Erdöl- Krise 1973 ist ja, wie anfangs gesagt, unter den 16- bis 25- Jährigen die Meinung verbreitet, sie wüssten auf Alles die Antwort. Diese Antwort ist vielfältig und allumfassend. Sie besteht aus Allem, das in der Buchhandlung der Brigitte Herrmann in der Grünangergasse zu kaufen ist. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit alphabetisch geordnet: Antiautoritäre Erziehung, außerparlamentarische Opposition, Aussteigen, Buddhismus, Drogenerfahrung, Emanzipation, Frauenbewegung, Freie Sexualität, Friedensbewegung, Hausbesetzen, Hedonismus, Improvisation, Indische Mantras, Joga, Kommunenleben, Naturvolk-Kulturen, Meditation, Okkultes, Parapsychologie, Pop Art, Popmusik, Psychoanalyse, Sozialwissenschaft, Taoismus, Tarot, Tierkreiszeichen, Trotzismus, Umwelt, Upanischaden und weitere Weisheit aus Fernost.

Dementsprechend selbstbewusst scheinen die Antworten für das eigene Leben und das der Kinder klar zu sein, - auch im Vertrauen auf das aus kreativer Lockerheit entstehende überlegene Denken und Empfinden, das Bewusstes und Unbewusstes zu einer Einheit vereinigen soll. Vor dem Jahr 1973 mit dem Erdölschock gibt es ja zusätzlich den Arbeitskräftemangel. Die Unternehmen hofieren jede arbeitswillige Person. Die materiellen Probleme scheinen ein für alle Mal gelöst.

Die nächste Generation, - also auch Sohn Peter, - hat daher Leute als Eltern, - also auch Johanna und mich, - die Alles zu kennen und Alles zu wissen meinen. „Besserwisser“ mit Blume im Haar und Joint an den Lippen, die gerade in ihrer Alternativlosigkeit zu individualistisch- alternativ-altruistischer Freizügigkeit keinen Raum für Anderes lassen. Diese Lebensart setzt sich auch nach dem Erdöl-Schock

fort, trotz beginnender Arbeitslosigkeit, die auch mich zum Geldverdienen in den Einlegesaal des „Kurier“ führt, da den Architekturbüros die Aufträge fehlen.

Geben sich angepasste Charaktere mit angepassten Lebens- Umständen ab Mitte der sechziger Jahre bis weit in die Siebziger hinein den Anschein der Non-Konformität, - wie auch ich in meiner alten Fuchspelz-Jacke, - so geben sich in den späteren Jahrzehnten durchaus nonkonforme Charaktere mit ganz und gar nicht angepassten Lebensumständen den Anschein der Angepasstheit, - um Arbeit zu finden und dann auch in Kenntnis der immer weiter reichenden technischen Überwachungs-Möglichkeiten. Das „...when we did not know the answers“ ist vor diesem Hintergrund nur allzu verständlich!

Ich habe nun zuerst eine Zeit erlebt, in der eine ganze Generation an verbindliche und für uns alle unmittelbar einsichtige Antworten glaubt, - und sodann eine Zeit, in der es allgemeiner Konsens ist, verbindliche Antworten seien gar nicht möglich. Dies führt dazu, dass ich heute an beidem zweifle. Solang es mich nicht belastet, ist es O.K.!

2019 - Johanna Rengelshausen–Wasner 16.8.1945 bis 9.10.2019

Und noch ein Nachruf: Wegen einer Embolie muss trotz sofortigem Rettungs- Einsatz der Johanna, der „Hanni“, am 08.12.2013 das rechte Bein oberhalb des Knies abgenommen werden. Nach einem halben Jahr im Krankenhaus „Rudolfstiftung“, heute „Klinik Landstraße“, lebt sie bis zum Schluss im Pflegewohnhaus der Caritas St Teresa 1220 Erzherzog Karl- Straße 129B, wo ich sie täglich besuche. Ihr Tinnitus ist vergangen. Hanni ist mit dem Rollstuhl in der Lage zur gemeinsamen Hurtigrouten-Fahrt über das Nordkap, vom 9. bis 22. Juli 2015, sowie zu zwei je fünfwöchigen Rehab´s in Gröbming zum Erlernen des Prothesengehens. Viele Ausflüge führen in die Umgebung Wiens, oft auf die Hohe Wand. Zur geplanten Rückkehr in die Wohnung kommt es nicht mehr. Plötzliche Verschlechterung von Herzproblemen führt nach sechs Tagen im Donauspital zum Herzversagen. Ein persönliches Beileidschreiben des Bürgermeisters Michael Ludwig, der sie als Kursleiterin für Wirbelsäulen-Gymnastik sehr geschätzt hat, lese ich der Trauergemeinde auf dem Zentralfriedhof vor.

Ein Rückblick auf ihr Leben: Am 16.8.1945, genau genommen noch in den letzten Minuten des 15. August, kommt Hanni in der Marxergasse 27 zur Welt. Mutter ist Martha Pfister, Kontoristin, später Prokuristin, geboren 25.9.1919, die ab der Heirat am 1.Oktober 1947 Rengelshausen heißt. Vater ist Hans Hugo Rengelshausen, Elektro- Ingenieur, geboren am 14.8.1905 in Berlin Charlottenburg. Sie wohnen in der Landstraßer Hauptstraße 13. Hanni wird am 28.8.1945 in St. Otmar getauft. Taufpatin ist die verwandte Schauspielerin Steffi Pfister–Ebenhöh. Später kommen die Brüder Wolfgang und Bernd zur Welt.

Vom 3.9.1951 bis 4.7.1959 besucht Hanni die Kloster- Volks- und Hauptschule Erdbergstraße 70, sodann bis 28.6.1963 die Berufsschule für Großhandel, 1150 Kauergasse 5, Fachklasse für Bau- und Brennstoffe. Am 5.12.1963 erwirbt sie den Kaufmannsgehilfen- Brief der Wirtschaftskammer. Im November 1966 erhält Hanni im Convent of Notre Dame, Cobham, Surrey, das Zertifikat erster Klasse in Englischer Sprache des Pitman Examinations Institute.

Vom 1.9.1960 bis 3.8.1963 ist Hanni Lehrling bei Elias Schapira, Holzgroßhandel Linke Wienzeile 4. Am 30.9.1964 verlässt sie auf eigenem Wunsch das Unternehmen. Bis Ende 1965 ist sie dann Bearbeiterin bei der Assicurazione Generali und bereitet von dort aus ihre weitere Ausbildung vor.

Das Jahr 1966 über ist Hanni Au Pair bei der Ärzte- Familie Robinson in Cobham Surrey südlich von London. Vom 1.2.1967 bis 30.11.1967 ist sie Stenotypistin mit Englisch-Kenntnissen für den Studentenaustausch der ÖKISTA. Es folgen bis

30.4.1972 Jahre als Instituts- Sekretärin an der Technischen Universität Wien, Institute für Hochfrequenztechnik und für Baustatik. Ein geplantes USA-Jahr muss wegen Gehirnhaut-Erkrankung entfallen. Ab Herbst 1967 besucht Hanni des Abends die Schauspielschule mit Öffentlichkeitsrecht Anna Lamberg–Offer und schließt am 15.9.1971 ab, - mit sehr gutem Erfolg bei der Reifeprüfung für den Bühnenberuf. Im Herbst 1967 lernt sie mich an dieser Schule kennen. Wir ziehen in ein als Wohnung vermietetes Bügelzimmer in der Karolinengasse 9. Aus der Begleitung zu meinen Lauftrainings heraus kommt es am 6.10.1968 zu einem Sieg bei den Österreichischen Mannschafts- Meisterschaften im Orientierungslauf in Leibnitz und zu weiteren sportlichen Erfolgen Hannis. Das Jahr 1972 verbringt sie in Westberlin, mit Schauspiel-Versuchen und Servieren in der Konditorei Kranzler. Die ersten Monate 1973 ist Hanni Erzieherin bei Edith Schönborn-Buchheim in Kitzbühel. Es folgen Jobs in Südtirol und Kärnten. Sodann arbeitet sie in der Pensionsversicherungsanstalt.

Am 04.07.1973 heiraten wir am Standesamt Wien 3. Am 9.2.1974 kommt unser Sohn Peter zur Welt. Nach zwei Jahren in der Großenzersdorfer Hader Straße und einigen Monaten in Landstraßer Hauptstraße 13 ziehen wir in die Böcklinstraße 104/17, wo wir bleiben. Den Doppelnamen gibt es erst seit 8.8.1997.

Im Herbst 1976 gründet Hanni zusammen mit Emma Demant und Brigitte Woda den „Kinderladen“ Tempelgasse, einen Privatkindergarten mit Kindergärtnerin, den Peter und etwa ein Dutzend andere Kinder bis zur Volksschule besuchen.



Gern ist Hanni in Cornwall, in der Bretagne und auf den Inseln Kreta, Gavdos und Santorini, meist mit der Familie, öfters auch ganz allein.

Als Peter heranwächst, absolviert Hanni die Ausbildung in Wirbelsäulen- Gymnastik und ist ab 1992 erfolgreiche Kursleiterin an Wiener Volkshochschulen, deren Leiter Dr Michael Ludwig sie wie gesagt sehr schätzt. Mit dem Jahr 2000 muss sie wegen Tinnitus diese Tätigkeit aufgeben. Ab August 2005 ist Hanni in Alterspension.

Auf dem Bild vom August 1989 in Dürnstein ist Johanna 44 Jahre alt,

„ERNTEN“

2021 – Bücher

Bei meinem Dissertations-Review am 14. Dezember 2020, - wegen Corona als Videokonferenz, - wird auf Betreiben von Christoph Achammer die Veröffentlichung in Form zweier Bücher angeregt, - vor der Einreichung der Doktorarbeit selbst, - einem Buch mit dem Original-Text, das andere Buch enthaltend meine Erinnerungen an das soziale Umfeld des Entstehens der „Wohnparks“ des „Wohnen und Arbeiten“ im Wien der Neunzigerjahre.

Wie soll ich das machen? Ich habe ja Null Beziehungen zu Verlagen und Verlegern.

Aber schau! Schon am 24. Februar 2021 erhalte ich ein eMail des Springer-Verlags, ob ich ein Manuskript vorrätig hätte. Der Verlag hatte wohl in Erfahrung gebracht, dass ich an einer Diss werke. Schon am 23. März erhalte ich die Zusage vom Verlag, am 3. Mai sodann den Autorenvertrag und im Folgejahr, am 6. April 2022, ist das Buch gedruckt und als eBook im Handel. Es heißt „Wie ein lebendiges Stadtviertel entsteht“, wird in vielen Medien kommentiert und ich darf auch am 23. August 2022 eine Stunde lang live Gast von Andrea Hauer bei „Punkteins“ im Radio sein, Sender „Österreich 1“.



Nicht zu fassen! Am 28. Juli 2021 lädt mich „neobooks“ per eMail ein, eine Autobiographie zu schreiben. Meine Einreichung von „Das soziale Leben rund um unbewegliche Sachen“ wird am 3. August 2021 angenommen, am 12. August erhalte ich den Autorenvertrag, und am selben Tag ist das Buch bereits sowohl gedruckt als auch als eBook veröffentlicht. Selbst die ARWAG kauft 130 Exemplare davon als Weihnachts-Geschenke an die Mitarbeitenden. Und letztendlich werde ich am 10.11.2025 tatsächlich zum Doktor.

2022 – Pandemie

Meine berufliche Arbeit hatte stets mit vielen Menschen zu tun. Im AKH sitze ich im Großraumbüro, die „Gebietsbetreuung“ der Stadterneuerung ist ein stets offenes Gassenlokal, sowohl in der Sozialbau- als auch in der Arwag- Gruppe bin ich ständig von Menschen umgeben. Ehegattin Johanna schätzt es nicht, meine Kontakte aus der Arbeitswelt, aus der Schulzeit und aus der SPÖ zu Hause in der Wohnung zu pflegen. Die Räume seien dafür zu klein. Daher gibt es kein „offenes Haus“, sondern ich weiche für solche Kontakte zu Wirten und in die Wohnungen der jeweils anderen aus. Ich bin und wohne mein Lebtage nie allein, - außer einiger weniger Tage auf Solo-Reisen, - und frage mich daher oftmals, wie das wäre, sollte es sich das einmal ergeben. Und dann endet Anfang 2020 mein letztes Arbeitsverhältnis und meine Gattin stirbt kurz davor im Oktober 2019. Bevor ich mich darauf noch einstellen kann, kommt mit Freitag 13. März 2020 der totale „Shutdown“ wegen der Corona- Pandemie. Dieser „Shutdown“ wird uns in der strengen Form bis Juni verfolgen und sodann in Wellen bis

April 2022, zwei ganze Jahre lang! Mein gerade beginnendes Doktorats-Studium an der TU findet nun online statt, auch die SPÖ- Sektionsabende und die BSA- Treffen. Zwei der von mir organisierten Leopoldstädter Bezirksläufe habe ich abzusagen. Die „Sargfabrik“-Sauna ist geschlossen. Ich kaufe mit Maske bei „Billa plus“ ein, immer des Freitags bei der Öffnung um 7:20 Uhr. Ich laufe zum Training dreimal pro Woche rund ums Praterstadion herum, wo des Morgens keine Menschen sind, deren Atemluft ansteckend sein könnte. Ich begegne persönlich nur mehr Wenigen: Einmal pro Woche treffe in dessen Garten den Carlo, - der im Folgejahr sterben wird, - und in größeren Abständen begegne ich meinem Sohn Peter. Trotzdem habe ich immer genug zu tun! Mit der Arbeit an der Dissertation und an den fallweisen Nutzwert-Gutachten, mit eigenen Texten, mit der zunehmenden eMail-Korrespondenz innerhalb der „BSA-SeniorInnen“, mit dem vermehrten Verfolgen der Nachrichten und mit der Hausarbeit. Kino, Theater und Konzert habe ich seit dem Aufgeben der Schauspielschule Ende 1972 ohnehin nicht mehr auf eigenen Antrieb aufgesucht. Es geht mir daher gar nichts ab! Ganz im Gegenteil! Es fühlt sich als wahre Erholung an, nach den unzähligen stressigen Jahren! Als Mehrfach-Pensionist habe ich auch keine wirtschaftliche Einbuße. Mein ehemaliges berufliches Umfeld in Migra, Arwag und „Kabelwerk“ hat auch keine wirtschaftlichen Einbußen. Gerhard Moser und andere Bezugspersonen jammern daher auch nicht über solche. Ich denke, die am „Shutdown“ besonders leidenden Publikums-Sparten leiden daran wegen ihrer spezialisierten eindimensionalen Ausrichtung, - die Gastronomie, die Beherbergung, die Veranstaltungsbranchen, der Verkehr und einzelne Bereiche des Einzelhandels. Selbständige könnten ja immer mehrere Standbeine haben und die Schwerpunkte verlagern, wenn Wirtschafts-, Gesundheits-, Liefer- oder Sicherheits-Krisen das erfordern. Die Pandemie lehrt uns nun, sie sollen das auch! Die so oft propagierte Reduktion auf das „Kerngeschäft“ zeigt sich als besonders anfällig bei Krisen. Allen, die in ihrem Tätigkeitsspektrum zum Beispiel auch einträgliche Online-Geschäfte betrieben, haben die Coronakrise wirtschaftlich weniger oder gar nicht gespürt! Kaum gibt es die Impfung, beteilige ich mich daran und frische auf, wie angeraten. Ende September 2022 bekomme ich trotzdem Corona, wohl im Pulk beim Start des Business-Run am 22.9. angesteckt, dessen Start in einer Arwag- Mannschaft ich leider zugesagt hatte. Der Test bleibt bis 8.10. positiv, mehr als zwei Wochen lang! Schade darum, was ich in den ersten Oktobertagen alles versäume und schade, dass ich vor dem Auftreten der Symptome offensichtlich auch selbst eine Freundin angesteckt habe! Meine Symptome waren nur leicht und sie hätten mich in einem Arbeitsverhältnis nicht dazu bewogen, wegen ihnen in den Krankenstand zu gehen: Es gibt zwei Tage lang Erschöpfungs- und Kältegefühl, Durchfall und Husten, jedoch kein Fieber. Schlussendlich bin ich sogar froh, an Corona erkrankt gewesen zu sein und Berichte über diese Krankheit mit einer persönlichen Erfahrung verbinden zu können.

2023 - Tanz und ich

Bis zur Tanzschule im Kreis der Schulfreunde der nur aus Jungen bestehenden siebenten Klasse habe ich keine Erinnerung, je getanzt zu haben. Bei Willy Fränzl im Konzerthaus lernen wir die gängigen Tanzschritte. Mit Ausnahme des Walzers vergesse ich sie alle bald wieder. Beim Elmayer-Kränzchen im Sophiensaal am Faschings-Dienstag 1966 tanze ich stundenlang mit Christine Wix und lieg sodann wegen der Alkoholfreiheit dieses Balls tagelang mit einer Coca-Cola-Vergiftung im Bett. Der aufkommende „Shake“ in den Diskotheken, - das von Tanzschritten freie Tanzen, - macht ein Memorieren selbst von Boogie- und Rock- Schritten obsolet. In den Jahren der Schauspielschule 1967 bis 1971 wird mir das Talent zur Pantomime zugebilligt, das ja für den Tanz nicht unwesentlich ist. Ich erlebe, wie nach längerer

Einstimmung das freie Tanzen wie von selbst geht und von der jeweiligen Partnerin und den Leuten rundum auch zustimmend wahrgenommen wird. 1975 im Amsterdamer „Melkweg“ darf ich erleben, wie unter dem Einfluss von Rauchmitteln, die mir aus der Umgebung so einfach angeboten werden, - welche, weiß ich gar nicht, - die Musik gleichsam fest wird: Es gibt in diesem Zustand nur eine einzige Art, sich zur Musik zu bewegen. Gelingt es, so locker zu lassen, dass der innere Monolog aufhört, dann geht das seither auch ohne Rauschmittel! Auf dieser Basis finde ich in den Diskotheken Kretas in den Urlauben mir im Übrigen unbekannte Partnerinnen, die gern mit mir tanzen und ihre Partner um Toleranz dafür bitten. Da gibt es Übereinstimmung mit gegenseitigem Aufschaukeln und Herausfordern Die Bar spendet mir für diese Art des Tanzens anerkennend auch Getränke. Ich werde sogar mehrmals gefragt, - auch in Österreich, - ob ich nicht vielleicht ein Profitänzer bin. Zu welcher Musik ich in den Diskotheken tanze, weiß ich gar nicht. Ich kenne zwar die Stücke alle, weiß jedoch bis heute nicht, wie sie heißen und wer sie performt. Mit Gattin Johanna tanze ich hin und wieder, wenn wir entsprechend unterwegs sind. Eine Übereinstimmung mit gegenseitigem Aufschaukeln und Herausfordern, wie ich es beschrieben habe, gibt es mit ihr jedoch nicht. Ebenso wenig mit Frauen aus meinem Arbeits- und sonstigem Umfeld. Es kommt eigentlich nur dann dazu, wenn ich alleine in einer Disko bin und eine Partnerin finde, die darauf einzusteigen disponiert ist. Als Betriebsrat ab dem Jahr 1980 ist es mir peinlich, bei den firmeninternen Feiern die üblichen Tanzschritte mit Ausnahme des Walzers gar nicht zu können. Oft denke ich an erneutes Lernen in einer Tanzschule, finde aber nie einen Anfang dafür. Also bleiben für solche Events nur die Walzer, die langsamen Walzer und die Musikstücke, zu denen wir shaken können. Mit dem Jahr 1993 und dem Umzug der Firma Stadtprojekt aus der Nähe der Diskothek „Titanic“ in die wohnungsnahe Würtzlerstraße hören die Diskothek- Besuche überhaupt auf. Vielleicht ist das auch wegen des Lebensalters. Ich bin ja damals bereits Mittvierziger. Das Tanzen ist seitdem auf Betriebsfeiern beschränkt, - zu denen ich auch als Pensionist eingeladen bin, - und auf die Feiern im Rahmen der SPÖ- Sektion. Wenn ich mir heute im Jahr 2023 kurz vor so einer Feier die Rock´n Roll- Schritte im Internet ansehe, kann ich sie dann sogar tanzen, - hab sie allerdings am nächsten Tag wieder vergessen und muss bei Bedarf erneut ins Internet. Jedenfalls tanze ich nach wie vor gern und würde das mit den Schritten auch gern aus dem Internet soweit lernen, dass es das Unbewusste fixiert. Sinn machte dies allerdings nur, wenn ich auf Dauer Partnerinnen finde, mit denen ich die beschriebene Übereinstimmung habe.

2023 – ... als wäre das Leben ewig

Bereits in der Volksschule höre ich, alle sieben Jahre erneuern sich die Zellen des menschlichen Körpers. Daraus entnehme ich seither, - sollte ich nicht wegen Krankheit, Unfall oder Gewalt innerhalb der je nächsten sieben Jahre sterben, - würde ich, so wie ich bin, gar nicht sterben, sondern es stürbe dann ein ganz ein anderer Mensch, als jener, der ich heute bin. Die Lehre aus dieser Erkenntnis: Sport betreiben, gesund ernähren und durch Vorsicht Lebensgefahren vermeiden! Gelingt das, wäre statistisch gesehen das Risiko, in den jeweils nächsten sieben Jahren sterben zu müssen, ziemlich gering. Die gefühlte Folge: So, wie ich bin, sterbe ich aller Voraussicht nach überhaupt nicht! Es ist so, als wäre das Leben ewig!

Nun bin ich aber im Jahr 2023 fünfundsiebzig Jahre alt geworden. Genau in diesem Alter ist mein Vater gestorben. Ich lese, die mittlere Lebenserwartung für Männer beträgt heute in Wien achtundsiebzig Jahre und in Österreich neunundsiebzig. Das bedeutet: Die Wahrscheinlichkeit, dass mein Tod innerhalb der kommenden sieben Jahre erfolgen könnte, ist sprunghaft gestiegen, - zumindest Versicherungs-

mathematisch betrachtet. Somit ist auch die Gefahr gestiegen, dass dann nicht ein ganz ein anderer Mensch stirbt, der aus ganz anderen Zellen besteht, sondern wirklich ich selbst, so wie ich heute bin. Diese Erkenntnis ist nicht angenehm!

Ich tröste mich zwar heute damit, dass die statistische Lebenserwartung von fünfundsiebzig-jährigen Männern, die Sport betreiben, sich gesund ernähren, nicht rauchen, stets vorsichtig sind und jüngst bei der Vorsorge-Untersuchung für gesund und biologisch fünfzehn Jahre jünger befunden, - weit höher ist, als achtundsiebzig oder neunundsiebzig Jahre. Aber ich mache mich langsam mit der Idee vertraut, es könnte nun doch tatsächlich ich selbst sein, der stirbt, weil ja ein Ableben innerhalb der jeweils kommenden sieben Jahre inzwischen mit ernst zu nehmendem Ausmaß an Wahrscheinlichkeit vorhersehbar geworden ist.

Grab, Sarg und Begräbnis sind daher bereits bestellt und bezahlt. Nur auf die Frage, welche Musikstücke bei meiner Beerdigung gespielt werden sollen, verweise ich auf die Hinterbliebenen. Doch alle die unüberschaubar vielen Codes, Pins, Pucks, Keys, Benutzer-Namen, Passworte und Nummern sowie der Nachlass sind notiert und zugänglich verwahrt.

Zum Glück fällt mir nichts ein, was ich im Leben noch unbedingt erreichen möchte. Es ist von Allem bereits ausreichend viel in der Erinnerung gespeichert, - weit mehr, als vorher je erwartet oder zu erwarten gewesen. Gefühls-mäßig, sozial, materiell und geographisch! Liebe, Gemeinschaft, - auch betreffend das soziale Handeln, - ein ausreichendes Auskommen und mehr Reisen in die Fernen, als ich es von mir aus anstrebe! Ja! Genau das Leben, wie ich es jetzt in der Pension führen darf, das würde ich wirklich gern ewig leben wollen, - zumindest aber immer die jeweils folgenden sieben Jahre! Das wäre auch für mein familiäres und sonstiges Umfeld nicht das Schlechteste! Das Einzige, was vielleicht noch fehlte, wäre ganz zum Schluss ein schöner Tod. Kein Siechtum, keine Qualen! Bislang hatte ich immer darauf gehofft, irgendwann einmal einfach nicht mehr aufzuwachen. Als ich diese Zeilen zum Jahreswechsel 2023 / 2024 schiebe, beginnt es mir aber in den Sinn zu kommen, ohne einen bewusst miterlebten feierlichen natürlichen Tod würde dem Leben vielleicht doch noch etwas gefehlt haben.

2024 – Als wollte jemand beweisen, dass es Wunder gibt

Am Donnerstag 22. Februar 2024 fahre ich um 17:20 Uhr mit dem Rad auf dem auf der Fahrbahn markierten Radweg die Hütteldorfer Straße von der „Schmelz“ bergab. Ich trage eine warme Jacke, habe meine Lesebrille umgehängt. Im Seitennetz meines Rucksacks ist ein Glas mit Zwetschkenröster. Helm habe ich keinen auf. Handschuhe trage ich auch nicht. Um 18:00 Uhr wird in 1020 Böcklinstraße 43 die Mitglieder-Versammlung des gemeinnützigen ASKÖ Schüttel Laufsport sein, dessen Obmann ich bin. Jahresabschluss 2023 und Wirtschaftsplan 2024 sind zu beschließen. Meine Stellvertreter hatten sich beide entschuldigt. Also sollte ich unbedingt anwesend sein. Bei flotter Fahrt müsste sich „18 Uhr“ locker ausgehen! Der Fahrradacho zeigt 25 km/h. Es ist dämmerig bei knapp zehn Grad Celsius und es nieselt ganz leicht. Die ampelgeregelte Kreuzung mit der Schweglerstraße! Es ist Grün. Ich fahre geradeaus. Das große schwarze Auto links neben mir ist gleich schnell wie ich. Doch es fährt nicht geradeaus! Nein! Es biegt nach rechts in die Schweglerstraße ab! Ja, es biegt nach rechts ab! Auf dieser Seite bin aber ich! Werde ich jetzt umgeworfen? Nein! Ich versuche nämlich, die Kurve parallel mit dem Auto mit zu fahren. Dabei lehne ich mich seitlich an das Fahrzeug, damit die Fliehkraft abgefangen wird. Gleichzeitig schimpfe ich laut, um auf mich aufmerksam zu machen. Auch versuche ich, auf der nassen Straße zu bremsen. Das ans Auto gelehnte Mitfahren geht einige Meter lang gut. Doch leider nicht sehr weit! Als die Kurve fast schon geschafft ist, wird nämlich die

Lenkstange von der Karosserie des zu diesem Zeitpunkt bereits schnelleren Autos nach vorne gezogen. Daher dreht sich mein Vorderrad vom Auto weg. Weiterhin an das Auto gelehnt, rutsche ich daher auf die Straße. Ich versuche, mich mit den bloßen Händen abzufangen. Trotzdem komme ich ziemlich hart auf der Straße auf, auf dem angelegten linken Oberarm. Werde ich nun vom Hinterrad des Autos überfahren? Nein! Zum Glück nicht! Das Auto ist nämlich zum Stehen gekommen. Bin ich in der Lage, mich aufzurappeln? Ja! Das geht! Ein Blick auf meine Hände: Kein Blut, kein sichtbarer Kratzer! Die umgehängte Brille ist ganz geblieben. Auch dem Mobilphon in der Brusttasche ist nichts passiert. Das Zwetschenröster-Glas ist zwar herausgeschleudert, doch es steht ganz geblieben vor mir auf der Fahrbahn! Nun stehe ich ganz auf. Tut etwas weh? Nein! Gar nichts! Ist dem Rad etwas passiert? Nein! Auch nicht! Nicht einmal der Beleuchtung! Rundherum sind eine Menge Leute stehen geblieben und schauen. Ein junger Mann mit dunklem Teint fragt mich beim Aufrappeln, ob ich verletzt bin. Ich denke, es ist der Fahrer und schimpfe ihn. Fälschlich. Es gibt nämlich keinen Fahrer, sondern eine Fahrerin. Eine winzig kleine Frau! Sie weint und sie hat sichtlich einen Schock. Ich muss sie trösten. Außerdem muss ich sie auffordern, ihr Auto wegzufahren, um die herannahende Straßenbahn nicht zu blockieren. Ich sehe mir die Seite ihres Autos an: Kein Kratzer ist ersichtlich! Die Umstehenden rufen nach der Polizei. Ich sage: „Halt! Für die Polizei habe ich keine Zeit!“ Ich müsse die Mitgliederversammlung leiten. Die beginne in einer halben Stunde. Auf der anderen Seite der Stadt, am Schüttel! „Aber“, höre ich, „ich solle mich doch ärztlich untersuchen lassen, ob ich nicht doch eine Verletzung habe.“ „Wenn mir morgen früh etwas weh tut, werde ich das sicherlich tun“. Die geschockte Fahrerin hat sich inzwischen etwas beruhigt und ihr Auto weggefahren. Sie gibt mir ihre Visitenkarte: Zuzana B., Geschäftsführerin einer Gebäudeverwaltung in der Neubaugasse. Auf die Visitenkarte hat sie ihre Autonummer geschrieben. Zwei der umstehenden Frauen bieten an, sie gingen als Zeuginnen. Ich schreibe der Zuzana meine Telefonnummer und meine eMail-Adresse auf. Die Zeuginnen-Damen meinen, Zuzana sollte unbedingt den Vorfall der Polizei melden. Sie sagt, sie mache das auch. Inzwischen ist es halb Sechs geworden. Ich verabschiede mich und schwinge mich in den Sattel. Pünktlich komme ich zur Sitzung und eröffne sie. Mitten in meinen Bericht hinein läutet das Telefon. Der Vorstandskreis ist drauf und dran, wegen des Läutens ungehalten zu werden. Als ich sage, ich erwarte einen Anruf der Polizei, ernte ich Verständnis. Es ist wirklich die Polizei Rudolfsheim! Zuzana sei tatsächlich dort. Ich sage, ich bin nicht verletzt und es gäbe keine Schäden. Der Beamte sagt, es werde daher außer einem Vermerk darüber nichts Weiteres geben. Einige Minuten später ruft er erneut an. Er brauche mein Geburtsdatum und meine Wohnadresse. Kann er gerne haben! Nach der Mitgliederversammlung gibt es im selben Raum eine weitere Sitzung, an der ich teilnehme. Daher ist es fast schon 21 Uhr, als ich heimkomme. Nun bin ich neugierig: Habe ich am Ellenbogen vielleicht eine Platzwunde? Könnte ja sein! Hemd und Unterpulli werden ausgezogen. Jö! Keine Spur einer Verletzung! Doch beim Aufstützen schmerzt der Ellenbogen. Vielleicht ist der Schleimbeutel beleidigt. Auch eine Rippe links ist zu spüren, schmerzt allerdings nicht. Mein Schlaf in der Nacht ist dadurch nicht beeinträchtigt. Ich wache um 5:45 Uhr auf, punktgenau für den geplanten Wocheneinkauf zur Billa-Plus-Öffnungszeit um 7:20 Uhr. Das gewohnte Ergometer-Radeln während des Lesens der Abo-Zeitung macht keine Probleme. In Wirklichkeit gibt es also gar keine Folgen des Unfalls, so gefährlich er auch war. So als wollte jemand beweisen, dass es Wunder gibt!

2024 - Kleidung

„Kindermoden Hieß“, - ein Ehepaar im Dominikanerdurchgang beim Luegerplatz, - kleiden mich ein, - im Gegensatz zu meiner Mutter „Wiener Blusen“. Bis weit in die Volksschulzeit hinein! Der professionelle Geschmack meiner Mutter sorgt für dezente Kleidung bis fast zur Matura. Dann beginne ich aber doch, mich selbst zu orientieren, erst an den „Mods“ und dann an den Hippies. Nicht sehr, aber doch! „Blau gekleidet“ beschreibe ich mich 1970 scherzhaft unter den Studienkollegen, weil ich täglich Jeans und ein dazu passendes dunkelblaues Hemd trage. „Blue Collar“ - Image auf der Technischen Universität! Dazu gibt es passende alternative Accessoires wie den als Jacke getragenen gebrauchten Fuchspelzmantel aus der „Chance“ mit den hölzernen Vorhangringen als Verschluss, die Fußballschiedsrichter-Schuhe - und den rötlichen Vollbart, der mich auch älter aussehen lassen soll, als ich bin. Ob ich gerade als Student, als Architekturbüro-Mitarbeiter oder in der Freizeit unterwegs bin, hat auf die Kleidung keinen Einfluss. Im Gegensatz zu mir ist Gattin Johanna sehr bemüht um ihre Kleidung und um ein gedeckt buntes und dabei edles Aussehen, auch für Sohn Peter. Im AKH-Büro ab 1975 strebe ich an, als zehn Jahre jüngerer Koordinator, als die zu Koordinierenden, anders auszusehen als diese in ihren Pinguin-Looks. Also inszeniere ich mich selbst mit orangenem Polohemd über schwarzer Schnürsamt-Hose und nach wie vor mit dem Vollbart. Das bewährt sich erstaunlicher Weise und signalisiert tatsächlich und wirksam Autorität (siehe die Erinnerung 1976 - Gebäudetechnik-Planung binnen zweier Wochen).

Dann ab 1978 in der „Sozialbau“, wo ich mich als alternativer Partisan fühle, - sozusagen als der einzig Wahrhaftige inmitten der Bestie, - maskiere ich dies mit konsequent weißem Sonderangebots-Hemd, dunkelgrauem Sakko, Selbstbinder und glatt rasiertem Gesicht. Älter aussehen will ich ja nun auch nicht mehr, daher ist der Bart ab! In der Freizeit nun aber doch sofort nach Dienstschluss ab in die Jeans und in zum Teil selbst geschneiderte unifarbene Leiberl ohne irgendwelche Logos drauf! In der ARWAG in den Neunzigern traue ich mich dann über das hellblaue oder hellgraue Hemd, das sich leichter waschen lässt, als ein weißes. Für bunte Hemden und Leiberl in der Freizeit sorgt nun Kollegin Anneliese Schütz durch entsprechende Geschenke zu Weihnachten und zu den Geburtstagen. Es folgt dann, - weil ich mich das dann schon traue, - Schwarz für das Hemd, um die Körperfülle dieser Zeit zu maskieren und weil sich Schwarz für Architekten ohnehin schickt. Je näher die Pension, je mehr die Geschäftsführungen, je näher wieder dem Idealgewicht, desto mehr lasse ich das Sakko weg und das Hemd über die Hose hängen. Aber es gilt immer: Ein Kleidungsstück austragen, bis es auseinanderfällt, und dann erst ein Neues kaufen! Dann in der Pension und in den Pandemie Jahren nach dem Ableben von Kollegin Anneliese und Gattin Johanna geht es weiter um das Austragen von Kleidungsstücken, besonders auch jener, die von Johanna geerbt sind, etwa den Schlafröcken. Und dann höre ich: „Kaum ist die jetzige Gefährtin da, trägst du plötzlich etwas Bunes“. Ja! Zu meiner Freude findet diese Gefährtin nichts dabei, mir Kleidungsstücke zu bringen, in denen sie mich sehen will! Und ich bin auch selbst bemüht, durch meine Wahl beim Ersetzen abgetragener Kleidungsstücke diesem beschwingten Lebensgefühl zu folgen.